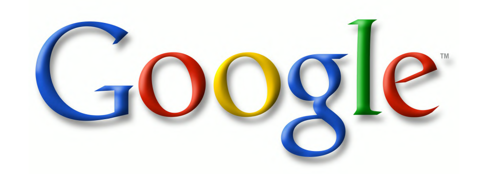
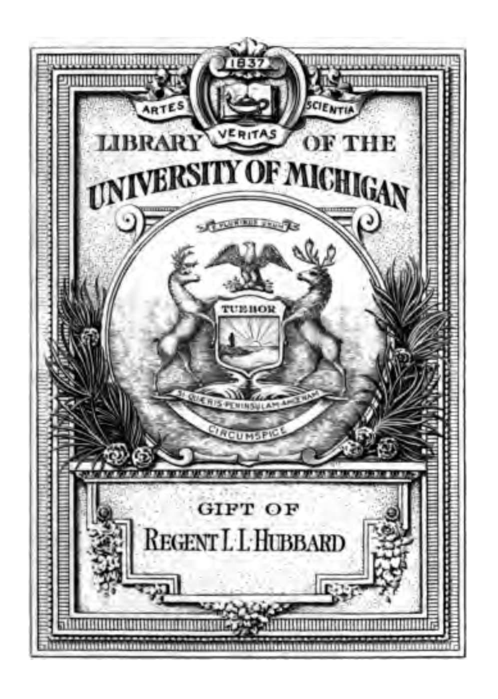





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

Reiseerinnerungen

an

Cuba, Nord- und Südamerica

1838—1841.

Von

Eduard Otto.

Mit zwei lithographirten Tafeln.



Berlin, 1843.

Verlag der Nauckschen Buchhandlung.

gift
Regent L. L. Hubbard
7-28-28

Vorwort.

Um den mehrfach ausgesprochenen Wünschen meiner Freunde zu genügen, habe ich mich entschlossen, die Erlebnisse und Beobachtungen meiner in den Jahren 1838—1841 unternommenen Reise nach Cuba und dem Festlande von Südamerika aus meinem Reise-Journal zusammenzustellen und dem Drucke zu übergeben. Für die Kritiker erlaube ich mir die Bemerkung, dass nachfolgende Schilderungen keinen Anspruch auf stylistische Meisterschaft oder strengwissenschaftlichen Werth machen, indem meine praktischen Dienstverhältnisse es mir nicht gestatten, mich anhaltend an den Schreibtisch zu bannen. Desshalb habe ich mich auch oft veranlasst gesehen, wo ich mich ganz unvermögend fühlte, die empfundenen grossartigen Eindrücke in einer dem Gegenstande angemessenen Sprache zu schildern, auf Alexander von Humboldt's unvergleichliche Reisen in die Aequinoctialgegenden zu verweisen.

Gern hätte ich, da meine Reise hauptsächlich, wenn auch nicht ausschliesslich botanischen Zwecken gewidmet war, um ein übersichtliches Resultat meiner Thätigkeit vorzulegen, ein Verzeichniss der von mir lebend und getrocknet eingesendeten Pflanzen beigegeben, doch sehen noch fast alle an das Königl. Herbarium hierselbst abgelieferte getrocknete Pflanzen ihrer systematischen Bestimmung, und soweit sie neu sind, Beschreibung entgegen.

Königl. Botanischer Garten
bei Berlin, im September 1843.

Eduard Otto.

Inhalt.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Dritter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Vierter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Dritttes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Einleitung.

Der Beruf eines botanischen Gärtners, welchen ich mir zu meiner Lebensaufgabe erwählt habe, ist wohl vor allen andern geeignet die sehnlichsten Wünsche zu erwecken, eine grössere Reise in ferne Gegenden zu unternehmen. Denn nirgends finden sich die Schätze der Pflanzenwelt, soweit sich die Gärten derselben bereits bemächtigt haben, vereint, nicht überall sind die Kulturmethoden und die Konstruktion der zur Aufnahme der aus wärmeren Klimaten übersiedelten Pflanzen bestimmten Gewächshäuser sich gleich: die Art der Heitzung in diesen Häusern ist je nach der durchschnittlichen Temperatur und den übrigen klimatischen Momenten, welche an den verschiedenen Orten, wo die Gärtnerei betrieben wird, herrschen, verschieden. Dieses alles ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit und besondere Theilnahme des botanischen Gärtners zu erwecken, und seine Reiselust rechtfertigt sich dadurch vollkommen. Es glückte mir in den Jahren 1834 und 1835 England, Schottland und Irland in gärtnerischer Beziehung zu durchreisen, doch dienten diese Reisen nur dazu, statt mir Befriedigung meiner Lernbegierde zu gewähren, meinen Wünschen eine noch grössere Ausdehnung zu geben. Sehnlichst wünschte ich die Tropenländer zu besuchen, um mit eigenen Augen die Herrlichkeit und die verschwenderische Pracht zu bewundern, mit welcher die dort wachsenden Pflanzen von der Natur ausgeschmückt sind, um die Verhältnisse zu beobach-

ten, in denen die in unseren Gewächshäusern nur mangelhaft kultivirten tropischen Pflanzen in ihrem Vaterlande wachsen, grünen und blühen. Im Monat Mai kam mir eine Aufforderung des Herrn Dr. Pfeiffer in Kassel zu, ihn auf einer wissenschaftlichen Reise nach Cuba zu begleiten, wo ich für den Königl. botanischen Garten hierselbst und die andern naturhistorischen Sammlungen die Reichthümer des dortigen Landes ausbeuten könne. Nichts war mir willkommener als dieser Antrag; ich glaubte mich schon in den Tropen unter Palmen wandelnd, ich träumte schon von den Herrlichkeiten und der üppigen Pracht der dortigen Vegetation, deren hier kultivirte Repräsentanten als Krüppel zu betrachten sind, wie ich mich später überzeugte.

Durch die huldvolle Vermittelung Sr. Excellenz des verstorbenen Minister v. Altenstein bewilligten des Hochseeligen Königs Majestät Allergnädigst die zu der Ausführung einer solchen Reise nöthigen Geldmittel und Urlaub auf ein Jahr. Zugleich wurden mir mehrere später zu erwähnende gärtnerische Aufträge ertheilt, deren Schwierigkeit in der Ausführung ich freilich erst kennen lernte, als ich mich am Orte meiner Bestimmung befand. Meine Hauptaufgabe bestand darin, möglichst umfangreiche Sammlungen für alle Zweige der Naturwissenschaften anzulegen, namentlich aber für den botanischen Garten lebende und für das Königl. Herbarium getrocknete Pflanzen einzusenden.

Um in den Tropengegenden befriedigende Sammlungen zusammenbringen zu können, ist es eigentlich

nöthig an einem und demselben Ort sich mehrere Monate, ja unter Umständen bis zu einem Jahre aufzuhalten. Allerdings findet man auf Reisen viel des Aufbewahrens Würdiges, doch wird es nur selten gelingen, alles Gesammelte wohl conservirt der Heimath zuzusenden, da besonders auf einer schnellen Reise eine Menge von üblen Umständen zusammentreffen, welche sich oft gar nicht beseitigen lassen, und über die Hälfte der Sammlungen völlig unbrauchbar machen. So habe auch ich manche Kiste mit Pflanzen und Thierbälgen, auf deren Einsammlung ich viel Zeit und Mühe verwendet hatte, wegwerfen und zurücklassen müssen, weil die eingesammelten Gegenstände durch unvollkommene Verpackung, eingedrungene Nässe, und vorzugsweise durch Nachlässigkeit der die Sammlungen transportirenden Leute oft so sehr gelitten hatten, dass sie zu wissenschaftlichen Zwecken völlig unbrauchbar geworden waren.

Mich auf meiner Reise lange vorzubereiten, hatte ich nicht Zeit, denn in der Mitte des Monats Juli wurde mir erst die Bewilligung und die Höchsten Orts gewährten Mittel zur Unternehmung dieser Reise zu Theil, und nach der Bestimmung meines Reisegefährten sollten wir schon im September uns einschiffen. Ich beschaffte mir deshalb schleunigst die allernöthigsten Instrumente und Kleidungsstücke, und bemerkte nicht ohne Betrübniss, dass diese Vorbereitungen schon einen beträchtlichen Theil der mir zu Gebote stehenden Mittel in Anspruch nahmen.

In Hamburg sowohl als in Bremen hatten wir Auftra gegeben, uns sofort zu benachrichtigen,

wenn ein Schiff nach Havana abgehen würde. Als diese Nachricht endlich eintraf, reis'te ich am 4. Oktober 1838 von Berlin nach Hamburg ab. Mit schwerem, wehmüthigen Herzen schied ich von den geliebten Meinigen und der Vaterstadt. Die letzten Eindrücke des Berliner Treibens empfing ich in Charlottenburg und näherte mich bald dem alten befreundeten Hamburg. Bald nach meiner Ankunft daselbst traf auch Herr Dr. Pfeiffer, und ein zweiter Reisegefährte, Herr Dr. Gundlach aus Marburg ein. Wir hatten zwischen zwei Schiffen, welche nach Havana segeln sollten, die Wahl, welche in sofern immer schwierig ist, als man das Schicksal eines Schiffes nicht vorher wissen kann. Ohne indess die Schiffe vorher gesehen zu haben, hatten wir zu dem einen mehr Zutrauen als zu dem anderen, und sonderbar genug strandete das andere Fahrzeug bei Texel an der Holländischen Küste.

Wir besuchten das für unsere Reise bestimmte Fahrzeug, welches auf längere Zeit gleichsam unsere Welt sein sollte, fanden die Einrichtungen desselben ziemlich bequem, weil wir noch keine bessere kannten, und schlossen daher mit dem Schiffskapitain den Kontrakt wegen Ueberfahrt und Lebensunterhalt während derselben ab. Die Abreise selbst verzögerte sich wider Erwarten, und ich erhielt dadurch Musse genug, die vortrefflichen, schon öfters beschriebenen Gärtnereien Hamburgs und seiner Umgegend zu sehen und zu bewundern.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Reise von Hamburg nach Havana. — Seetang (*Fucus*) im Meere.

Am 27. Oktober 1838 erscholl endlich der Ruf „an Bord", und in der freudigen Erwartung, dass es nun wirklich sogleich fortgehen sollte, fuhr ich in Gesellschaft mit meinen beiden Reisegefährten Dr. Pfeiffer und Dr. Gundlach im fürchterlichsten Regenwetter, früh Morgens an Bord. Ausser uns hatten sich noch zwei junge Kaufleute eingefunden, welche ebenfalls nach Havana zu reisen beabsichtigten. Der Wind, der in der Morgenstunde günstig wehete, um die Elbe hinabzusegeln, wendete sich, und nöthigte die Reise bis zum nächsten Morgen aufzuschieben, uns aber das Schiff zu verlassen. Nichts war uns unlieber als das, und um nicht noch einmal in den Reisekleidern in den Haupttheil der Stadt zu gehen, vertrieben wir uns die Zeit theils am Elbufer, theils auf dem Schiffe selbst.

Das Fahrzeug, eine Brigg und die Namen „August und Julius" führend, gehörte keinesweges zu den elegantesten Reisegelegenheiten, und war, wie ich erst später erfuhr, schon ziemlich bei Jahren. Die Brigg hatte ungefähr 80 Fuss Länge und 16 Fuss Breite,

die zwei Masten waren jeder ziemlich eben so hoch als die Brigg lang war. Eine sogenannte Hütte mit acht Schlafstellen (Coyen) befand sich ober Deck und eine kleine, stickige, finstere Kajüte unter Deck. Die Mannschaft des Schiffes bestand inclusive des Kapitains und des Ober- und Untersteuermanns aus eilf Mann. J. D. Wallis, der seekundige Kapitain, und dabei zugleich ein höchst freundlicher und lieber Mann, eben so wie der Obersteuermann, die beide kurz zuvor ihre Hochzeit gefeiert hatten, und deshalb denn auch um so vorsichtiger fahren mochten, erschienen früh am 28. Oktober an Bord. Die Passagiere waren versammelt, der Lootse fehlte ebenfalls nicht, und der Hafenmeister übernahm das Commando, der uns glücklich um 8 Uhr aus dem Hafen auf die Elbe brachte, worauf er sein Commando dem Lootsen übergab, der uns bis hinter Cuxhaven zu bringen hatte. Der Wind war ungünstig und mit Noth kamen wir bis Stade, wo geankert werden musste. Am folgenden Tage wehte der Wind noch heftiger entgegen und musste das Schiff bei Grauerort vor Anker liegen bleiben, so dass wir erst am dritten Tage die Reise fortsetzen konnten, aber auch dann nur bis Glückstadt kamen. Das schöne und grosse Dreimasterschiff der Königl. Preuss. Seehandlung, die Danzig, ankerte dicht neben uns. Sie war einen Tag früher von Hamburg gesegelt und ebenfalls nach Havana bestimmt, wovon ich zu spät durch den preussischen General-Konsul benachrichtigt worden war, obgleich ich mich sogleich bei meiner Ankunft in Hamburg bei ihm gemeldet und nach einer Reisegelegenheit nach Havana erkundigt hatte.

Ein herrliches, unbeschreiblich schönes Schauspiel gewährten mir einige zwanzig aus See die Elbe aufkommende Fahrzeuge, unter denen sich mehrere Dreimaster mit vollen Segeln befanden. Am folgenden Morgen, wo Windstille herrschte, fuhren wir Passagiere in Begleitung des Kapitains nochmals ans Land und besuchten Glückstadt, ein kleines freundliches Städtchen, mit einigen jedoch schlechten Gartenanlagen, worauf die Bewohner der Stadt indessen nicht wenig stolz sind. Wir genossen noch einmal das Leben auf fester Erde, und fuhren gegen Mittag wieder an Bord, da sich ein leichter Wind erhob, und wir keinen Augenblick verlieren wollten, um weiter zu kommen. Unsere Freude währte jedoch nicht lange, denn nur bis Sonnenuntergang konnten wir segeln und kamen folgenden Tages bis ungefähr zwei Meilen vor Cuxhaven. Aber der Wind, von dem unsere Reise abhing, schon schlecht genug, lief noch mehr nach Westen, nöthigte uns umzukehren und die Elbe wieder bis Glückstadt hinaufzusegeln. Einen Trost hatten wir, dass wir nicht die einzigen waren, welche dieses Unglück traf; alle mit uns segelnden Schiffe folgten. Das Wetter wurde unfreundlicher, es regnete stark, und ich dachte mit Schaudern an die weite See, da es mir schon auf der hier freilich sehr breiten Elbe grausenhaft vorkam. Endlich am 3. November gelang es uns Cuxhaven zu passiren und wir hatten somit die Nordsee erreicht. Keineswegs war der Anfang ein angenehmer, es wehete stark, die See ging hoch, und es stellte sich bei den übrigen Passagieren die unleidliche nicht

zu verhütende Seekrankheit ein, von der ich auf allen meinen Seereisen verschont blieb.

Ganze volle sieben Tage mussten wir des immerwährend contrairen Windes wegen in der Nordsee kreuzen. In der Nacht vom 11. zum 12. November rief der Kapitain die Passagiere aufs Verdeck um die Leuchtfeuer von Dover auf der englischen und von Cap Grinez an der französischen Küste zu sehen. Am nächsten Morgen waren wir nur noch eine kleine Meile von Dover entfernt, und der Kapitain wollte, da Windstille eingetreten war, eben die Anker auswerfen lassen, als sich ein leichter Ostwind erhob, der an Kraft von Stunde zu Stunde zunahm, so dass wir 7 bis 8 Meilen mit eng gerefften (verkleinerten) Segeln in vier Stunden oder in einer Wacht zurücklegten *), und nach Verlauf von 36 Stunden den Kanal passirt hatten, und uns schon in dem weiten atlantischen Ocean befanden. Noch sah ich die englische Küste zuletzt bei Stard, und unwillkührlich kam mir der Gedanke, dass es vielleicht das letzte Land von Europa sein möchte, von dem ich auf immer Abschied zu nehmen hätte. Abends, obgleich alles Land verschwunden war, waren dennoch die Leuchtfeuer von Lizard bemerkbar, die den Seeofficieren zur Richtschnur dienten. Der Augenblick, wo Europa dem Gesicht entschwindet, hat etwas Erhabenes. Die Gefühle, die man beim Antritt einer grossen Seereise empfindet, sind mit einer innigen Rührung verbunden. Man sieht sich getrennt von

*) Es sind dies deutsche Meilen, 15 auf einen Grad.

den Gegenständen seiner zärtlichsten Neigungen, man tritt ein förmlich neues Leben an. Diese Gefühle empfindet man aber erst, sobald man in den Ocean kommt, man findet sich erst da in augenscheinlich vorliegender Gefahr, und ist genöthigt, sich in sich selbst zurückzuziehen.

Einen prächtigen Anblick gewährte die vielfache Schattirung des Wassers im englischen Kanal; bald zeigten sich röthlich violette, bald dunkelgrüne und bald hellgrüne Flächen, welche Farben von der grösseren oder geringeren Tiefe des Wassers und von der Beschaffenheit des Meeresboden abhangen.

Herrlich fing die eigentliche Seereise an, es war ruhiges, heiteres Wetter und hatte August und Julius alle nur zweckdienlichen Segel mit allen Leesegeln bei. Aber die Freude, so stolz segeln zu können, wurde uns nicht lange zu Theil, denn schon am 16. November fing es heftiger zu wehen an, und machten wir mit nur 4 Segeln, von denen die beiden Marssegel eng gerefft waren, noch 8 Meilen in 4 Stunden; auch war der Cours gut. Mit ungleicher Stärke, oft schwächer, oft um vieles stärker stürmte es bis zum 29. November fort. Der Sturm war begleitet mit Regen, oft mit Blitz und Donner. Die Segel wurden bis auf zwei endlich eingezogen, und diese beiden waren noch so eng gerefft, dass sie eher einem Lappen als Segel glichen, und nur dazu dienten, das Schiff steuern zu können. Mehr Segel zu setzen wäre unnütz gewesen, denn da der Wind jetzt contrair war, würden wir nur um so schneller rückwärts gesegelt sein. Am 24. November befanden wir uns unter dem 38° 2′ n. B. und

16° 11′ w. L. von Greenwich, und am 29. November unter dem 37° 4′ n. B. und 16° 40′ w. L., so dass wir in dieser ganzen Zeit nur um sehr weniges vorwärts gekommen waren. Am fürchterlichsten stürmte es am 28. November. Der Sturm fing in der Nacht um 12 Uhr an, wurde von Stunde zu Stunde stärker, und hatte am Morgen seine höchste Stärke erreicht. Alle Segel bis auf Eins waren eingezogen und das Schiff seinem Schicksale überlassen. Die Höhe der hoch emporsteigenden Wellen schätzte ich auf 30 bis 40 Fuss, sie schlugen oft übers Deck und drohten durch ihre Gewalt das Schiff zu zerschmettern. Weder an Schlaf noch an Essen und Trinken war zu denken; ein jeder lag in seiner Coye und war gespannt auf das, was kommen sollte. Am meisten dauerten mich zwei meiner Reisegefährten, welche, von der Seekrankheit fürchterlich ergriffen, allen Muth und Hoffnung, die Scene zu überleben, verloren hätten, wenn der Kapitain sie, wie uns alle, durch seine fröhliche Laune, besonders bei recht schlechtem Wetter, nicht aufzuheitern wusste. Der heulende Wind in den Masten und dem Tauwerk, das fürchterliche Brausen des Meeres und der sich brechenden Wellen, das Geknarre des Gebälkes im Schiffe, das Fallen bald dieser bald jener Gegenstände in der Kajüte, der klägliche, monotone Gesang der Matrosen beim Einziehen und Aufhissen der Segel und das häufige Pumpen erregt ein sonderbares, fast unerträgliches Gefühl.

Der Kapitain hatte uns den Sturm prophezeiet, und dieser kam daher nur erwartet. Obgleich ich von diesen Prophezeiungen wenig halte, so richten sich die

Seefahrer dennoch mit ziemlicher Bestimmtheit danach. Nämlich schon am Tage vorher war der Horizont in dicken Dunst eingehüllt, so dass die Sonnenhöhe vermittelst des Sextanten nicht genau genommen werden konnte.

Der Dunst in der Luft ist aber nicht immer ein Zeichen von einem kommenden Sturm, sondern ein Merkmal von jeder andern Wetterveränderung. Am meisten gründete der Kapitain seine Vermuthung eines nahenden Sturmes auf das Erscheinen einer grossen Anzahl Delphine (*Delphinus Delphis*), die sich dicht beim Schiffe zeigten, und uns den ganzen Tag begleiteten. Sie sprangen mit einer unglaublichen Schnelligkeit 5 bis 6 Fuss hoch aus dem Meere empor, beschrieben in der Luft einen halben Kreis, und fielen dann wieder ins Wasser zurück. Sie nehmen gewöhnlich den Cours dahin, woher der Wind kommen soll. Sehr oft habe ich diese Thiere beobachtet, und sind sie stets Vorboten von Sturm oder wenigstens ungestümem Wetter gewesen. Auch die sogenannteu Sturmvögel (*Porcellaria pelagica*) sollen Wind anzeigen, doch mit geringerer Zuverlässigkeit; sie zeigen sich selbst mitten auf dem Ocean, meistentheils bei schlechtem, stürmischen Wetter in der Nähe der Schiffe und waren oft Tage lang unsere Begleiter.

Trotz der stürmischen Witterung herrschte dennoch eine fröhliche Laune am Bord des A u g u s t und J u l i u s, und der Kapitain feierte unter diesem Aufruhr der Elemente den Geburtstag seiner jungen Frau, wobei freilich von einem Essen am Tische nicht die Rede sein konnte, da wir schon seit mehreren Tagen genö-

thigt waren die Mahlzeiten auf dem Fussboden der Kajüte einzunehmen. Das Schiff wurde von den schräg anlaufenden Wellen so geworfen und gehoben, dass kein Gegenstand stehen zu bleiben vermochte. Kein Tag verging, an dem nicht mehrere Tassen, Teller, Gläser u. s. w. zerbrochen wurden, so dass am Schlusse der Reise guter Rath theuer war, wovon gegessen und woraus getrunken werden sollte. Die Schuld musste jedoch immer der Kajütenjunge büssen, der mich oft dauerte, wenn er unschuldig litt.

Wir hatten unterdessen die Breite der azorischen Inseln und am 6. Dezember auch die von Madeira durchsegelt, und fing nun auch das bisher so rauh gewesene Wetter an etwas besser zu werden, so dass selbst die Matrosen ihre gewöhnlichen, bei ruhigem Wetter und günstigem Winde vorzunehmenden Schiffsarbeiten, als Segel nähen, Malen u. s. w beginnen konnten. Die Temperatur nahm durchschnittlich täglich um ½ bis 1° R. zu, und erfreuten wir uns am 8. Dezember schon einer Temperatur von + 17° R. Die Temperatur des Seewassers blieb aber noch auf + 14 bis 15° R. stehn.

Die Farbe des Meeres ist ein herrliches Dunkelblau, worauf der weisse Schaum, durch die sich überschlagenden Wellen erzeugt, einen schönen Contrast bildet. Bei bedeckter Luft und hohem Seegange hat das Meer eine graublaue Quecksilberfarbe, und scheint mit weissen Adern (treibender Schaum) durchwebt zu sein. Ein für mich neuer und überraschender Anblick war das Leuchten des Meeres, das ich

schon seit längerer Zeit beobachtet hatte, sich aber an manchen Abenden, namentlich an recht dunklen Nächten, besonders stark auszeichnete. Man glaubt, zumal am Bugspriet des Schiffes, ein Sternenmeer zu sehen. Das Leuchten des Meeres hat bekanntlich seine verschiedenen Ursachen, theils ist es durch Reibung erzeugte Elecktricität der Salztheilchen, theils sind es Phosphortheilchen, theils auch verschiedene an sich leuchtende Molusken und Quallen-Arten *). Ich fing mehrere Male Wasser mit leuchtenden Theilchen auf, und brachte es ans Licht; man konnte aber auch nicht das geringste darin bemerken. Einzelne Stückchen von Seetang (*Fucus natans*), waren treibend sichtbar und mehrere Male zeigten sich Züge fliegender Fische. Wir Passagiere, namentlich meine gelehrten Reisegefährten, Dr. Pfeiffer und Dr. Gundlach, liessen es uns angelegen sein, die Zeit damit zu vertreiben, jedes Stückchen *Fucus*, das mit Netzen und Haken erreicht werden konnte, aufzufangen, da in demselben gewöhnlich kleine Fische, Taschenkrebse u. s. w. sich befinden. So fingen wir einen sehr netten *Sygnathus*, der beinahe in jedem Stück *Fucus* vorkam. Auf der Hinreise nach Havana sah ich diesen *Fucus* nicht in solchen Massen und in solchen ausgedehnten Flächen, wie andere Reisende beschreiben. Das erste Stückchen Seetang **) sah ich am 2. Dezember 36° 4′ n. B. und 19° 29′ w. L. Auf der

---

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoktial-Gegenden u. s. w. I. p. 109.

**) *Fucus natans Turn., Sargassum vulgare Ag.*

Rückreise von Angostura nach Bremen hatte ich jedoch die Freude grosse Flächen des Meeres mit Seetang bedeckt zu sehen, so dass diese sogar den Lauf des Schiffes zu hemmen schienen. Namentlich traf ich diese Massen im 28° 22′ n. B. und 50° 57′ w. L. Die von Seetang gebildeten Streifen von Norden nach Süden oder von Nordost nach Südwest laufend, waren 70 bis 100 Fuss breit und unabsehbar lang, doch sämmtliche Stücke in verwesetem Zustande und braun gefärbt *)

Viele glauben, dass der *Fucus* auf den Felsen der Bermudas-Inseln wachse, Andere behaupten, er komme von den Florida-Reffs und noch Andere sind der Meinung, er wachse auf dem Wasser selbst. Alle drei Behauptungen sind jedoch wohl unrichtig. Weder auf den Bermudas, noch an den Florida-Reffs ist je ein Stückchen Seetang wachsend gefunden worden, und unter allen aus dem Ocean aufgefangenen Stückchen hat man niemals eins mit Wurzeln oder auch nur mit Anzeichen derselben gehabt. Jedes Exemplar scheint kurz von dem Gegenstande, woran es gewachsen, abgebrochen zu sein.

Als eine Thatsache ist es bekannt, dass der Seetang an den Felsen längs des Golfs von Paria und an der Küste von Caracas vorkommen soll. Es wäre dann aber befremdend genug, warum er nicht

*) Eine nähere Mittheilung findet man im *Nautical Magazine*, Juni 1832 und in den spätern Ausgaben von Purdey und in A. v. Humboldt's Reisen.

auch an den Küsten der Westindischen Inseln zu finden sein sollte. Weder an der Küste von Venezuela, von La Guayra bis nach Puerto Cabello, noch im Golfe von Paria habe ich eine Spur von *Fucus natans* gefunden, mit Ausnahme einiger durch die Wellen ans Land getriebener Stücke. Jm 19° 34′ n. B. und 69° 23′ w. L. fing ich eine andere Art mit ganz krausen und wenig zusammengesetzten Blättern auf, die mir indessen nur eine andere Form zu sein schien.

Unsere Reise ging auch ferner glücklich fort. Am 13. Dezember passirten wir den Wendekreis des Krebses und hatten somit die Region der Tropen erreicht. Es zeigte sich nun der sogenannte Tropenvogel *), der sich selten über den 23° n. B. hinausbegeben soll. Der Wind wehte selten anders als aus Ost zum Nordost, und war bald stärker, bald schwächer. Beim Sonnenuntergang wird er gewöhnlich still und fängt erst wieder eine Stunde nach Sonnenuntergang von Neuem zu wehen an, was eine Eigenthümlichkeit des Ostpassatwindes in diesen Längen- und Breitengraden ist. Nur vom Mai bis Mitte September ist der Wind veränderlicher, wo häufige Regen und Gewitter abwechseln und die Zeit der Orkane an den Küsten der Inseln eintritt. Der Himmel hat in jenen südlichen Breiten ein ganz anderes und herrliches Ansehen, als in den nördlicheren, nördlich vom Wendekreise. Am Horizonte bemerkt man kleine leichte Wolken, die selten bis zum Zenith

*) *Phaëton aethurius.*

hinaufsteigen, und am Abend wieder verschwinden. Häufig bringen sie aber auch Regen und Wind mit sich und geben den Schiffern die Sorge auf ihrer Hut zu sein; oft fährt man indessen auch Wochen lang im Passatwinde, ohne die Segel zu verändern. Nicht genug konnte ich mich an dem ruhigen Meer und an dem tropischen Himmel ergötzen, es war mir unmöglich in der Kajüte zu verweilen, obgleich vom Deck aus oft nichts weiter als Himmel und Wasser zu sehen war. Jedes Stückchen Holz und dergleichen, was vorbeischwamm, jeder fliegende Fisch, jeder Delphin, die vielen sich zeigenden Schiffe, von denen uns mehrere sehr nahe kamen und angesprochen wurden, wurden beobachtet und dienten zur Unterhaltung. Nichts gleicht der Schönheit und Milde des Klimas in der Tropengegend auf dem Ocean. Welcher Unterschied zwischen dem stürmischen Meere der nördlichen Breiten und diesen Gegenden! Je schöner aber die Natur wurde, obgleich nur Wasser und Himmel zu sehen war, und nur der Gedanke an die Pflanzen- und Thierwelt der nicht mehr fern vor uns liegenden Inseln das Fehlende ersetzte, desto schlechter wurde es in mancher Beziehung am Bord. Die nach dem Fass schmeckende und abriechende Butter lief in der Hitze vom Brote, die noch übrigen Kartoffeln waren durch die grosse Nachlässigkeit des zweiten Steuermanns, der zugleich ein schmächtig langer, gefrässiger, aber auch höchst dummer Mensch war, grösstentheils verfault, und mussten über Bord geworfen werden. Sie verbreiteten in der Kajüte einen unerträglichen Geruch, der lange Zeit nach-

her nicht aus den Räumen entfernt werden konnte. Von der zu häufigen Treulosigkeit der meisten Schiffsmakler hatten auch wir bittere Beweise. In Hamburg wurde uns von dem Makler unserer Brigg, alles auf das Beste geschildert und auf das dringendste zugeredet, mit dem Schiffe zu reisen. Nach seinen Worten sollten wir alles Nöthige für die Passage von 120 Piaster *) am Bord finden, nur keinen Champagner, der für diesen Preis nicht geliefert werden könnte. Der Rothwein, zwar reichlich, war sauer genug, um ihn als Essig zu verbrauchen. Das Trinkwasser, das Nöthigste am Bord, war anstatt in guten Wasserfässern, in alten schmutzigen Weinfässern mitgenommen, und zuletzt aus natürlichen Gründen so schlecht und faul geworden, dass es kaum mehr genossen werden konnte, selbst zu Suppen schmeckte es nicht mehr, und konnte nur noch zu Thee und Kaffee genossen werden. Dazu kam nun auch der Uebelstand, dass das Wasser aus der Elbe eingenommen werden musste, als diese durch die Stürme sehr bewegt war, und so hatten wir stets zwei Finger hoch Schmutz und Schlamm in den Trinkgefässen. Weder dem Kapitain noch dem Steuermann waren hierüber Vorwürfe zu machen, da die ganze Ausrüstung des Schiffes dem Makler allein übertragen war, indem erstere, wie schon oben erwähnt, kurz vor der Abreise im Auslande waren und ihre Hochzeit feierten. Ein Fass Havana-Wasser, das schon einmal die Reise über den Ocean gemacht hatte, lag noch

*) 1 Piaster ist gleich 1 Thlr. 13½ Sgr. Preuss.

hinten im Schiffsraume, und musste uns, da es vorzügliches Wasser war, aus der Noth helfen. Freilich kostete es viel Mühe und Arbeit, zum Fasse zu gelangen, indem mehrere Tausend Mauersteine erst fortgeräumt werden mussten, die davor lagen, doch Noth bricht Eisen.

Am 10. Dezember im 24° 31′ n. B. und 34° 46′ w. L. nach unserer Beobachtung holte uns ein Schooner von Teneriffa nach Philadelphia segelnd, ein. Seine uns mitgetheilte Länge differirte mit der unsrigen um 4 Grad. Der Kapitain musste diese für richtiger annehmen, indem der Schooner erst seit kurzer Zeit das Land verlassen hatte. Dennoch wurde die unsrige nicht verworfen und nach beiden gerichtet. Am 22. Dezember zeigten sich mehrere Vögel beim Schiffe, unter andern der schöne Fregattenvogel *) und eine Menge Möven, so dass wir muthmasslich bald Land sehen mussten, doch liess es sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da ein Chronometre am Bord fehlte.

Das heilige Weinachtsfest wollte uns Schwimmenden aber auch eine Freude bereiten, denn nicht nur erfreute uns schon am 23. December der Anblick einer Menge Schiffe in der Entfernung, sondern um 7 Uhr Morgens erscholl auch aus dem Mastkorbe der freudige Ruf „Land, Land!“ Keine grössere Freude kann man sich vorstellen, als die, welche wir Alle bei diesem Rufe empfanden. Mit welchem Jubel beantworteten wir den Ruf, mit welchem unbeschreiblichem Entzücken warf ich meine Blicke aus dem zweiten 60

*) *Tachypetes aquilus.*

Fuss vom Verdeck erhabenen Mastkorbe nach jenem längst ersehnten Lande hin. Es war seit 42 Tagen das erste Land in Sicht. Die Vermuthung, dass unser früheres Besteck um 4 Grade zurück war, bestätigte sich nun. Die Insel Portorico hatten wir ohne sie zu sehen und ohne es zu wissen, ja ohne es nur zu ahnen, passirt, und das vor uns liegende Land war kein anderes als Cap Cabron auf Haiti oder St. Domingo. Um 10 Uhr zeigten sich die Berge deutlicher, und unterschieden wir genau Cap Samana und um 11 Uhr Cap François, von dem wir nur drei Meilen entfernt waren. Das Wetter war herrlich, die See ziemlich ruhig, und konnte ich die Bergkette genau beobachten. Das Geschenk an diesem Tage war uns Allen gewiss eben so lieb, als den Kindern ihre von den Eltern gereichte Weihnachtsgabe, und wurde das Ereigniss festlich gefeiert. Der Abend war einer der schönsten, die wir bis jetzt gehabt hatten, der Mond schien hell, die Luft war warm, und ein leichter Ostwind trieb uns längs der Küste von St. Domingo hin, die sich uns bis 10 Uhr Abends deutlich zeigte. Der Gedanke, seit langer Zeit nun wieder in der Nähe Land zu wissen, und dazu noch ein fremdes, so eigenthümliches Land, bewohnt von Tausenden von Schwarzen, erregte sonderbare doch angenehme Gefühle. Am 24. früh sahen wir Punta Isabella, und nachdem die Sonne die auf der Küste ruhenden Nebel vertrieben hatte, waren wir keine zwei Meilen vom Lande entfernt. Gegen Mittag trat leider Windstille ein, die See wurde so ruhig wie ein Landsee, die Farbe derselben

herrlich blau, die Luft rein und klar, nur an der Küste von Haiti lagerten sich dicke Wolkenmassen. Mehrere Schiffe lagen in unserer Nähe, die ebenfalls besseren Wind erwarteten.

Bei Sonnenuntergang wurde Grange Christ, ein eigenthümlich geformter Berg, entdeckt. Er hat nämlich das Ansehen einer grossen Scheune, und dient den Seefahrern ihren weiteren Cours zu richten.

So wie es gewöhnlich um Weihnachten im nördlichen Europa zu regnen oder schneen pflegt, so sollten auch wir im Tropenmeere nichts voraushaben und begann daher der 25. Dezember mit tüchtigem Regen und Wind, wodurch noch eine trübere Stimmung unter die Passagiere gebracht wurde, unter denen doch schon einige Zwistigkeiten entstanden waren. Das Wetter nöthigte uns in der Kajüte zu bleiben, wo es bei einer Temperatur von 20° R. nicht am angenehmsten war. Die See ging wieder hoch, und das Schiff schaukelte so stark, dass es uns Allen nicht recht behagte, da jeder sich schon auf dem Lande geglaubt hatte. Durch die dicke mit Dünsten erfüllte Luft sahen wir noch die hohen Küsten der kleinen bei St. Domingo liegenden Tortugas-Inseln, das letzte sichtbare Land von Domingo. Dennoch währte es nicht lange ohne wieder Land in Sicht zu haben, denn um 2½ Uhr Mittags zeigte sich uns zu unserer noch grösseren Freude die nordöstliche Spitze der Insel Cuba, Cap Maysi oder Punta de Maysi. Es war jetzt der Augenblick erschienen, in dem sich die Schiffsofficiere bestimmt zu entscheiden hatten, ob sie nördlich oder südlich längs der Insel Cuba nach Ha-

vana segeln wollten. Letzteres wurde einstimmig vorgezogen, da sich im anderen Falle zu viele Hindernisse, selbst Gefahren, einstellen konnten. Die Bahama Bank, nördlich von Cuba ist bei zu erwartenden Windstillen der Gegenströmungen wegen und bei grossen Stürmen sehr gefährlich, zumal unser Schiff 11 Fuss tief ging, und die Meerenge stellenweise nur 11½ bis 12 Fuss Wasser hat. Die Reise wurde freilich durch das Umsegeln der Insel im Süden um beinahe acht Tage verlängert, doch konnten die Segel mit mehr Sicherheit gebraucht und also die Reise schneller gefördert werden. Wir entfernten uns nach diesem Cours bald von der Insel und sahen nur noch undeutlich die Bergkette bei St. Jago de Cuba, Sierra Maestra. Eine unangenehme Windstille verzögerte unsere Reise um 48 Stunden und erst am 28. December erblickten wir die herrlichen hohen, blauen Berge von Jamaica. Die Hitze war bedeutend, täglich hatten wir über 23° R. — Beinahe stets war ich auf dem Verdeck und beschäftigte mich besonders mit dem Auffangen aller vorüberschwimmenden Gegenstände, an Holzstückchen fanden wir *Anatifa*-Arten, dann einige herrliche Scheibenquallen und eine grosse Zahl von *Rhizostoma* (Wurzelqualle), die bei der leisesten Berührung Abends leuchteten.

Noch am Schlusse des alten Jahres, und ehe wir die westliche Spitze von Cuba, Cabo Corrientes und St. Antonio erreicht hatten, überfiel uns nochmals ein nicht unbedeutender Sturm, der uns lebhaft an alle die ausgestandenen Gefahren erinnerte. Die westliche Spitze

Cuba's ist flach doch felsig, und darf man sich ihr nicht zu sehr nähern. Der immer heftiger gewordene Sturm nöthigte uns lange Zeit hindurch in der Strasse von Yucatan zu kreuzen, indem der Wind das Umsegeln des Vorgebirges hinderte. Die See in der Strasse von Yucatan ist beständig kurz und gebrochen, der vielen Strömungen wegen. Die Temperatur war nur 16° R., aber die des Wassers hielt sich gleichmässig auf 20 bis 21° R.

Am 4. Januar 1839, 9½ Uhr Morgens zeigte sich uns endlich die Nordküste von Cuba in S. S. Ost und konnten wir nun beinahe die an der Beendigung unserer Reise noch fehlenden Stunden zählen. Eine Stunde später erkannten wir den Delphinberg oder Pan von Matanzas und eine Menge mit uns segelnder Schiffe, die wir jedoch sämmtlich ruhig segeln liessen und wieder umkehrten, als wir bemerkten, dass wir durch die starken Strömungen des Golf-Stromes, zu weit östlich gerathen waren, und beinahe die Höhe von Matanzas erreicht, und Havana längst passirt hatten. Leider konnten wir nun nicht mehr den Hafen von Havana vor Sonnenuntergang erreichen, und mussten, da kein Fahrzeug vor Sonnenaufgang noch nach Sonnenuntergang weder ein- noch aussegeln darf, die Nacht hindurch vor dem Hafen kreuzen, den Leuchtthurm von Havana aber stets in Sicht behaltend, und liefen wir dann erst am 5. Januar früh Morgens nach einer siebenzigtägigen Reise glücklich in den Hafen ein.

Zweites Kapitel.

Havana. — Hafen. — Umstände beim Landen. — Lonja. — Botanischer Garten. — Theater und italienische Oper. — Einsetzung des Appellations-Gerichtshofes in Havana. — Paséo de Tacon. — Das Fort St. Felipe. — Garten des General Tacon. — Marsfeld. — Lebensart in Havana. —

Den Anblick der Wunder der Tropenwelt kann ich in der That nicht beschreiben, der Eindruck, den die ersten Cocos-Palmen, die herrlichen, majestätischen Königs-Palmen (*Palma Real*)*), die eine der schönsten ihres Geschlechts ist, auf mich machten, war ein ganz eigenthümlicher. Es waren die ersten Palmen, die ich in freier Natur sah, und hätte bei ihrem Anblick Freudenthränen vergiessen mögen. Die Ansicht Havanas von der Einfahrt in den Hafen ist ausserordentlich reizend und pittoresk, die vielen Entbehrungen und Strapazen unsrer langen Reise waren, als wir in den Hafen einsegelten, bald vergessen. Die Einfahrt zum Hafen liegt zwischen der Festung del Morro zur linken (östlich) und dem Schlosse San Salvador de la Punta zur rechten (westlich), sie ist schmal, und also durch Natur und Kunst so befestigt, dass so leicht kein feindliches Schiff einzusegeln vermöchte. Ist man durch diesen schmalen, etwa ⅔ legua langen Eingang passirt, so hat man hinter

*) *Oreodoxa Regia Kth.*

sich das schöne Schloss las Cabaños, nebst der Casa blanca, die neuerdings reparirten und stark befestigten Baracken, und der herrliche Hafen, der von S. S. W. nach N. N. O. über $2\frac{1}{4}$ legua Länge hat und $1\frac{1}{2}$ legua breit ist, präsentirt sich in seiner ganzen Ausdehnung. Dieses grosse den Hafen bildende Bassin soll gross genug und hinreichend tief sein, um gegen Tausend Kriegsfahrzeuge aufzunehmen, die hier einen sicheren Schutz gegen Stürme finden. Eine grosse Zahl der im Hafen befindlichen Kauffahrer lagen unmittelbar an einer gut gebauten Brücke (oder Werft), über welche die Bugspriete der Schiffe bis an die Häuser reichten.

Die südlichen Ufer des Bassins erheben sich nur wenig, werden aber durch ein kleines freundliches Städchen »Regla« und nach Südost durch das von Cocos, Oreodoxa Regia und anderen Bäumen umgebene und geschmackvoll angelegte Kranken-Hospital des Dr. Bellot gehoben, welche beide Orte durch zwei kleine Dampffähren mit der Stadt in Verbindung stehen, die von beiden Seiten alle halbe Stunden abfahren und den Hafen noch mehr beleben. Die Ueberfahrt dauert nur 10 bis 15 Minuten.

Wir segelten also glücklich in den Hafen ein. Ein Boot mit Lootsen kam uns entgegen, und nachdem die Wachen auf dem Morro uns begrüsst und die Erlaubniss einzusegeln ertheilt hatten, brachte der Lootse das Schiff auf den ihm zukommenden Platz. Es befanden sich zur Zeit gegen 400 Schiffe aller Nationen und Grössen im Hafen, unter diesen waren eine Menge Kriegsschiffe, von denen La Créole mit dem Prinzen

Joinville am Bord, unsere Nachbarin war. Die Créole war kurz vor uns mit einer kleinen Flotte nach dem Bombardement von Vera Cruz angekommen. Sowohl die französischen und spanischen, als die englischen Kriegsschiffe erregten im höchsten Grade meine Bewunderung. Ihre Grösse, Pracht und die am Bord herrschende Ordnung und Disciplin ist grossartig, und sucht die eine Nation die andere darin zu übertreffen.

Sobald ein Fahrzeug im Hafen von Havana angelangt ist, bekommt es die sogenannte Visite. Ein Boot mit einem Doctor, der sich nach dem Gesundheitszustand der Mannschaft und der Passagiere erkundigt, und die Legitimationsatteste in Empfang nimmt, macht den Anfang. Vor ihm darf niemand an Bord. Erst nach ihm kommt ein anderes Boot mit acht Schiffern in Leinwands-Uniform, einigen Militairs unter Commando des Platzmajors, die Zoll- Post- und andere Beamten bringend. Die Pässe werden abgenommen, das Schiff durchsucht und Thüren und Kasten versiegelt, damit vor der Zeit des Löschens nicht geschmuggelt werden soll, das jedoch trotz aller dagegen genommenen Massregeln so leicht nicht unterbleiben wird. Die Pässe der Passagiere wurden angesehen und alle für richtig befunden, doch durfte keiner das Schiff verlassen, bevor er nicht eine schriftliche Erlaubniss von Seiten des Gouverneurs hatte, und diese Erlaubniss erhält man nur, wenn sich ein in Havana Etablirter oder Ansässiger für einen verbürgt hat. Der Gouverneur hat die Stunde von 12 bis 1 Uhr zum Unterzeichnen dieser sogenannten

Permits oder Erlaubnisscheine festgestellt, weshalb Schiffe, die Nachmittags einkommen, oder wenn die Verwendung um die Erlaubniss zum debarkiren zu spät eingereicht wird, selbst wenn Schiffe des Morgens im Hafen geankert haben, bis zum folgenden Tage warten müssen. Letzteres traf meine beiden Reisegefährten und auch mich, auch kam noch ein Sonntag dazwischen, an welchem keine Geschäfte gemacht werden, und ich hätte drei volle Tage noch im Hafen am Bord bleiben müssen, wenn nicht der zur Wache am Bord gelassene spanische Soldat so freundliche Gesinnung gehabt, und für einen halben Piaster gern ein Auge zugedrückt hätte. Fremden, die keine Empfehlungen an dortige Bewohner haben, macht es immer Schwierigkeiten diese Erlaubniss zu bekommen, indem sich selten Jemand für einen ihm Fremden gern verbürgt. Die Massregel soll hauptsächlich den Zweck haben, das Land von Vagabonden und dergleichen Menschen frei zu halten.

Nachdem nun endlich alle Visiten an Bord gewesen waren, und ich mich im Stillen schon während dieser Zeit über die merkwürdigen, mageren, stark markirten und bebärteten Gesichter ergötzt hatte, konnten wir also nicht umhin, trotz des strengen Verbotes, ans Land zu fahren, und wer hätte es an meiner Stelle nicht eben so gemacht? Nach einer 70 tägigen Reise im Hafen vor einer fremden Tropenstadt zu liegen und nicht ans Land zu dürfen, das schien uns zu ertragen unmöglich. Als wir nun aber Miene machten vom Bord zu gehen, gab uns der spanische Soldat sehr deutlich durch Zeichen zu

verstehen — denn keiner von uns verstand das dortige Spanische — dass wir bleiben müssten; jedoch kaum sah und fühlte er einige Silberstücke in seiner Hand, als er sagte: voyase coń Dios, gehen Sie mit Gott, kommen Sie aber bis Morgen früh vor 8 Uhr wieder, um welche Zeit die Ablösung kommt, der ich Sie überliefern muss, oder ich bin verloren. Für uns hatte die Uebertretung des Gesetzes keine Folgen, sondern hätte nur im Entdeckungsfalle dem armen spanischen Don Soldat getroffen. Der Kapitain brachte uns selbst ans Land, und liess uns nun freien Lauf.

Um nicht zu oft auf Havana zurückzukommen, will ich versuchen, eine Schilderung von dieser schönen westindischen Stadt, deren Bewohner und Lebensweise hier im Zusammenhange zu geben, wie ich dies bei meinem mehrmaligen kurzen Aufenthalt daselbst zu sehen und zu beobachten Gelegenheit fand.

Havana bietet für einen Europäer einen höchst eigenthümlichen, aber im ersten Augenblick durchaus keinen ergötzlichen Anblick dar. Das Auffallendste und zugleich Unangenehmste ist der Geruch des *Tasajo* oder schlecht gedörrten Fleisches und des *Bacalao* oder gedörrten Fisches, die Hauptnahrungsmittel der Creolen der mittleren und ärmeren Klasse. Nicht nur werden Häuser durch die Gerüche verpestet, sondern ganze Strassen und Stadttheile, namentlich bei grosser Hitze und Windstille. Der Anblick vieler armer, oft sehr alter, halb entblösster, oder nur mit Lumpen bedeckter Neger und Negerinnen gehört gleichfalls nicht zu dem angenehmsten.

Diese Leutchen handeln mit Früchten, Cigarren, Süssigkeiten, betteln so auf eine anständige Weise, und belagern zu diesem Zwecke die Strassenecken und Hausthüren. Zugleich verrichten sie alle ihre Geschäfte auf der Strasse, sie kochen daselbst, frisiren und rasiren sich selbst oder gegenseitig, und verpesten, da diese Menschen einen strengen, durchdringenden Geruch an sich haben, nicht minder die Strassen.

Durch eine grosse Menge eigenthümlicher Wagen (Volantes) sind die Strassen ungemein lebhaft. Diese Wagen sind zweirädrig und zweisitzig. Ein Kutscher, der nur ein Schwartzer oder Farbiger ist, reitet auf dem in einer Gabel gespannten Pferde; er trägt meistens einen grossen breitkrempigen Stroh- oder schwarzen Filzhut, eine rothe, gelbe, grüne oder dunkelblaue Jacke und helle Reitbeinkleider, beides reich mit goldenen oder silbernen Tressen besetzt, dann sehr grosse Kanonen, die um das Bein geschnallt werden und den Schuh frei lassen, so dass dieser ohne die Kanonen entfernt werden kann, weshalb man auch häufig barfüssige Kutscher sieht, welche die mächtig langen Sporen à la Don Quixote sodann, anstatt am Schuh, am blossen Fuss tragen. So ärmlich und schlecht auch die Wagen sind, die zur Miethe stehen und unsere Droschken ersetzen, so elegant sind die Privat-Volanten. Die Spanier, noch mehr aber die reichen Creolen treiben mit diesen Wagen einen ungemeinen Luxus. Kutscher, Wagen und Geschirre sind reich mit Gold oder Silber besetzt, woher es auch kommen mag, dass man die Volante einer rei-

chen Pflanzers-Tochter, die viele Tausend Kisten Zucker oder Säcke Kaffee im Vermögen hat, nicht allein auf dem Hausflur, sondern selbst oft im Saale oder Wohnzimmer aufgestellt findet. Der Enge der Strassen wegen, besonders der sehr schmalen Bürgersteige, leiden die Fussgänger viel durch die Stösse der zahllosen Träger, die Kaffee und Zucker nach dem Hafen tragen, oder auf einem zweirädrigen Karren fahren, und umgekehrt die durch die Schiffe importirten fremden Produkte in die Stadt schaffen. Die grell angestrichenen Häuser sind ein- nnd zweistöckig, luftig und kühl, und besitzen beinahe alle Hofräume, die mit Granit gepflastert und von bedeckten Gallerien oder Colonaden an den Seiten- und Hintergebäuden eingefasst sind. Die Mehrzahl der Stadthäuser zeigen nach hinten hinaus schönere Formen als die Hauptfront in der Strasse. Ein Glasermeister würde in Havana nur schlechte Geschäfte machen, da den Fenstern die Glasscheiben fehlen, und statt derselben an den Fenstern nach Aussen hölzerne oder eiserne Gitter, nach Innen Läden und seidene Gardinen angebracht sind. Gegen Abend, sobald die Sonne von den Fenstern verschwunden, werden Gardinen und Läden zurückgeschlagen und jeder Vorübergehende kann von Aussen bequem die Einrichtung des Hauses, selbst das Treiben seiner Bewohner betrachten. Die Gewerbtreibende Klasse, besonders aber Schneider, Schuhmacher u. dergl. sitzen an offnen Thüren und Fenstern und sehr häufig auf der Strasse selbst und arbeiten, und nicht uninteressant ist es, 15 bis 20 farbige Jungen auf diese Weise beschäf-

tigt zu sehen, die entweder für Stückzahl oder im Tagelohn arbeiten und dann Freie oder gemiethete Sklaven sind.

Die Strassen von Havana sind grade, in rechten Winkeln sich durchschneidend, aber eng und ungepflastert, nur einige sind chaussirt; sie erzeugen bei trocknem Wetter einen höchst unangenehmen, kalkigen Staub, und beim Regen einen unergründlichen Schmutz. Bei heftigen Regengüssen, deren Stärke man in Europa nicht kennt, steht das Wasser in einer Viertelstunde über einen Fuss bis 16 Zoll hoch in den Strassen, die dann einem Flusse gleichen, aber auch in eben so schneller Zeit, wie sich das Wasser sammelt, fliesst es wieder ab und reinigt die Strassen von vielem Unrath.

Der erste Eindruck, den Havana auf mich machte, war allerdings nicht der vortheilhafteste, der aber bald durch den schönen Anblick von Columbus Denkmahl und dem dicht daran stossenden schönen Platz »Plaza de las Armas« vergessen wurde. Ein herrliches Exemplar von *Cocos nucifera* und *Oreodoxa Regia* zieren das einfache Denkmal des Columbus. Der Anblick des Platzes, den man bald nach der Landung am Werft erreicht, ist höchst überraschend und anziehend; er bildet ein Viereck, auf dem sich drei prächtige Gebäude, das Haus des Gouverneurs, der Pallast eines Grossen, und die Intendantur befinden und unter den andern auszeichnen. La plaza de las Armas, von der Grösse des Opernplatzes in Berlin, ist mit einem eisernen Gitter umgeben, und durch breite, mit Granitplatten belegte

Trottoirs in vier Theile getheilt. Jeder dieser Theile ist abermals von einem Gitter umgeben und enthält einen schönen Rasenteppich mit einer kleinen Fontaine in der Mitte, wie schöne Exemplare von *Cycas revoluta*, Oreodoxen, Cocos, Apfelsinen-, Lorbeer- und Myrthen-Bäumen, die theilweise die Gänge beschatten, den Rasen schmücken. Die Hauptpromenade auf diesem Platze fällt jeden Abend zwischen 8 und 9 Uhr, wenn ein ausgezeichnetes Musikchor der Garnison die Retraite bläst und zugleich drei oder vier der gewähltesten Stücke zum Besten giebt.

Die Damen erscheinen auf der Promenade in Ballkleidern, mit Blumen oder Perlen im Haar, jedoch ohne Handschuh, die dort nicht Mode sind; dafür halten sie aber einen Fächer in der Hand. Damen des ersten Ranges und Standes bleiben in ihren Volanten sitzen, die andern steigen aus, promeniren oder setzen sich auf die an den Seiten der Gitter, die den Platz umgeben, angebrachten steinernen Bänke. Der Andrang, besonders an Abenden, die durch hellen Mondschein erleuchtet sind, ist oft unglaublich gross, und ich glaube, selbst ein kälteres Gemüth müsste bei dem Anblick der feenhaft erscheinenden Damen in das Gebiet der Phantasie hinüber gezogen werden. Die vielen Volanten in den Strassen machen oft das Gehen in denselben sehr gefährlich, denn begegnen sich zwei dieser Wagen in den nur 16 bis 18 Fuss breiten Strassen, so bleibt für den Fussgänger nur wenig Platz übrig, und wird er auch nicht übergefahren, so werden doch die Axen und Räder an Beinkleidern und Röcken

gereinigt, vielleicht mit Absicht der Kutscher zum Vortheil der Wäscherinnen. Sehr häufig wird man genöthigt täglich 2 bis 3 Mal den Anzug zu wechseln, da man nur mit reinen Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen erscheinen darf. Die Wäsche gehört überhaupt in Havana mit zu den theuersten Objecten, ein junger Mann, der stets reinlich erscheinen will, zahlt nicht selten 15 bis 20 Piaster monatlich für Wäsche, und ist ein Besitzer von mindestens 3 bis 4 Dutzend weisser Pantalons.

Die Kaffeehäuser spielen in Havana eine ziemlich grosse Rolle, da sie zu den alleinigen Vergnügungsörtern gehören, und es giebt deren einige recht elegante, unter welchen die sogenannte Longa (Börse) oben an steht. Ich erinnere mich nicht, in Paris ein grossartigeres Lokal gesehen zu haben. Es hat 8 ziemlich grosse Säle und 5 schöne Billards. Die Fussböden sind mit Granitplatten ausgelegt, die Wände mit schönen Gemälden in reichen Rahmen und mit Spiegeln verziert, so wie Kronenleuchter, Candelabers und Stutzuhren nicht fehlen. Das Haus hat zwei Haupteingänge und zwei grosse Büffets, wo alle nur mögliche Arten von erwärmenden und kühlenden Getränken, auch Backwerk und Gefrornes, Letzteres jedoch nur erst nach 7 Uhr Abends, verabreicht werden. Man findet am Tage in dieser Longa grösstentheils nur Creolen, doch schon von des Morgens 6 Uhr an, wo man eine Tasse Kaffee oder Chocolate mit Weissbrot verzehrt, und im Laufe des Tages die Zeitungen, die man von allen Ländern findet, bei einigen Erfrischungen lesen kann. Man kommt am

Tage in seinem Geschäftsanzuge; des Abends jedoch erscheint man nur rein gekleidet, im Frack mit schwarzer Kravatte und Hut, ganz nach der neuesten europäischen Form und Mode. Nur einige vielleicht mehr vernünftige Creolen erscheinen in Sommerröcken oder Jacken, und verschmähen die steife, gezwungene und von den Europäern eingeführte Mode. In den verschiedenen Sälen sondern und gruppiren sich auch die verschiedenen Nationen. Die Damen fahren in ihren Volanten vor den Eingang des Hauses vor, sie steigen nicht aus, sondern es wird ihnen das Gefrorne oder ein kühlendes Getränk in den Wagen durch die vor der Thür immer bereit stehenden Garçons gereicht. Geraucht wird überall, wo man steht und geht, und eine höchst lästige Höflichkeit ist das gegenseitige Gewähren der brennenden Cigarre zum Anzünden. Es gilt als eine grosse Grobheit und Beleidigung, wenn man seine brennende Cigarre abschlägt, um die man gebeten worden, und selbst der geringere Mann fordert dreist von einem Vornehmen dessen brennende Cigarre, die ihm von demselben nicht verweigert wird. Es trifft sich auch wohl, dass die dargereichte Cigarre nicht gehörig brennt, um eine andere daran anzuzünden, dann steckt sie der Fremde erst in seinen Mund, und zieht sie an. Die Farbigen erhalten jedoch von einem Weissen stets eine abschlägige Antwort, sie werden aber auch diesen nie um Feuer bitten.

Nachdem ich mich am ersten Tage schon ziemlich in Havana umgesehen hatte, ging ich am Abend 10 Uhr wieder an Bord unsers Schiffes, obgleich ich

viel lieber auf dem festen Lande geblieben wäre. Mehrere Posten riefen mich an, und nachdem ich „Español“ oder „jente que passe“ geantwortet hatte, liessen sie mich gehen. Das Boot lag bereit und durchruderten wir bald den vom Mondschein malerisch beleuchteten Hafen bis zum Schiffe »August und Julius.« Ein eigenthümliches Leuchten des Wassers, sobald die Ruder mit demselben in Berührung kamen, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Beim Betreten des Schiffes lag unser Don Soldat im tiefsten Schlafe, und wurde nur erst durch die am nächsten Morgen kommende Ablösung geweckt. Unser Landungs-Permit war noch nicht erschienen, und es kostete uns abermals einen halben Piaster, um ans Land gehen zu dürfen. Es war Sontag und schon früh Morgens holten einige Deutsche aus Havana mich ab. Das Erste, was mir in der Stadt auffiel, war der ungeheure Lärm der Negersklaven. Sie hatten nämlich ihren Feiertag (Fest der heiligen drei Könige) und zogen in grossen Zügen, maskirt und sonderbar genug ausgeputzt, mit Musik durch die Strassen. Ich überzeugte mich, mit welcher Ausdauer sie zu ihrem Vergnügen thätig waren, viele waren in der grossen Sonnenhitze ganz in Schaaffellen eingenäht, tanzten dabei unaufhörlich und gaben die eben nicht zum Ergötzen der gebildeten Zuschauer gereichenden Pantomimen zum Besten. Das Fest spielte bis Sonnenuntergang in den Strassen, und wurde, da jeder Sklave um diese Zeit zu Hause sein muss, im Hause fortgesetzt.

Mein Hauptzweck war an diesem Tage der Besuch des botanischen Gartens, der einige Minuten weit vor

der Stadt lag. Ich sage lag, denn er ist leider seit dem Sommer 1839 demolirt worden und an seine Stelle ein Eisenbahnhof getreten. Herr Auber, ein Franzose und zeitiger Vice-Director (der wirkliche Director Sõr. Ramon de la Sagra befindet sich in Paris), empfing mich freundlich und machte mich auf alle sehenswerthe Pflanzen aufmerksam. Der Garten war in regelmässige Quartiere getheilt. Die Wege waren aber theilweise mit Gras bewachsen, und so sumpfig, dass Niemand ohne einzusinken dieselben betreten konnte. Das Imposanteste im Garten war für mich eine herrliche Allee der *Palma Real* (*Oreodoxa Regia*), die älteste auf der Insel. Die Stämme waren 60—70 Fuss hoch und die stärksten hatten 2—3 Fuss im Durchmesser. Nicht minder schön waren die Alleen von *Clusia rosea* und *alba*, *Artocarpus incisa* (Brodfruchtbaum), dann einzeln stehende Exemplare von Datteln- und vielen anderen Palmen, meistentheils auf der Insel einheimisch. *Euphorbia pulcherrima,* Ipomoeen, Leguminosen und viele andere, wie auch unsere gewöhnliche Gartenblumen, bildeten herrliche Gruppen. Orangenstämme waren mit Orchideen geschmückt und Opuntien bildeten undurchdringliche Hecken. Von Pflanzen in Töpfen sah ich nur einige Nelken und andere ähnliche von Europa importirten Gattungen.

Der neue botanische Garten war, als ich Havana verliess, bereits nach seinen Grenzen abgesteckt, und man war beschäftigt, ausgewählte Bäume und Sträucher des alten Gartens dahin überzusiedeln.

Die grosse Allee bleibt unverletzt auf derselben Stelle und wird gewiss noch von vielen Reisenden bewundert werden.

Am Nachmittage besuchte ich die Alamada, eine sehr beliebte Promenade, die sich ausserhalb der Stadt vom Thore Puerta de la Muralla bis nach dem Castillo de la Punta erstreckt, und in einer Allee verschiedener, schöner Bäume besteht. Einige freundliche Sommerhäuser stehen an beiden Seiten der Allee, welche von dem Castillo de la Punta bis an das Meer reicht, wohin man häufig wandert, entweder nur um frische Luft einzuathmen, oder auch um zu sehen, ob etwa einige Schiffe im Ansegeln sind. Gegen Abend blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder an Bord zu begeben, wo ich bis Montag Mittag auf das ersehnte Permit wartete. Kaum war es jedoch in meinen Händen, so ging ich auch sogleich ohne nochmals einen halben Piaster zahlen zu dürfen, in die Stadt, nachdem ich die geeigneten Anstalten mein Gepäck an das Land zu schaffen gemacht hatte, mit dem ich zugleich das Schiff verliess. Eine reichliche Auswahl von Hotels gab es nicht, und wir nahmen von den wenigen das, welches seinem Rufe nach das vorzüglichste sein sollte. Eine eben so alte als redselige Wirthin kam mir sogleich entgegen, redete mich englisch und französisch an, und meinte, dass zwei von uns dreien — meine beiden gelehrten Reisegefährten und ich — Ein Zimmer, und der dritte mit einem bereits früher eingetroffenen fremden Herrn einlogirt werden könnte. Wie es uns geboten mussten wir es freilich annehmen, und fiel mir das Loos mich bei dem Frem-

den einzuquartieren zu. Neugierig war ich zu wissen, wer mein unbekannter Schlafgenosse sein mochte, da es mir im fremden Lande doch nicht ganz gleichgültig war. Ich blieb deshalb bis 11 Uhr auf, und liess mich immerhin von den Mosquitos peinigen, welche durch die offenen Gitterfenster freien Eintritt hatten. Endlich erschien mein Stubengenosse, und ich war nicht wenig erfreut, in ihm einen meiner anderen Reisegefährten zu erkennen. Leider wurde er bald nach seiner Ankunft in Havana ein Opfer des gelben Fiebers. Das Zimmer, welches wir bewohnten, hatte einen hölzernen Plafond, und der Fussboden war mit Mauersteinen ausgelegt. Das einzige Fenster ging nach dem Hofe hinaus, und war mit starkem hölzernem Gitterwerk und Laden versehen. Ein kleiner Waschtisch, der auch zum Schreiben dienen musste, zwei hölzerne Schemel und eine Eeldbettstelle (Cattre) in Form eines grossen Stickrahmens, mit einer dünnen Kattundecke, machten das Meublement aus, für das ich, incl. des Frühstücks, Mittagbrods und des Abends Thee, täglich $2\frac{1}{2}$ Piaster (3 Thl. 20 Sgr.) zahlen musste, gleichviel ob ich dort das Accordirte genoss oder nicht. Und dies kam vor, da ich bei meinen Landsleuten, namentlich von dem Hause C. W. et Co. und dem preussischen Consul eine ausnehmend gastfreundliche, liebe Aufnahme fand. Nachdem ich mich in diese theure Wohnung und Kost gefunden hatte, eilte ich sogleich zu Herrn W., der die Güte hatte, mir einen Spanier, oder, um nicht zu beleidigen, einen Castilianer mit zu geben, der mich zum zeitigen Gouverneur, General

Espeleta führte, an den ich durch die gütige Verwendung des Herrn A. von Humboldt vom Sõr. Don Ramon de la Sagra ein Empfehlungsschreiben erhalten hatte. Ich wurde sogleich vorgelassen, und vom General sehr artig empfangen. Nachdem ich ihm in französischer Sprache den Zweck meiner Reise mitgetheilt hatte, befahl er seinem Sekretair, mir nebst meinen beiden Reisegefährten einen Pass auszustellen, damit wir auf der Insel ohne alle Schwierigkeiten reisen könnten; zugleich wurde in dem Passe die Erlaubniss ertheilt, jede Art sonst verbotener Waffen zu führen. Durch den Gouverneur wurde ich zugleich an den Finanz-Minister und Intendanten der Aduana (Zollamts) Conde de la Villaneuva empfohlen, der mir gleichfalls einen Pass ausstellen liess, mit dem ich überall mit meinem Gepäck frei aus und eingehen konnte. Mit diesen mir nicht unwichtigen Papieren ging ich an Bord, brachte nicht nur meine, sondern auch meiner sämmtlichen Reisegefährten Effecten ans Land und ohne Umstände durch das Zollamt. Unter den Effecten, es waren über 40 Collis, befanden sich ein Fortepiano, eine Guitarre, ein Schreibepult und andere dergleichen Sachen. Sobald die Zollofficianten den Pass sahen, waren sie froh, dass sie die Kisten nicht zu öffnen nöthig hatten, und liessen uns mit Allem, was wir bei uns hatten, gern passiren. Ich will hier gleich der Theater, des Paseo de Tacon und einiger anderer Sehenswürdigkeiten gedenken, die ich erst nach und nach bei meinen wiederholten Besuchen in Havana kennen gelernt habe. Die italienische Oper

Saison war noch nicht geschlossen, und ich entschloss mich dieses theure, aber zugleich auch seltene Vergnügen mitzumachen. Man gab zum dritten Male Rossini's »Doña de Lago«. Die Vorstellung war ausgezeichnet und die Ausstattung der Oper selbst für Havana prachtvoll. Ich nahm eine Luneta (Sperrsitz), Parterre giebt es nicht. Will man ins Theater gehen, so zahlt man die Entrada (Eintrittsmarke) mit 4 Realen, welche aber nur den Eintritt ins Haus gestattet, um die Musik von den Gängen der Logen oder von den daran stossenden Büffets - Zimmern oder Foyers zu hören. Will man auch Augenweide haben, so muss man sich einen Sperrsitz oder einen Sitz in einer Loge nehmen, der noch einen Piaster extra kostet. Das Haus ist ungefähr von der Grösse des Schauspielhauses in Berlin, elegant und schön eingerichtet, hat 4 Ränge, von denen der unterste die Stelle der bei uns üblichen Parquetlogen einnimmt, alle sind aber hell und schön beleuchtet. Die Brüstung des ersten und zweiten Ranges besteht aus einem feinen weitläuftigen Gitterwerk, so dass man die im Ballstatt in die Oper gehenden Damen vom Kopf bis zum Fusse bewundern kann, die denn auch ihre kleinen niedlichen, mit seidenen Strümpfen und Schuhen bedeckten Füsschen vortheilhaft zu präsentiren wissen. Die Damen sitzen nur in den Logen der Ränge und zwar auf Rohrstühlen. Nie hatte ich einen so eleganten Kranz von Damen gesehen; die freilich auch nicht alle anziehend sind. In die Lunetas geht keine Dame, dort erscheinen nur die feinen Herren in Tuchröcken und sogar weissen Handschuhen, die

sonst, wie schon erwähnt, nicht Mode sind. Das ganze Haus wird durch Wachskerzen erleuchtet, die zu dreien auswendig an den Brüstungen der Ränge angebracht sind.

Um 11 Uhr, nach der Oper besuchte ich noch das Theater Tacon, wo die letzte jährige Redoute statt fand, die schon mehrere Tage vorher durch mächtig grosse Anschlagzettel angekündigt war, und die grösste aller Redouten sein sollte. Der Weg wurde mir entsetzlich lang, denn ich musste durch die ganze Stadt, und die entlegenen Strassen waren verödet; nur Patrouillen und Nachtwächter spazierten auf und ab. Je näher ich aber dem Ziele kam, desto lebhafter wurde es. Masken in allen möglichen Gestalten und Anzügen ergötzten die nicht maskirten Zuschauer. Eine Einlasskarte gelösst gelangte ich in die von unmaskirten und maskirten Personen gedrängt volle Vorhalle des Theaters, wo der Cigarrendampf noch stärker war, als in Berlin's Wintergärten. Die Maskenordnung ist ganz zwanglos, einem Jeden ist der Eintritt erlaubt, nur keinem Neger, und gleichviel, ob in reinen oder schmutzigen Kleidern, wenn er nur seinen Piaster Entré gezahlt hat. Auch im Saale selbst darf geraucht werden, wovon fast Jeder Gebrauch macht. Die Zahl der versammelten Menschen belief sich auf etwa 10,000, wenigstens waren so viel Marken ausgegeben worden. Diejenigen die keinen Platz fanden, gingen gegen Contremarken ins Freie, athmeten frische Luft unter Palmen und Orangenbäumen, und erquickten sich an Kaffee und Früchten, die auf dem Platze vor dem Hause feil geboten

wurden. Die Alleen glichen einem grossen Markt, überall sah man Lichter und Feuer, bei welchen gesotten und gebraten wurde. Es war ein erfreulicher Anblick, diese vielen Tausend Menschen in der herrlich mondhellen Nacht herum schwärmen zu sehen, und unter allen auch nicht einen Betrunkenen zu bemerken. Das Haus, welches nach dem Stadttheater zu Hamburg erbaut worden ist, und dieses an Grösse noch übertrifft, ist im Innern sehr elegant und zierlich. Wie im Opernhause nur zwei Ränge mit Gitterwerk versehen worden, sind es in diesem alle vier, und waren alle Logen mit den elegantesten Damen besetzt.

Der Priesterinnen der Venus giebt es in Havana eine grosse Zahl und unter ihnen sehr reiche, oft viele Tausend Piaster im Vermögen habende. Es ist ihnen erlaubt, in jeder beliebigen Strasse zu wohnen, daher sie auch meistens die besseren wählen, und gewöhnlich sich einzeln, auch zu zweien oder dreien neben den ersten Häusern der Stadt einmiethen. Sie sind auf das brillanteste und bequemste eingerichtet und beobachten dieselben Gebräuche wie die vornehmen Damen. Bei eintretender Nacht zeigen sie sich, da sie selten oder nie bei Tage ausgehen, mit brennender Cigarre im Munde an ihren hohen Gitterfenstern. Die Fenster sind offen, dass man ihre Zimmer durchschauen kann, worin sie auch meistens auf Schaukelstühlen sitzen, und schaukellustige Herren an sich locken. Weder die Spanier noch die Fremden genieren sich, mit ihnen an den Fenstern sich zu unterhalten, was auch Niemanden auffällt,

obgleich man von den Häusern vis-à-vis beobachtet wird.

Am 8. und 9. April erlebte ich in Havana zwei Festtage von nicht geringer Wichtigkeit, nämlich die Feier der Einsetzung eines Appellations-Gerichtshofes, der sich bis dahin noch nicht in Havana befand, obgleich jährlich eine grosse Anzahl von Prozessen geführt werden, deren Entscheidung in letzter Instanz aber immer erst von Madrid abzuwarten war, was äusserst lästig und kostspielig wurde, zumal die Advocaten zu ihrem Vortheil die Sachen so viel als möglich in die Länge zogen. Der Beschluss, einen Appellations-Gerichtshof in Havana einzusetzen, war endlich in Madrid gefasst, und zu diesem Endzweck aus jener Residenz ein Reichspetschaft nach Havana geschickt, das mit allen Ceremonien nach der Kirche zur Einweihung und in Prozession durch die Stadt getragen werden sollte. Feiertage, wo Prozessionen, Illuminationen und Maskeraden Statt haben, sind den Spaniern immer willkommen, schon mehrere Tage vorher wurden Vorkehrungen dazu getroffen, und man hörte von nichts Anderem reden. Der Befehl war ergangen, dass ein jeder Hausbesitzer und Bewohner seine Fenster, Balkons etc. mit rothem und gelben Damast (die spanischen Farben) dekoriren und am Abend illuminiren, oder, wenn es nicht geschähe, 10 Piaster Strafe zahlen sollte. Dieser nicht auszuführende oder doch geringen Erfolg versprechende Befehl wurde jedoch schon am Nachmittage zurückgenommen, denn die Mehrzahl der Hauseigenthümer hätten lieber 10 Piaster Strafe gezahlt, als zu deco-

riren und illuminiren, da sie so viel billiger fortgekommen wären. Beinahe alle Häuser waren indessen decorirt, und obgleich an vielen Fenstern nur Lappen hingen, so sah man doch den Willen. An den Balkons und Fenstern der Reichen hingen schwere Damaststreifen von 6 bis 10 Fuss Länge und 4 Fuss Breite herab, und da die Strassen nur eng und die Häuser beinahe durchgängig mit Balkons versehen sind, so gewährte diese Decoration einen feenartigen Anblick. Mehrere Strassen waren mit Sonnenzelten, die an den Dächern der Häuser angebracht werden, überspannt, so dass weder Sonne noch Regen beschwerlich fallen konnte. Das Wetter obgleich sehr Regen drohend, hielt sich dennoch, und um 5 Uhr Nachmittags, unter Kanonendonner von einem spanischen Kriegsschiffe, wurde das von Madrid angekommene Reichspetschaft in einem mit Edelsteinen verzierten Kasten durch Staatsbeamten in Volanten und unter einer starken Bedeckung Lanciers nach der Kathedralkirche gebracht, woselbst es zu übernachten bestimmt war. Ganz Havana war im Staate und die meisten Leute auf dem Wege nach der Kirche. Die Damen hatten sich alle sehr geschmackvoll gekleidet, und sassen schon eine Stunde früher in ihren Schaukelstühlen, die sonst vor den Fenstern hangenden Gardinen waren zur Freude aller Vorübergehenden frühzeitig fortgenommen, so dass man die schönsten Damen des Hauses in ganzer Figur beschauen, und mit nicht sehr grosser Schwierigkeit eine Unterhaltung anknüpfen konnte, die gewöhnlich durch Erbittung etwas Feuers um eine Cigarre anzuzünden ihren Anfang

nimmt. Ich hielt mich jedoch nicht lange mit dem Conversiren auf und eilte in Gesellschaft des Herrn C. W. durch die glänzend illuminirten Strassen nach der Kirche. Das Gedränge war unglaublich, dennoch gelang es uns in die wahrhaft schön dekorirte und erleuchtete Kirche zu kommen. Aus der Kirche wurden wir in die Sakristei geschoben, da ein Gehen nicht möchlich war. Diese war von oben bis unten mit rothem Dammast ausgeschlagen und glänzend erleuchtet. Hierin lag das Petschafs, 3 Zoll im Durchmesser, bewacht von sechs Advokaten und vier Soldaten.

Der Pallast des Gouverneurs zeichnete sich am Abend vor allen übrigen Gebäuden aus, an dessen einer Fronte in einem rothen Sammtrahmen das Portrait der jungen Königin Isabella II. und neben diesem die Bildnisse der Gerechtigkeit und Treue angebracht waren. Sämmtliche Strassen waren besprengt und wimmelten von Menschen aller Nationen und Farben, wo aber zur Eleganz die im Ballstaat gekleideten Havaneserinnen am meisten beitrugen. Um acht Uhr Abends fing die schöne Musik auf dem Plaza de las Armas an, und alles strömte dahin, so dass der Platz einem Ballsaale ähnlich sah.

Schon früh Morgens am folgenden Tage waren alle Strassen mit Menschen und Volanten gefüllt, so dass sich die Geschäftsleute kaum einen Weg bahnen konnten. Um 9 Uhr machten einige Lanciers auf die bescheidenste Weise Platz für die sich nähernde Prozession. Der Zug wurde vom Gouverneur, General Espeleta, umgeben von allen Staatsbeamten eröff-

net, dem die Consuln aller Mächte in ihren Uniformen, auch der Preussische fehlte nicht, folgten; dann kam ein brillanter Triumphwagen in ganz eigener Gestalt, mit acht starken Schimmeln bespannt, geführt von Männern in alt spanischer Tracht. Auf dem Wagen stand der Kasten mit dem Petschaft, und daneben lagen die Symbole der Gerechtigkeit, die Wage und das Schwert. Hinter dem Wagen folgte die hohe Geistlichkeit sämmtlicher Kirchen Havana's in den prächtigsten Kirchenkleidern, und gewährte einen imposanten Anblick. Unter einem aus Silberstoff verfertigten, und mit Edelsteinen verziertem Baldachin wurden die mit Diamanten geschmückten Bilder der Mutter Gottes und des Heilandes getragen. Das ausgezeichnete, prächtig gekleidete spanische Militair bildete in den Strassen Spaliere, durch welche der Zug ging. Am Abend war Illumination, Maskerade im Theater *Tacon*, welches drei Abende wiederholt wurde. An spasshaften Scenen fehlte es auch dort nicht, besonders gewährten die affenartig ausgeputzten Neger und Negerinnen vielen Spass. Man sieht hieraus, dass man in Havana in solchen Sachen nicht zurück ist, ja ich möchte sagen, über uns steht, denn alle dergleichen Festlichkeiten gehen, ohne Polizeiliche Verordnungen und ohne die Einmischung derselben, ungestört von Statten. —

Von den öffentlichen Anlagen in und um Havana ist unstreitig die vom Gouverneur Tacon angelegte Promenade „Paseo de Tacon“ die vorzüglichste. Sie ist zwischen 5 und 6½ Uhr Abends das Rendezvous der eleganten Welt. Hunderte von Volanten

mit Damen fahren in der grössten Ordnung auf und nieder, die Herren reiten, oder gehen auch zu Fuss. Die Promenede liegt hinter dem schönen Campo de Marte, zum Exerciren der Garnison bestimmt, in einer kleinen Entfernung von der Stadt. Man passirt, um nach der Promenade zu kommen, eine lange massiv steinerne über ein Thal führende Brücke. Die Promenade, wenn ich sie näher beschreiben soll, ist ein ungemein langer, sehr verschiedenartig angelegter chaussirter Weg. Den Anfang macht ein kreisförmiger, mit einer 3 Fuss hohen Mauer umgebener Platz, in dessen Mitte die Statue Carlos III. auf einem 10 Fuss hohen Piedestale steht, mit der Inschrift: „A Carlos III. el pueblo de la Habana, año MDCCCIII“. Den Eingang zu diesem Platze bilden zwei Postamente mit ruhenden Löwen, und von diesen in einiger Entfernung stehen zwei Säulen mit Urnen, jede 24 Fuss hoch. An der niedrigen Mauer sind steinerne Sitze angebracht. Aus dem Kreise kommt man nun in eine vierreihige Allee von *Aleuritis triloba.* Zwischen den Bäumen der inneren Reihe stehen steinerne Bänke, und zwischen denen der äusseren Rasenbänke, die dann noch von einer 2—3 Fuss hohen Monatsrosen-Hecke begränzt werden. Auf diese Weise läuft die Allee 600 Fuss gerade fort, und endet mit einem kreisrunden Platz, gebildet durch doppelte Reihen von *Casuarina nodiflora* (?), 15 Fuss hoch; in der Mitte des Platzes befindet sich eine 20 Fuss hohe, auf einem 10 Fuss hohen Postamente stehende, und eine Göttin tragende Säule. Auf jeder Seite des Postaments ist eine kleine Fontaine ange-

bracht, und auf einer derselben lies't man die Worte: „Paseo de Tacon 1836". Von diesem Kreise läuft die Allee, deren ganze Länge 2560 Fuss beträgt, in derselben Richtung fort, und 600 Fuss von diesem Platze ist abermals ein runder Platz, von doppelten Reihen von *Casuarina*-Bäumen begränzt, in dessen Mitte sich kleine Fontainen in steinerne Schalen ergiessen, mit der Inschrift 1832. Noch drei Hundert Schritte weiter kommt ein ähnlicher Platz, und von diesem schliesst die Allee nach 260 Fuss mit einem kleinen Platz, begränzt von *Casuarinen* und *Ficus*. Die kleinen Springbrunnen sind mit *Arum discolor*, *Adiantum formosum* und *Pothos*-Arten geziert. Der Fahrweg der Promenade ist 40 Fuss breit, und die auf jeder Seite von ihm liegenden Fusswege 26 Fuss. Von der Stadt aus bis zur Mitte des Paseo hat der Boden etwas Gefälle, steigt aber dann bis zum Ende der Allee ziemlich schnell, und führt von dem letzten Platz ein Weg unmittelbar nach dem Fort St. Felipe. Obgleich es ziemlich heiss war, bestieg ich dennoch die Anhöhe, und wurde durch die reizendste Aussicht auf Havana, auf die Umgegend und auf das Meer reichlich belohnt. Vom Fusse des Berges erstreckt sich in gerader Richtung der eben erwähnte Paseo de Tacon, dem sich die schöne Stadt anschliesst. Jenseits Havana sieht man die übrigen am Hafen liegenden Forts, rechts von der Stadt erheben sich nach der Küste zu grüne Bergmassen, und in weiter Ferne erkennt man noch so eben den Pan von Matanzas. Auf beiden Seiten des Paseo, links bis ans Meer, und rechts nach dem Innern

sieht man unzählige Palmen, einzeln und in Gruppen zerstreut aus dem roth und weiss gefärbten Boden stolz und majestätisch emporstreben, wie einzelne Häuser ausser diesen noch die Gegend beleben. Der Berg, auf dem ich mich befand, besteht aus kalkig steinigten Boden, und ist nur von dürrem Gestrip, Mimosen, Cassien und einer Unmasse von *Opuntia horrida* bewachsen. Ich notirte mir einige Bemerkungen in meine Schreibtafel, und nachdem ich vollendet, wollte ich meinen Rückweg antreten, als mich ein spanischer Posten am Eingange des Forts mit einem mira! (Halt) zuzück rief. Der spanischen Sprache damals wenig mächtig, glaubte ich nicht, dass mir der Ruf gelte, bis der Soldat seine Stimme mehrmals hatte ertönen lassen, und mir durch Winke zu verstehen gab, dass ich stehen und zurückkommen sollte. Am Eingange wurde ich einem Unterofficier überliefert, der mich mit vielen Fragen, die ich jedoch nicht verstand, und nur mit si oder no beantwortete, durch mehrere Gänge und Höfe in ein Zimmer brachte und hier einem Officier übergab. Hier erfuhr ich mein Verbrechen endlich, ich sei, hiess es, desshalb verhaftet worden, weil ich dem Anscheine nach Notizen über das Fort niedergeschrieben hätte, und die Sache könne mir übel bekommen. Man führte mich weiter, abermals durch Gänge und Höfe, mich wunderte nur, dass man mir nicht die Augen verband, und kamen wir endlich an eine durch Posten bewachte Thür, hinter der ich im Geist schon die Gefängnissmauern erblickte. Es war indessen das Zimmer des Commandanten, der darin mit 6 Officiren um einen

grün behangenen Tisch sass. Man empfing mich sehr artig, und fragte mich aus, ob ich Officier oder überhaupt vom Militair sei, woher ich käme, und musste ich meine Notizen zeigen, die jedoch nichts weiter waren als deutsche und botanische Namen. Der Commandant erkannte, dass ich unschuldig sei, und meinte nur, dass der Posten seine Schuldigkeit gethan hätte, trug dem Officier auf, mich bis an den äusseren Ausgang zu geleiten und dem Posten seinen Dank für den geleisteten Diensteifer zu bezeugen. Kaum in Freiheit, machte ich, dass ich die so zufällig besehene Festung in den Rücken bekam. —

Von dem vorletzten Platze des Paseo führt eine Allee, die von Rosenhecken begränzt ist, und aus *Ficus populifolia*, *Mangifera indica*, *Aleuritis triloba* mit dazwischen stehendem Oleander mit rothen und weissen Blumen besteht, nach einem rechts von dem Paseo belegenen Hause, das früher vom Gouverneur Tacon bewohnt wurde, und ihm noch gehört. Es ist von einem in englischem Styl angelegten Garten umgeben, der, obgleich nicht gross, dennoch sauber und sehr blumenreich ist, und zwar sind die europäischen Gartenblumen auch hier die Zierde der Blumenrabatten. Eine vom Eingange nach dem Hause führende, 300 Fuss lange Allee von *Mammea americana* ist prächtig, und die blühenden Orangenbäume, deren Stämme mit Orchideen geschmückt sind, verbreiten einen herrlichen Duft *). Der Eintritt in

*) Als noch besonders schön zeichneten sich aus: *Hibiscus rosea-sinensis*, *Poinsettia pulcherrima Grah.*,

den Garten ist einem Jeden gestattet, daher viele Damen bis vor den Eingang fahren und dort aussteigen, um in demselben zu promeniren.

Den schönen Mars-Platz oder Plaza de Marte, ausserhalb der Stadt, kann ich seiner Grösse wegen nicht unerwähnt lassen. Es ist ein freier, geebneter Platz, von einem 10 Fuss hohen eisernen Gitter umgeben, und bildet ein ziemlich regelmässiges Quadrat. Auf jeder Seite befindet sich ein grosses Portal, über dessen beiden, den Eingang bildenden Pfeilern das Stadtwappen angebracht ist, unter welchen dann bei jedem kurze Inschriften stehen:

1. Año de 1836, Puerta de Tacon.
2. Año de 1836, Puerta de Colon.
3. Año de 1836, Puerta de Hernandez de Cortes.

Die Vierte konnte ich leider nicht lesen. Um den Platz führen Strassen mit schönen Gebäuden, auf der Nordseite gränzte der ehemalige botanische Garten. Dieser schöne Platz dient fürs Militair zum Exerzieren, und ich hatte Gelegenheit, mich über die treffliche Haltung des Militairs zu freuen.

Obgleich ich schon Einiges von dem gewöhnlichen Leben uud den häuslichen Einrichtungen der Havaneser erwähnt habe, so kann ich doch nicht umhin, noch einmal darauf zurück zu kommen, ehe ich zu andern Gegenständen übergehe. Im Allgemeinen

---

Tradescantia discolor (als Einfassung), *Sophora*, *Mimosa*-Arten, *Clusia alba*, *Citrus myrtifolia*, Granaten, *Pandanus utilis*, mehrere *Cannu* und *Cyperus* Arten *etc.*

steht man in Havana früh auf, um 6 Uhr sieht man die Herren Kaufleute schon an der Werft, theils um frische Seeluft zu schöpfen, theils auch um Neuigkeiten zu erfahren. Die Damen schlafen länger, stehen jedoch früher auf als bei uns die Frauen der höheren Klasse. Um 7 Uhr ist Alles im Gange, Zuckerkisten, Kaffeesäcke und Cigarren, so wie die importirten Waaren werden auf zweirädrigen Karren, mit einem Esel, Pferde oder Maulthiere bespannt, gefahren, die einen so durchdringenden fürchterlichen Lärm verursachen, dass die, welche gern noch schlafen möchten, es nicht im Stande sind. Nachdem man nach dem Aufstehen eine Tasse Kaffee getrunken, wird um 8½ oder 9 Uhr gefrühstückt, stets warm und fast eben so vollständig, wie eine Mittagsmahlzeit. Um 3 Uhr, bis zu welcher Zeit die meisten Geschäfte ausser dem Hause abgemacht werden, isst man zu Mittag. Das Diner, welches 1—1½ Stunden dauert, besteht in spanischen Häusern aus einer Menge verschiedenartiger Gerichte, die meistens in Oel schwimmen, und stark mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt sind. Die Bedienung bei Tische geschieht durch Sklaven, die ähnlich den Hunden dressirt, und beständig auf die Gäste aufmerksam sind. Hier steht einer mit der vollen Flasche in der Hand, um die leeren Gläser sofort zu füllen, dort ein anderer die Arme à la turque auf der Brust über Kreuz gelegt, er sieht dem Gast scharf ins Angesicht, dessen Winke entgegen zu nehmen, ein Dritter steht mit reinen Tellern, Messern und Gabeln, und wechselt sobald er einen leeren Teller sieht. Die Kleidung der aufwartenden Sklaven ist

bei Leuten ersten Ranges gewöhnlich reinlich, oft aber gehen sie baarfuss, und bei Leuten mittlerer und unterer Klasse zuweilen ausserdem noch schmutzig, so dass man den Appetit oft verliert, zumal wenn sie stark transpiriren und widerlich riechen. Die Haushaltungen kosten in Havana ungemein viel, die Hausfrauen bekümmern sich um Nichts, der Koch, ein Schwarzer, kocht was ihm beliebt, in vielen Häusern täglich dasselbe. Bei Tische isst ein Jeder was ihm ansteht, und verlangt durch die Sklaven dasjenige, was er wünscht. Man isst schnell, spricht wenig, und wer Lust hat, entfernt sich, sobald er satt ist, ohne alle Umstände. Des Abends sieht man die Familien an offenen Fenstern in Schaukelstühlen sitzen, mitunter wird auch musicirt oder getanzt und gewöhnlich bei offenen Fenstern, damit die Leute auf der Strasse ihren Beifall spenden können. Die Läden werden erst um 10 Uhr Abends geschlossen, denn die Damen machen ihre Einkäufe meistens des Abends und nur zu Wagen ab, sie steigen selten aus, und die Sachen werden ihnen in ihre Volanten zur Ansicht und zum Kauf verabreicht.

Drittes Kapitel.

Reise nach der Pflanzung Fundador und Aufenthalt daselbst. — Kaffeepflanzung St. Juan. — Cardenas. — Matanzas.

Ich glaube jetzt so ziemlich das Interessanteste von Havana erwähnt, und vielleicht schon den geehrten

Leser hier und da ermüdet zu haben, daher will ich auch sogleich meine erste Reise nach einem andern Theile der Insel mit meinen beiden Reisegefährten Dr. Pfeiffer und Gundbach antreten. Auf Einladung eines jungen Pflanzers, Namens Don Carlos Tinto, reisten meine Reisegefährten mit dem Dampfboot einige Tage früher von Havana ab, ich folgte ihnen aber schon am 12. Januar 1839 nach Matanzas. Ich schiffte mich auch mit dem Dampfschiff Almendares um 7 Uhr Morgens ein und war schon um 3½ Uhr Nachmittags in Matanzas, für welche kurze Passage man 7 Piaster zahlen muss. Die Reise, obgleich nur wenige Stunden dauernd und immer unter Land fahrend, war dennoch so unangenehm, dass von etwa 32 Passagieren beinahe alle seekrank wurden. Vermittelst meiner Pässe kam ich ohne alle Umstände mit meinem Gepäck durch das Zollamt in Matanzas und fand meine Gefährten im Hôtel americano, mit denen ich, ohne mich weiter in Matanzas umsehen zu können, sogleich die Reise nach der Pflanzung „Cafetal el Fundador“ antrat. Wir bestiegen zu diesem Behuf ein kleines Fruchtboot und liessen uns von dem nach Havana abgehenden Dampfschiff ins Schlepptau nehmen, das uns bis nach der See brachte. Matanzas liegt nämlich am Ende einer sehr grossen Bay. Nachdem uns das Dampfschiff verlassen hatte, liefen wir in den Fluss Canimo ein, den wir vier Stunden hinauf zu rudern hatten, ehe wir die Pflanzung erreichten. An diesem Flusse war es, wo ich die erste Tropenvegetation gewahrte. Die beiden hohen

Ufer des sich hin und wieder windenden Flusses boten freilich noch keine Tropenwälder dar, doch strotzten die felsigen Ufer von Orchideen, Yucca-, Ayaven-, Tillandsien-, Pitkairnien- und Cactus-Arten. Der Fluss selbst ist nur höchstens 50—60 Schritte breit und an mehreren Stellen sehr flach, so dass nur kleine Fahrzeuge ihn befahren können. Grosse Strekken der Ufer und einzelne im Flusse liegende Inseln sind mit Manglebäumen (*Rhizophora Mangle*) bewachsen. Das Ufer am Landungsplatz der Pflanzung ist ziemlich hoch und steil, und führt vom Ufer ab bis beinahe an das Haus eine majestätische Allee von Bambus. Die einzelnen Bambus-Stauden haben 15—20 Fuss im Durchmesser und 40 Fuss Höhe. Der Anblick ist herrlich. Der Erdboden unter denselben ist dicht bedeckt mit Bambuslaub, und hat das Bambus die Eigenschaft, dass es keine andere Pflanzen unter sich aufkommen lässt. Unser kleine Creole brachte uns nach dem Wohnhause und stellte uns seinem Bruder und seiner Schwägerin vor, der die Stelle des Mayor domo der Pflanzung versah. Die Zimmer des massiven Hauses waren Räume, worin nur einige Holzschemel und dazu passende Tische das Meublement ausmachten. Thüren und Fenster standen offen und Hühner, Enten, Schweine hatten freien Eintritt. Uns wurde ein Zimmer, wenn ich es so nennen soll, im Kaffeemagazin eingeräumt, das nur ein abgeschlossener Raum auf dem Boden des Magazins war. Dieses war ganz aus Holz erbaut und mit Ziegeln gedeckt. Bretter und Balken waren so sehr durch die Sonnenhitze eingetrocknet, dass es an frischer Luft

nie fehlte. Die Aussicht, die sich jedoch aus dem Fenster auf die Pflanzung, auf die unzähligen Königspalmen und auf andere Fruchtbäume uns darbot, entschädigte alle andere Unbehaglichkeiten, nur nicht die unsäglichen Ungezieferarten, deren es so viele gab, dass die Wohnung in dieser Hinsicht wenigstens mit der Arche zu vergleichen war. Von allen aber standen Ratten und Mäuse oben an, die in solchen Massen vorhanden und so dreist waren, dass sie auf meinem Körper ihre Sprünge übten und später die eingesammelten Pflanzen und Naturalien wegschleppten oder zerstörten. Taranteln und andere Spinnen, Scorpione, Tausendfüsse, Fledermäuse, Mosquitos und unzählige Flöhe waren eine furchtbare Plage für mich.

Die Pflanzung ist reizend gelegen, Berg und Thal wechseln ab, besonders in der nächsten Umgebung des Wohnhauses. Mit den zur Pflanzung gehörenden Waldungen, dem unkultivirten oder Wiesenland soll sie gegen **10,000** Morgen Landes umfassen, auf dem theilweise Kaffee, Pisang (*Musa*), Ananas, Mais, Wurzelfrüchte und ausserdem noch eine grosse Anzahl Fruchtbäume angebaut werden. *)

---

*) Die besonders cultivirten Fruchtbäume sind: ***Mangho*** *(Mangifera indica)*, ***Guanabana*** *(Anona muricata)*, ***Cainito*** *(Chrysophyllum Cainito)*, ***Guajava*** *(Psidium pyriferum* und *pomiferum)*, ***Aguacate*** *(Laurus Persea)*; ferner: ***Bataten***, ***Aje*** *(Dioscorea alata)*, ***Yams*** *(Dioscorea sativa)*, ***Malanga*** *(Arum esculentum)* etc. —

Die Lebensweise der Pflanzer, oder besser deren Stellvertreter auf Cuba ist sehr einfach. Die Oberaufseher, *Mayor domo*, haben oft nur zwei Hemden, zwei Beinkleider, eine Jacke und im Nothfall ein Paar alte Schuhe, einen langen Degen, mit dem sie stets bewaffnet gehen und mehrere Pferde, die ihr Heiligthum sind. Die Familie unseres kleinen freundlichen Wirthes, der, da er längere Zeit in Deutschland sich aufgehalten hat, auch deutsch sprach, war ziemlich zahlreich und Alles, was nur verwandt und befreundet war, kam nach der Pflanzung uns Europäer zu sehen.

Ziemlich schnell wurden wir heimisch und fingen sogleich mit dem Einsammeln von Naturalien an, so dass unsere Arche schon in wenigen Tagen das Ansehen eines Naturalien-Cabinets gewonnen hatte. Dr. Pf. rutschte den ganzen Tag im Gehölz und suchte Conchilien, worin er auch reichlich belohnt wurde. Dr. G. schoss Vögel, balgte diese ab und sammelte Insekten, ich hingegen Pflanzen und Samen. So hatte ein Jeder das Seinige zu thun und war voll auf beschäftigt. Unsere Wirthsleute, wie alle dort dienenden Geister, brachten uns ausserdem lebende Thiere mancherlei Art, um sich wo möglich einige Pfennige damit zu verdienen. In der Nähe der Pflanzung befindet sich noch ein herrlicher Urwald, der beinahe täglich mein Zufluchtsort war, da er mir reichliche Schätze von Orchideen oder Epiphyten und anderen Pflanzen darbot. Ungefähr zwei Stunden von dieser Pflanzung entfernt, liegt eine andere Pflanzung „Bella Vista," die mit Recht diesen Namen führt, denn man geniesst von

der Anhöhe eine reizende Fernsicht auf den Fluss Canimo und die Bay von Matanzas. Ein Wald von mehreren Tausend *Oreodoxen* (Königspalmen), die in graden Reihen angepflanzt und deren Stämme 60—80 Fuss hoch sind, gewähren so wohl von der Anhöhe als auch von unten betrachtet, einen unbeschreiblich schönen Anblick.

Der 16. Januar war für mich ein merkwürdiger Tag, eine grössere Excursion sollte unternommen werden, die aber nicht anders als zu Pferde ausführbar war. Drei so eben von der Weide geholte junge Hengste wurden gesattelt und mit nothdürftigem Zaumzeug versehen, und ich bestieg zum Erstenmal in meinem Leben ein Pferd. Wie ich mich dabei angestellt habe, konnte ich selbst nicht beurtheilen, ich denke aber nicht so arg als mein Gefährte Dr. Gundlach. Wir ritten zwei volle Stunden, bald im Trabe, bald im Galopp durch dickes Buschwerk, Agaven- und Cactus- (*Opuntien*) Hecken, dann längs dem Meeresstrande, und machten die Landzunge „Punta de Maya" zu unserem Ziele. Die ganze Küste ist sandig und dicht mit *Coccoloba uvifera* bewachsen, unter denen ich dicht am Meere eine grosse Zahl von Amaryllis fand. Die Vegetation war sonst arm. Ziemlich reich beladen, mehr mit Seemuscheln nnd Seegewächsen als mit Pflanzen, kehrten wir gegen Abend nach der Pflanzung zurück.

Täglich hatten wir, je mehr sich unsere Sammlungen vergrösserten, unser Zimmer voll von den neugierigen Creolen und Creolinnen. Ungenirtheit herrscht im ganzen Lande. Die Mädchen von 12—16

Jahren erscheinen im strengsten Negligé, ungeschnürt, die Kleider offen, halb von den Schultern herabhangend, ebenso das lange schwarze Haar und eine brennende Cigarre im Munde, dennoch darf eine Rose oder Blume auf dem Kopfe nicht fehlen. Erst gegen Abend machen sie Toilette und erscheinen dann so fein als möglich. Des Abends wird gewöhnlich erbärmlich musicirt, getanzt, oder sie amüsiren sich mit unschuldigen Kartenspielen. Sehr entbehrte ich damals die genauere Kenntniss der spanischen Sprache und musste manche Aeusserung oder Bemerkung, die vielleicht nicht am unrechten Orte angebracht sein würde, verschweigen.

Am 23. Januar führte uns Don Carlos nach der in seinem Bereich gelegenen Höhle St. Juan, die mitten im Urwalde liegt und zwei Stunden vom Wohnhause entfernt ist. Ein ziemlich gebahnter Weg führt durch den Wald, der nur stellenweise durch die vielen *Bejucos* (Schlingpflanzen) verwachsen ist und erst von Neuem gebahnt werden musste. Die *Bejucos* sind es ganz besonders, die das Eindringen in die Wälder so sehr erschweren, dazu kommen noch die in den Wäldern auf Cuba am Boden liegenden, den Schlacken ähnliche Steine und die so oft stacheligen Mimosen, die man bei dem Bergabgehen oder Hinaufsteigen unwillkührlich ergreift, um sich zu halten. Herrlich nehmen sich die uralten, starken Bäume aus, besonders von *Cedrela odorata*, das dort sogenannte Cedernholz und *Bombax Ceiba;* ferner prächtige *Cecropien*, *Ficus* und *Leguminosen*, deren Stämme mehr oder weniger mit

Bromelien und Orchideen besetzt sind. Oft liegen auch diese Epiphyten auf dem Boden, wohin sie durch Stürme geworfen sind. *Anthurium* (*Pothos*) *crassinervium* bedeckt grosse Felsenstücke und alte Baumstubben. *Asplenium Nidus*, *Polypodium repens* und ihnen verwandte Farrn bedecken gleichfalls Baumstämme und Felsen, und entzücken den Naturfreund durch ihre ausgezeichnete Schönheit. Prächtig nimmt sich auch die *Clusia flava* aus, die mit ihrem dünnen Stamme hoch aufsteigt, bis sie die Aeste eines Baumes erreicht, worauf sie sich festsetzt und von dort Saugwurzeln herabsenkt.

Wir hatten die Höhle erreicht und drangen so weit darinnen vor, als wir sehen konnten. Die Steinmasse besteht aus Tropfstein und bietet durchaus nichts Eigenthümliches dar. Sie ist der Zufluchtsort der entlaufenen Sklaven, die sich von der Jagd und geraubten Thieren und Früchten der Pflanzungen nähren. Wir fanden eine Menge Knochen am Eingange der Höhle und frische Negerspuren, ein Beweis, dass die Höhle zur Zeit bewohnt sein mochte.

Ausser einigen Vögeln sind die dichten Wälder an Thieren arm, hier und da trifft man eine Schlange, die jedoch alle nicht giftig sind. Die sogenannte Hutia*) (Waldratte), das einzige vierfüssige Thier der Wälder von Cuba findet sich sehr häufig. Sie lebt auf den Bäumen und macht den Lieblingsbraten

*) *Capromis Fournieri* und zwei andere Arten.

der Neger aus. Die Thiere lassen sich, da sie auf den Bäumen leben und sich vom Laube und Früchten nähren, leicht fangen, indem sie selten den Baum, auf dem sie sich befinden, verlassen. Ein Neger, so ungern er arbeitet, opfert seine letzten Kräfte einen starken Baum zu fällen, worauf er eine Hutia bemerkt, wenn er sie nicht durch ein anderes Mittel in seine Gewalt bekommen kann. Die Neger unterscheiden zwei verschiedene Arten unter den Namen Hutia Conjo und H. Caravali. Ich schoss ein Paar dieser Ratten, nahm sie nach Hause, balgte sie ab, und nachdem dies geschehen, nahmen die Neger das Fleisch, brateten es, und ich muss gestehen, dass es von keinem üblen Geschmack ist, nur der Name Ratte mag es einem verekeln.

Der 8. Februar war bestimmt eine Exkursion nach einer entlegenen Pflanzung „Cafetal St. Juan," im Districte Lagunilles, die ebenfalls unserm Wirthe gehörte, zu machen. Vier Pferde standen früh 5½ Uhr gesattelt, ein Lastpferd trug die nothwendigsten Utensilien zum Einsammeln von Naturalien. Die so freundliche Wirthin liess uns aber nicht ohne Frühstück abreiten, und mussten erst noch einige Eier, geröstete Pisang und Kaffee verzehrt werden. Bewaffnet mit Hirschfänger und Pistolen langten wir nach einem ziemlich schnellen, aber sehr mühseligen Ritt um 12 Uhr in St. Juan an. Ein Unglück hatte sich in so fern ereignet, dass ich aus meiner Jagdtasche meine Schreibtafel mit dem darin befindlichen spanischen Gouvernements-Pass verloren hatte, und ihn erst vermisste, als uns eine

Militair-Patrouille nach dem Passe und dem Erlaubnissscheine, Hirschfänger führen zu dürfen, fragte. Es darf auf Cuba Niemand von einem Orte nach einem andern, wenn er auch nur einige Leguas entfernt ist, reisen, ohne eine Licenzia (Erlaubnissschein) zu führen, den man von der Behörde eines jeden Ortes gratis erhält. Ich hatte, wie früher erwähnt, eine solche für ganz Cuba ausgestellte Licenzia vom Gouverneur selbst erhalten und jetzt verloren. Als die Patrouille uns mit unerlaubten Waffen reiten sah, hielt sie uns natürlich an, und es wäre uns schlecht ergangen, hätte sich unser Wirth nicht zu legitimiren verstanden, und die Patrouille nicht zufällig aus mehreren bekannten Männern seiner Nachbarschaft bestanden. Es ist Gesetz, dass die Pflanzer oder die Bewohner der Pflanzungen abwechselnd die Districte durchreiten und für die Sicherheit des Landes Sorge tragen müssen. Sie sitzen zu Pferde, sind militärisch, doch Jeder nach seiner Wahl gekleidet und sehen einer Räuberbande wohl eben nicht unähnlich.

Der Weg von Fundador nach St. Juan ist als solcher fürchterlich, hingegen Vegetation und Gegend herrlich. Er führt theils durch andere Pflanzungen, theils durch Savanas, unebene, unfruchtbare Gegenden, wo eine kleine Palmart mit sehr dünnen, 12—15 Fuss hohen Stämmen die Hauptvegetation ausmachte.

Das Cafetal St. Juan umfasst gegen 4000 Morgen Landes, von denen die Hälfte mit Kaffee, Zuckerrohr und Fruchtbäumen etc. bepflanzt ist. Die Wohnungen der Sklaven, das Wohnhaus des Herrn selbst,

die Magazine sind ärmliche Hütten. Mit ungemein Wenigem begnügen sich diese Art Leute und sehr schwer wird es einem Europäer, sich an ihre Lebensweise zu gewöhnen. An einem jeden Morgen und Abend wird die Pflanzung von ungeheuren Schaaren grüner Papageien mit rothen Köpfen,*) Cotorro genannt, heimgesucht, die ich hier zum ersten Mal wild sah. Diese schönen Vögel lassen sich auf die hohen Palmen oder andere Bäume nieder, fallen, wenn sie sich sicher glauben, über die Apfelsinenbäume her, und zerstören deren Früchte. Um nur einige der Früchte zu retten, musste der Verwalter jeden Morgen Wachen ausstellen die Papageien abzuhalten, und zu unserer Zeit wurden viele ein Opfer unserer Flinten und dienten uns zum Mittagsmahl, da ihr Fleisch ganz vorzüglich gut schmeckt.

Die Sklaven, deren nur einige 70 auf dieser Pflanzung waren, müssen sich jeden Abend vor dem Wohnhause ihres Herrn versammeln und zusammen ihr Ave Maria beten, darauf segnet sie der Herr und sie werden in ihren Hütten eingeschlossen. Ein Negermädchen von 12 und ein Junge von 15 Jahren benutzten die Anwesenheit ihres Herrn und baten diesen um die Erlaubniss, sich heirathen zu dürfen; und nachdem dieser sich von der gegenseittgen Liebe überzeugt hatte, was durch die Auswechselung eines Kusses geschah, gab er seine Einwilligung zur Heirath und die Verbindung war vollzogen. Vielleicht erst nach einigen Jahren, wenn der Zufall einen

*) *Psittacus leucocephalus.*

Priester in diese Gegend führt, erhalten sie den kirchlichen Seegen. Ein Gleiches geschieht mit dem Taufen. Der Herr der Pflanzung giebt den Kindern die Namen und erst nach mehreren Jahren werden sie getauft.

Cardenas, eine freundliche Hafenstadt, zwei Stunden von der Pflanzung St. Juan war das Ziel einer Exkursion am 13. Februar. Die Stadt ist noch ganz neu, da sie vor kaum 6 Jahren gegründet ist. Sie wurde an einer Bay in einer sehr sumpfigen Gegend angelegt und ist beinahe ganz auf Pfählen erbaut. Die Bay, woran sie liegt, giebt einen guten Hafen ab, und ihr Verkehr in Landprodukten, namentlich mit den Vereinigten Staaten, ist jetzt schon von Bedeutung. Unsere Absicht war die unweit der Küste gelegenen Inseln (Cayos) zu besuchen und mietheten wir uns zu diesem Zweck ein kleines Fischerboot. Wir segelten in die See, doch noch waren wir nicht weit vom Lande entfernt, als sich ein heftiger Wind und hohe See erhob, die uns umzukehren nöthigte. Wir untersuchten die sumpfige Küste, deren Gesträuch nur aus Manglebäumen *) bestand. Ein weites Vordringen war unmöglich, der Boden war zu sumpfig und das über der Erde befindliche Wurzelwerk der Rhizophoren undurchdringlich. Eine unzählige Menge von Krebsen in allen Grössen und Formen bewohnen diese sumpfigen Gegenden, und Heerden grauer Pelikane **) suchten sich im flachen Küstenwasser ihr Frühstück.

---

*) *Rhizophora Mangle.*

**) *Pelicanus fuscus.*

Unsere Abreise von St. Juan nach dem Cafetal el Fundador geschah am 15. Februar auf gleiche Weise als die Hinreise. Meine Reisegefährten und ich hatten sich so eingerichtet, die am Wege bemerkten Gegenstände einzusammeln und mitzunehmen, dennoch wurde unser Vorsatz in der That zu Wasser. Kaum waren wir einige Stunden geritten und hatten mit Gefahr einige Sümpfe passirt, als es so heftig zu regnen anfing, wie ich es nie erlebt hatte, und gleich stark hielt dieser Regen bis auf den Abend an. Kein Dorf noch Haus hatten wir auf unserm Wege zu erwarten, das uns Obdach geben konnte, das Wasser stand ½—1 Fuss hoch auf der schon so sehr schlechten Strasse. Die Thiere fielen jeden Augenblick in die nicht bemerkbaren Löcher und drohten zu stürzen oder die Beine zu brechen. Kein Faden war an unsern Kleidern trocken und hatten die europäischen Mäntel eine so grosse Schwere erhalten, dass die Pferde kaum noch fortkonnten und nur mit der grössten Anstrengung gelang es uns, Fundador gegen Abend zu erreichen. Die meisten eingesammelten Naturalien waren durchnässt und gingen verloren, und so war Mühe, Fleiss und Kosten umsonst gewesen, was bei dem Reisen in den Tropenländern leider zu oft der Lohn ist, und worauf in Europa gewöhnlich nicht Rücksicht genommen wird. Wenn jeder Reisende das einsenden könnte, was er eingesammelt und an Ort und Stelle schon verloren ging, oft die Resultate monatlicher Bemühungen, die in wenigen Stunden zerstört wer-

den, so würden alle Kunstkabinette zu klein sein, die Sammlungen aufzunehmen.

Mein Reisegefährte, Dr. Pf., der auf Cuba nicht fand, was er suchte und erwartete, hatte sich nun entschlossen, die Rückreise nach Europa anzutreten, und es blieb ihm nichts übrig, als über Matanzas nach Havana zu reisen. Ohne grosse Schwierigkeiten schieden wir beide von unsern gastfreundschaftlichen Wirthsleuten, aber schwer wurde der Abschied vom Dr. G., der einstweilen noch auf jener Pflanzung zu bleiben sich entschlossen hatte. Nach 2 Stunden kamen wir in Matanzas an und nahmen unser Quartier in dem berühmten und guten American Hôtel des Mons. Roulet. Matanzas ist nach Havana die bedeutendste Handelsstadt auf der Nordküste von Cuba, namentlich für den europäischen Handel. Die Stadt liegt herrlich an der Bay von Matanzas, die zugleich den Hafen bildet. Die Flüsse Yumuri mit herrlichen steilen, romantischen Ufern und der St. Juan fliessen beide dicht an der Stadt vorbei. Die Strassen in Matanzas sind breiter und schöner als die von Havana, aber auch ungeflastert, die Häuser sind schön und gross. Im Westen der Stadt, zwei Stunden entfernt, steigt der Delfin-Hügel oder Pan von Matanzas tolz empor, er ist felsig, aber dennoch stark bewaldet und seine Höhlen sind die Schlupfwinkel der vielen entlaufenen Negersklaven (*Cimarrones*), die das Besteigen des Berges Seitens einzelner Naturfreunde oft gefährden.

Mein Reisegefährte schiffte sich bald nach unserer Ankunft in Havana nach Europa ein, und blieb ich nun allein und ohne Freund aus der Heimath.

Viertes Kapitel.

Reise nach Trinidad de Cuba. — Nach der Pflanzung Chimborasso.

Meine nächste Ausflucht war eine grössere, nämlich nach der entgegengesetzten Küste der Insel, nach Trinidad auf der Südküste. Die Nordküste ist von Havana aus mit der Südküste, wo die Insel gegen 11 Meilen (deutsche) breit ist, durch eine Eisenbahn, die beinahe bis an die Küste fertig war, verbunden. Am 2. März begab ich mich nach Garcini, der Vorstadt von Havana, wo die Eisenbahn ihren Anfang nimmt, und bestieg daselbst einen Wagen auf der von einer Gesellschaft Amerikaner erbauten Eisenbahn. Der Zug ging um acht Uhr fort und durchlief mit eben nicht allzugrosser Schnelligkeit die Insel. Die Bahn wurde ohne sehr grosse Kosten angelegt, indem das Terrain beinahe ganz eben und zu einer Eisenbahn gut geeignet ist. Sie nimmt ihren Anfang in Garcini, läuft zuerst längs dem schönen Paseo de Tacon hin, dann durch einen ziemlich langen, durch einen Granitfelsen gehauenen Tunnel, und nach diesem wechseln Plantagen, Ananas-Felder und Wiesenstrecken bis zu ihrem Ende ab. Obgleich

die Bahn als solche sonst vor den europäischen nichts voraus hat, so sind es doch die Pisangbäume, unter denen die Wagen fortlaufen, die herrlichen Königspalmen, die Kaffeebäume, das Zuckerrohr und die Ananas, die man von beiden Seiten der Bahn sieht, welche ihr einen eigenen Reiz geben. Der Anblick eines Ananasfeldes ist, sobald die Pflanzen nicht in Früchten stehen, weniger anziehend und gleichen in der Ferne einem halbreifen Kornfelde. Ich konnte die Bahn nur drei Stunden weit benutzen und musste sie beim Dorfe St. Felipe verlassen, weil der Weg nach Batabano, wo das nach Trinidad bestimmte Dampfboot lag, von dort abführte. Um 11 Uhr langten wir in St. Felipe an, und nun bemerkte ich, welch eine grosse Zahl Reisegefährten ich hatte. Die Weiterbeförderung der Passagiere von diesem Orte nach Batabano geschah zu Pferde. Eine grosse Menge wahrer Rosinanten hatten sich zur Fortschaffung der Passagiere eingefunden. Ich miethete mir zwei solche Thiere, das eine für mich, das andere für mein Gepäck, und ritt in Gesellschaft von einigen vierzig Passagieren gen Batabano, und schlossen sich uns noch über sechzig beladene Pferde und Maulthiere an. Unter den Passagieren befanden sich mehrere Damen, auch einige Priester im Ornate, die sich besonders gut zu Pferde ausnahmen. Staub und Hitze waren unerträglich, aber dennoch ging es ziemlich schnell vorwärts, und wir langten um 2 Uhr in Batabano an. Ich erstaunte aber nicht wenig, als ich erfuhr, dass von diesem an sich sehr unbedeutendem Orte bis zur

Küste noch eine Legua zurück zu legen sei. In Batabono mussten wir vom Maire unsere Pässe für zwei Realen visiren lassen, bevor wir die Reise fortsetzen konnten. Endlich erreichten wir die Küste und den Hafen, in dem das kleine Dampfboot das einzige Fahrzeug war. Der Hafen, eine kleine Bucht, ist durch ein kleines Fort beschützt, um den Schmuggelhandel, der früher besonders daselbst eine Hauptrolle spielte, zu verhindern. Lange Zeit musste ich am heissen Strande auf mein Gepäck warten, wozu sich ein nicht unbedeutender Hunger einstellte, da nur einige Apfelsinen und Brot mein Frühstück gewesen war nnd keine Aussicht vorhanden zu sein schien, an diesem Tage noch etwas zu erhalten, denn, der Sprache nicht mächtig, hatte ich mich nicht nach dergleichen Nebensachen erkundigen können. Mittlerweile befand ich mich nun auch am Bord des Dampfbootes. Die Zahl der Passagiere in der Kajüte hatte sich bis auf 50 vermehrt, zu denen noch in der zweiten Kajüte und auf dem Verdeck mehrere Farbige und 60 importirte Sklaven kamen, die in nur wollenen Decken gehüllt, gleich dem Vieh transportirt wurden. Achtzehn Passagiere hatten im untern Raume eine Schlafstelle angewiesen erhalten, zu denen auch ich gehörte; für die Uebrigen wurden auf dem nochmals überbauten Verdeck Feldbettstellen aufgeschlagen. Nach Mitternacht wurde die Reise angetreten. Wir fuhren die Nacht, den folgenden Tag, ein Sontag, und die andere Nacht bis zwei Uhr, wo wir in den Hafen von Jagua, jetzt Cienfuegos einliefen. So gut wir auch in

der ersten Nacht geschlafen hatten, denn wir waren Alle sehr ermüdet, so war es doch keine Möglichkeit in der zweiten. Die Hitze war gross, doch noch zu ertragen, aber das Lärmen der unzähligen Ratten und Mäuse zwischen den in der Kajüte stehenden Koffern und Kisten war fürchterlich. Diese Thierchen fanden reichliche Beute, da mehrere Passagiere Lebensmittel und andere Esswaaren mit sich führten. Doch waren es die Ratten nicht allein, die uns plagten, sondern auch Wanzen, und ausserdem eine unzählige Menge der unerträglichen Kakerlacken *(Cucarackas)*, die scheusslichsten Insekten aller Insekten, sie nagten uns an den Haaren und Nägeln und liefen fortwährend über den Körper, so dass es keine Möglichkeit war im Bette zu bleiben.

Der Hafen von Cienfuegos ist einer der schönsten auf der Insel.*) Unmittelbar vom Meere aus führt eine enge, lange Einfahrt in die sich dann wieder plötzlich erweiternde Bucht. Die beiden Seiten des Einganges bilden 80—100 Fuss hohe, dürre mit Agaven, Cactus und Palmen bewachsene felsigte Berge. In der Mitte der Bucht oder Bay liegt eine Insel mit einem kleinen Fort und verhindert anfänglich die Aussicht auf die ganze Bay, bis man diese umschifft hat, und sich dann die auf flachen Ufern gelegene freundliche Stadt präsentirt. Obgleich noch mehrere kleinere Inseln in der Bucht zerstreut liegen, so ist das Wasser dennoch tief genug, dass jedes

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoktial-Gegenden etc. VI. 1. Abtheil. p. 267.

Fahrzeug zwischen durch segeln kann. Die Stadt Cienfuegos hat gerade Strassen mit einstöckigen, meistens hölzernen Häusern, die bei hellem Sonnenschein sehr unangenehm auf die Augen wirken, da sie sämmtlich weiss getüncht sind. Die Strassen sind ungepflastert, sehr breit, sehr sonnenreich und heiss. Der Handel ist im Zunehmen, und lagen zur Zeit mehrere grosse und kleine Fahrzeuge, worunter zwei Dreimaster im Hafen. Der Handel ist grösttentheils in den Händen der Nordamerikaner, die gegen Kaffee etc. Zuckerkistenholz einführen. Während unser Dampfboot Holz einnahm, womit der ganze Tag hinging, hatte ich und die meisten Passagiere Zeit genug nach der Stadt zu gehen, um dort wo möglich unsern Hunger zu stillen, und zu unserer grössten Freude fanden wir auch ein recht gutes, nordamerikanisches Speisehaus. Es war für mich unmöglich, die Mahlzeiten am Bord einzunehmen, denn sämmtliche Speisen ohne Ausnahme waren mit ranzigem Olivenöl und Knoblauch bereitet und schwammen förmlich in Oel. Bei meiner Rückkehr an Bord hatten sich noch eine Menge Passagiere und Besuchende eingefunden, die bis spät Abends musicirten und tanzten, namentlich spielte bei dem Musiciren eine sogenannte Nichte des sich als Passagier am Bord befindlichen L'Archévêque de St. Jago de Cuba die Hauptrolle, die wegen ihrer grossen Schönheit viel Aufmerksamkeit erregte. Wir waren schon eine gute Stunde gefahren und die meisten Passagiere schliefen fest, als ein fürchterliches Geschrei in der Damenkajüte einen Jeden in plötzliche

Angst versetzte, da man glaubte es brenne. Die Thür, welche verriegelt war, wurde erbrochen, denn die Damen schrieen um Hülfe und stürzten, nachdem die Thür geöffnet, halb entblösst in die Herren Kajüte. Man fragte nach der Ursache ihres Geschreies, doch keine konnte irgend einen Grund angeben, bis man endlich nach langem Suchen fand, dass eine Ratte einem kleinen Mädchen ein Stück vom Finger gebissen hatte, und dieses darüber ein plötzliches Geschrei erhob, worin alle Frauen einstimmten. Die Verwirrung war nun gross und kein Frauenzimmer mehr in ihre Koye zu bringen, mithin auch jeder Schlaf unmöglich. Der folgende Morgen dämmerte, mit ihm zeigten sich uns auch schon die herrlichen Gebirge „Cerros de San Juan" längs der Küste in der Nähe von Trinidad und wir erreichten den Hafen bereits um acht Uhr. Die Reise von Batabano nach Casilda, dem Hafen von Trinidad, ist, die Unannehmlichkeiten am Bord abgerechnet, eine der schönsten, die man in jenem Meere machen kann. Am ersten Morgen nach der Abfahrt von Batabano befanden wir uns zwischen einer Menge kleiner Inseln (Cayos), die sich längs der ganzen Küste bis Casilda erstrecken, 25° bis 28° N. Breite,*) die unter dem Namen Jardines und Jardinillos bekannnt sind. Diese Inselchen sind grösstentheils felsig oder mit Rhizophoren bewachsen. Die grössten sind Cayo de Diego Perez, C. Bonito, C. Blanco, C. Flamenco,

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoktial-Gegenden etc. VI. 1. Abtheil. p. 226—29.

C. Largo, C. de Piedras u. a. Letztere *) ist ziemlich hoch, felsig und das Wasser tief genug, um mit kleinen Fahrzeugen heran zu können, weshalb auch dieser Cayo zum Anlegen von Sklavenschiffen dient, um die Sklaven dort zu landen und von dort nach der Insel Cuba überzusetzen. Das Wasser ist zwischen diesen Cayos ausnehmend ruhig, flach und desshalb herrlich schattirt, aber in der Nacht unsicher zu befahren. Eine grosse Menge rosafarbener Flamingos schwimmen auf dem glatten Wasserspiegel und ergötzen das Auge mit ihrem schönen Gefieder.

Der Hafen von Trinidad, Casilda, liegt zwei Leguas von der Stadt entfernt und sind beide durch einen steinigten, oft sehr sandigen und schlechten Weg verbunden. In Gesellschaft mehrerer Passagiere nahm ich einen vierrädrigen mit zwei Pferden bespannten, sehr altmodisch gebauten Wagen und fuhr mit meinem Gepäck nach der Stadt. Die Auswahl eines Gasthauses wurde mir nicht schwer, da nur eins in der ganzen Stadt vorhanden ist, und von dem ich eine nähere Beschreibung zu geben mir erlaube. Es ist ein neues, vierstöckiges, von aussen stattlich aussehendes Haus, mit einem grossen Schilde, die Inschrift: „Hôtel des trois nations" führend. Einen kleinen, lahmen, nur in Beinkleidern und Hemd gekleideten Mann, den ich für den Hausknecht hielt, bat ich auf spanisch, mir ein helles Zimmer anzuweisen. Mit stolzer Miene erwiederte er auf französisch:

*) A. v. Humboldt's Reisen etc. VI. 1. Abtheilung, p. 265.

dass er der Wirth sei, und mir Alles zu Gebote stände. Ich bekam ein Zimmerchen, an sich nicht schlecht, nur fehlte jedes Meublement, selbst ein Tisch, um schreiben zu können. Meine Sachen war ich genöthigt auf den steinernen Fussboden zu stellen und sie von unzähligen kleinen Ameisen benagen zu lassen. Schöne Aussichten für anzulegende Sammlungen, dachte ich bei mir. Vier solcher Zimmer, von denen zwei ziemlich dunkel waren und ein sehr grosser Saal, machten die Räume des Hauses aus. Der Wirth, ein Franzose, Namens Jean Corbian, war das Factotum; er versah alle Dienste, machte die Betten, wusch das Geschirr ab, kehrte die Stuben und putzte auf vieles Verlangen auch die Schuhe, und hatte er diese seine Geschäfte vollendet, so setzte er sich in seinen Schaukelstuhl und schlief. Eine Negerin, mit der er fortwährend zankte, vertrat die Stelle einer Köchin, bei deren Anblick ich aber schon satt war. Ich musste mich in meine Lage finden und zufrieden sein. So wie der Herr und die Einrichtung des Hauses, so war auch das Essen, jede Schüssel, so schlecht sie auch war, wurde von ihm mit einer grossen Lobeserhebung aufgetragen, und ich hatte für Wohnung, Essen und Trinken täglich 1 Piaster (1 Thlr. 13½ Sgr.) zu zahlen.

Die Stadt Trinidad ist herrlich gelegen, sie ist von der Grösse Potsdam's, doch wenn möglich noch stiller, da Niemand der grossen Hitze wegen während des Tages sich auf den Strassen sehen lässt. Erst nach Sonnenuntergang wird es etwas lebhafter, die Fensterläden werden geöffnet und die Leutchen

setzen sich mit ihren Schaukelstühlen und Bänken vor die Thüren. Die Strassen sind bergigt, nach dem Hafen zu abhängig, gerade laufend, doch schlecht gepflastert. Die Stadt liegt unmittelbar am Fusse einer herrlichen Gebirgskette, der „Lomas de St. Juan," einer Kette von Kalkbergen, die gegen 2000 Fuss hoch sind. Ihre Gipfel bilden theils abgerundete Kuppeln, theils eingeneigte Hörner. Am nördlichen Ende der Stadt steht die schöne alte Kirche „Nuestra Señora de la Popa," von wo man, da sie über 700 Fuss über dem Meere erhaben ist, eine reizende Aussicht auf den grössten Theil der Stadt und eine Fernsicht auf den Hafen, den Ocean und auf die zwischen Stadt und Hafen befindliche grüne, mit vielen Palmen bewachsene Savana hat.

Das Unangenehmste in Trinidad ist der Mangel des Trinkwassers. In der Stadt selbst giebt es gar kein Wasser, und wird der Bedarf aus einem kleinen Bache eine halbe Stunde weit hergeholt und ziemlich lauwarm verkauft. Zehn Schritte von der Stelle, wo das Trinkwasser geschöpft wird, ist die Pferdeschwemme und Badestelle, andere zehn Schritte davon sieht man Hunderte von Negerinnen nakt bis an die Knie im Wasser stehen und waschen.

Mein Aufenthalt in Trinidad war für mich sehr unbefriedigend und äusserst kostspielig. Nur in den Morgenstunden bis 10 Uhr vermochte ich der unerträglichen Hitze wegen Exkursionen zu machen, um wenigstens fieberfrei zu bleiben, aber leider fesselte mich ein anderer Unfall, der mir leicht hätte das Leben kosten können, acht Tage an das Zimmer.

In der um Trinidad befindlichen dürren Savana-Gegend trifft man häufig einen Baum — die Einwohner nennen ihn *Guaó* — von 4 bis 8 Fuss Höhe, mit dunkelglänzend, schönen grünen Blättern und kleinen violettbraunen, in abstehenden Trauben an den Enden der Zweige befindlichen Blüthen. Selbst an einigen Gehöften der Stadt findet man Exemplare dieses Baumes, die Niemand abzuhauen sich wagt. Schon oft hatte ich diesen Baum, aber stets ohne Blüthen angetroffen. Als ich daher endlich ein blühendes Exemplar fand, schnitt ich demselben voller Freude den Kopf ab, und legte die Zweige in die von einem Negerjungen getragene Pflanzentrommel. Ein dunkler, bräunlich grüner Saft floss unmittelbar aus den Schnittwunden und befleckte meine Hände, und als ich nach Hause gelangt, mich reinigte, war es mit weder durch Abseifen noch Bürsten möglich, die Flecke zu entfernen. Ich erkundigte mich daher, ob die Pflanze etwa giftige Eigenschaften besässe, und die Pflanze dabei zeigend, wunderte man sich nicht wenig, als ich erzählte, dass ich sie zum Trocknen abgeschnitten habe, wodurch ich mir auf der Stelle den Tod hätte zuziehen können. Die Wirkung blieb auch nicht lange aus. Schon am Mittage stellte sich ein ekelhaftes Jucken um die Augen und im ganzen Gesicht ein, das bis zum Abend zunahm. Am anderen Morgen war mein Kopf so angeschwollen, dass ich nur noch mit dem linken Auge einen Schimmer Licht sehen konnte, und ein kaum zu ertragendes Jucken hatte sich auf dem ganzen Körper eingestellt. Der herbeigerufene Arzt, ein Franzose, Dr. Gillet,

und nicht unerfahren in seiner Kunst, verordnete sogleich einen Aderlass, der erste in meinem Leben, und Waschen der Geschwulst mit Malvenwasser. Doch legte sich die Geschwulst wenig, und musste ich noch an jeder Schläfe 6 Blutegel setzen lassen — die beiläufig gesagt, das Stück 5 Realen, das ist zusammen etwa 11 Thlr. Preuss. kosteten — und Bäder mit Cognac gebrauchen, worauf die Geschwulst allmählig nachliess, aber ein scharlachartiger, sehr brennender Ausschlag hervortrat, der erst nach fortgesetztem Gebrauch der Bäder sich entfernte. So kam ich für diesmal, um eine Erfahrung reicher, aber um mehr als Einen Piaster armer, mit dem blauen Auge davon. Merkwürdig ist es, dass diese Pflanze *) auf manche Personen gar keine Wirkung zeigt, während anderen eine blosse Berührung oder Annäherung derselben gefährlich wird. Nach den Aussagen der alten Negerinnen, deren Hausmittel oft sehr praktisch sind, wird eine Einreibung der Geschwulst mit Lichttalg und Urin anempfohlen. Bei der Cholera und selbst beim gelben Fieber soll die Pflanze mit Erfolg angewendet worden sein, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass der unabsichtliche, freilich aber auch sonst sehr gefährliche Gebrauch der Pflanze mir wenigstens als Präservativ gegen das gelbe Fieber gedient hat.

Das Dampfschiff, welches mich hierher brachte, hatte seine Reise bis nach St. Jago de Cuba fortgesetzt und wurde stündlich zurückerwartet. Ich schickte

*) *Comocladia ilicifolia Sw.*

mich an mit demselben die Rückreise nach Havana anzutreten, da keine billigere Reise vorhanden war. Bei der Ankunft in Trinidad war mir mein Pass abgefordert worden, und ich hatte ihn vor der Abreise wieder einzulösen, bei welcher Gelegenheit ich mich von der unglaublichen Trägheit und Gleichgültigkeit der spanischen Officianten daselbst überzeugte. Ein Bursche, den ich nach dem Passe geschickt hatte, kam bald mit der Nachricht zurück, dass ich persönlich vor dem Gouverneur erscheinen möchte, indem kein Pass zu finden sei und ich vermuthlich gar keinen gehabt hätte. Dies verdross mich schon, denn ohne Pass kommt kein Fremder in die Stadt, sondern wird sogleich zurückgeschickt oder festgesetzt, bis er sich legitimirt. Ich ging zum Gouverneur, seine diensthabenden Sekretaire empfingen mich in ihren Lehnstühlen liegend und fragten mich, was ich wollte, und als ich ihnen die Ursache gesagt, behauptete man fest, dass ich keinen Pass gehabt hätte, da er sich sonst unter den übrigen Pässen hätte finden müssen. Ich wusste selbst nicht, was ich denken sollte und der bald fluchende, bald gähnende Sekretair brachte mich endlich zum Gouverneur, um diesen um Rath zu fragen, was zu thun sei. Zufällig befand sich bei diesem ein Mitpassagier, ein Officier, der ebenfalls aussagte, meinen Pass gesehen zu haben, und ich kam nun auf den glücklichen Einfall, dass der Pass vielleicht verlegt worden sei, und obgleich man mir diese Bemerkung sehr übel zu nehmen schien, so bestätigte sich doch ihre Richtigkeit, denn er wurde endlich nach langem Suchen gefunden.

Das Dampfschiff langte noch spät Abends an, und ich schiffte mich sogleich ein, um aus Trinidad fortzukommen. In Batabano ging es wieder zu Pferde nach St. Felipe, nachdem das Visiren der Pässe in Batabano über zwei Stunden Zeit gebraucht hatte, da es dem Officianten um 8 Uhr zu früh war aufzustehen, oder sein Amt zu versehen. Ich wundere mich nur, dass die sonst so hitzigen Spanier und Creolen dergleichen mit ruhigem Blute ansehen können.

In Havana angekommen, war das Osterfest vor der Thür. Schon am Montage in der Osterwoche waren alle Läden geschlossen und die Geschäfte im Zollhause und am Werft ruheten. Am Palmsonntage wurden eine Menge feingeschnitzter Palmenwedel zum Verkauf ausgeboten, diese werden zuvor von den Priestern eingeweiht, und mit ihnen die Fenstergitter und Thüren dekorirt, damit das Haus rein von jeder Sünde bleibe. Der Verkauf von Lotterieloosen war indessen, obgleich alle Geschäfte ruheten, dennoch erlaubt, wie auch Musik öfter als sonst auf dem Plaza de las Armas stattfand. Selbst am Charfreitage spielen sogar doppelte Banden, und dennoch darf nicht einmal gefahren werden und alle Damen sind genöthigt zu Fuss nach der Kirche zu gehen. Die Verordnung des Bischofs lautete: Dass ein Jeder vor seinem Hause fegen und sprengen lassen muss, vielleicht zu Gunsten der Damen, denn der dortige Kultus schreibt vor, dass diese während der Festtage wenigstens Einmal jede Kirche der Stadt besuchen müssen, und die vornehme Havaneserin geht ja nicht einmal im Paseo de Tacon. Nach der Messe

gehen die Damen im Ballstaate nach dem Plaza de las armas und ergötzen sich an den schönsten Ouvertüren, und ich glaube gar Strauss'schen Walzern. — Die meisten Fremden gehen während des Osterfestes aufs Land, und so hatte auch ich eine Einladung vom Preussischen Consul erhalten, ihn auf die Pflanzung seines Freundes zu begleiten. Chimborasso, so hiess die Pflanzung, nach der wir die eine Hälfte des Weges auf der Eisenbahn, die andere zu Pferde reisten. Die Hitze war gross und verschafften uns selbst die geöffneten Regenschirme wenig Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen. Ermüdet und bedeckt mit feuerrothen Staube erreichten wir die Pflanzung, wo uns der Bruder des Besitzers der Pflanzung Francisco V. (Kico genannt) ein dicker, starker Mann, mit einem ungeheuren Backenbarte, am reich servirtem Tische, um den vier schwarze dienende Geister standen, empfing. Die Pflanzung ist herrlich gelegen und giebt von mehreren Punkten aus den Hinblick auf die Südküste von Cuba. Der Schatz der Pflanzung sind 80,000 der schönsten Kaffeebäume, die im Durchschnitt 1—2, einzelne Bäume oft 4—6 Pfund Kaffee tragen. Orangen und Bananen, Ananas, Baum- und andere Früchte fehlen nicht. Die Grenzen der verschiedenen Kaffeequartiere bilden Orangenbäume und Agaven, und einen eigenen Contrast machten zu einander die unweit des Hauses stehenden Cypressen, Cactus (Cereen), Brodtfruchtbäume und *Cycas revoluta*. Die fröhliche Gesellschaft bestand aus fünf Franzosen, vier Spaniern und fünf Deutschen, und während diese Herren

ihre Zeit mit Hazardspielen zubrachten, leider eine zu weit eingerissene Leidenschaft der Spanier, der Creolen und auch der meisten Fremden, machte ich Exkursionen in die Umgegend. Es herrschte auch hier, wie überall auf Cuba, die grösste Ungezwungenheit und Fröhlichkeit, wozu die deutschen und französischen Getränke das ihrige allerdings auch beitragen mochten.

Fünftes Kapitel.

Reise nach der Pflanzung Angerona und Aufenthalt daselbst. — Taburete. — Lotterie in Havana. — Leben und Behandlung der Sklaven auf Cuba.

Nachdem ich von der Pflanzung Chimborasso nach Havana zurückgekehrt war, und alle meine gesammelten Naturgegenstände von dort verschifft hatte, folgte ich einer Einladung nach dem Cafetal (Kaffeepflanzung), Angerona, im Distrikte Calajabas, unweit St. Marcus, einer der reichsten und üppigsten Theile der Insel, so wie Angerona eine der grössten und bedeutensten Pflanzungen, das Eigenthum einer liebenswürdigen deutschen Familie und eine gute Tagereise von Havana entfernt ist.

Ich reiste am 15. April Morgens 6 Uhr ab und hatte mir zu dem Zweck ein Reit- und ein Lastpferd nebst einem Diener gemiethet, wofür ich, auf drei Tage, den enormen Preis von 26 Piaster zahlen musste.

Als man jedoch mein Gepäck, besonders das voluminöse Löschpapier zum Trocknen der Pflanzen gewahrte, wollte man nicht Alles auf Ein Thier laden und um nur fortzukommen, musste ich noch 8 Piaster mehr zahlen (zusammen also ungefähr 50 Thlr. Preuss.) Meine Hinreise nach Angerona war trotz der so bedeutenden Ausgaben für dieselbe nicht ohne besondere Fatalitäten. Eins meiner drei Pferde stürzte unterweges vor Müdigkeit zusammen, so dass ich es auf dem halben Wege in Villaneuva, zurücklassen und dem Neger seinen Platz auf dem schon reichlich beladenen, anderen Pferde anweisen musste. Die dadurch entstandene Verzögerung und die Unkunde meines Führers, der noch zuletzt einen falschen Weg einschlug, liessen uns erst am folgenden Morgen Angerona erreichen, nachdem wir die Nacht in einer elenden Kneipe des Fleckens Artemisa zugebracht hatten. Nichts desto weniger aber war die Reise, wenigstens in ihrer letzten Hälfte, ausserordentlich angenehm. Die ganze Gegend gleicht einem einzigen Garten, denn die eine Pflanzung reiht sich an die andere, durch Nichts von einander getrennt, als durch herrliche Reihen von *Oreodoxa Regia* (Königspalme), grosser Brodtfruchtbäume (*Artocarpus incisa*), Apfelsinenbäume und Limonenhecken.

Liebevoll und freundlich empfing mich der Besitzer Herr A. S...y, und räumte mir eine schöne, freundliche Stube in seinem prächtigen Wohnhause ein. Ich muss gestehen, es war die schönste Stube, die ich auf ganz Cuba bewohnt habe. Ehe ich mich

auf andere Gegenstände einlasse, will ich eine Schilderung der grossartigen Pflanzung zu geben versuchen, wie ich diese während meines Aufenthaltes daselbst kennen lernte. Die Pflanzung ist beinahe eine deutsche Meile lang, und wird in ihrer ganzen Länge von einer zweireihigen Palmenallee und vor dieser von einer Limonenhecke begränzt. In der Mitte dieser Allee ist der Haupteingang nach dem Wohnhause, zu dem eine vierreihige 1920 Fuss lange Palmenallee führt. In jeder Reihe der Allee stehen Hundert der schönsten 50—60 Fuss hohen Palmen.*) Der Anblick dieser Allee ist ein überraschender, imposanter, majestätischer, unwillkührlich hält man an und staunt über diese so herrlichen Palmen. Die Pflanzung umfasst 44 Cavallerias,**) davon sind 14 Cavallerias mit 800,000 Stück Kaffeebäumen bepflanzt, die zusammen jährlich eine Ernte von 3—4000 Ctr. Kaffee geben, Die übrigen 30 Cavallerias werden theils zum Anbau für Mais, Reis, Zuckerrohr, Erdfrüchte benutzt, theils sind es Weideplätze (Potreros), oder Waldungen. Das Wohnhaus liegt auf einer kleinen Anhöhe, am Ende der erwähnten Allee, und kann ein Pallast genannt werden, wie ihn keine andere Pflanzung auf Cuba aufzuweisen hat. Herr A. S...y, der als Verwalter für die Erben seines daselbst verstorbenen Onkels, früheren Besitzers der Pflanzung, angestellt ist, bezieht ein Gehalt von 1200 Piaster. In Wirthschafts - Angelegenheiten unterstützt ihn

---

*) *Oreodoxa Regia Kth.* (Siehe Taf. I.)

**) Ein Cavalleria ist 27 Tonnen Landes, à 240 Q. Ruth.

seine liebenswürdige, junge Frau, eine Meklenburgerin, die kurz vor meinem Eintreffen ihm ihre Hand gereicht hatte. Ausser ihm ist ein Mayordomo und zwei Majorales (Oberaufseher), Jeder mit 200 Piaster, dann ein Tischler und ein Arzt angestellt. Sämmtliche erwähnte Personen sind Deutsche. Das Cafetal erzeugt an Früchten und Gemüsen Alles, was zum Lebensunterhalt der dort vorhandenen Menschen und Thiere erfordert wird. Es befinden sich daselbst 80 Pferde und Maulthiere, 80 Zugochsen, 80 Kühe und eine unzählige Menge Schweine und Federvieh. Die Anzahl der Sklaven beläuft sich mit den Kindern auf 400, und ihre Wohnungen, die der Oberaufseher, die grossen Magazine, die Schmiede, Stellmacherei, die Ställe, die Gefängnisse für die Sklaven, eine Wassermühle mit 11 Gängen, das grosse Krankenhaus, das zur Bezeichnung eines solchen eine grosse Klystierspritze trägt und andere kleine Gebäude, alle sehr massiv und fast wie Blockhäuser gebaut, bilden ein Dorf für sich. Was für ein Kapital hier verbaut worden ist, und was für ein Kopf jetzt dazu gehört, die Pflanzung in gehöriger Ordnung zu erhalten, ist leicht zu begreifen. Die Sklaven, von denen ich noch später ausführlicher reden werde, arbeiten von Tagesanbruch an bis Abends 7 Uhr und müssen um 9 Uhr zu Bette. An Sonn- und Festtagen arbeiten sie nur, wenn die Arbeit drängt, namentlich in der Ernte des Vormittags. Den Weihnachts- und Neujahrstag haben sie ganz frei. Ihre Nahrung besteht aus Pisang, Mais (türkischer Waizen), Reis, abwechselnd mit einem

Stück Tasago oder Bacalao *) und des Morgens, ehe sie ausrücken, erhalten sie Kaffee. Frühstück und Mittagbrod wird ihnen, sobald sie entfernt vom Hause arbeiten, hingefahren, wo einem Jeden ein Pisangblatt als Teller und die Hände als Messer und Gabel dienen. Zur Bekleidung erhalten sie jährlich zwei Hemden, ein wollenes Oberhemd, die Männer zwei Paar Beinkleider, die Frauen zwei Röcke und Tücher.

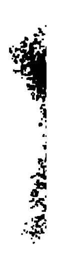
Bald wurde ich mit der Pflanzung und deren Umgegend bekannt, die jedoch für mich wenig Ausbeute darbot, indem die Gegend zu sehr kultivirt ist. Ich reiste desshalb nach dem zwei Stunden von Angerona entfernten Sommersitz des Hrn. S...y, der anmuthig im engen Thale zweier (6—800' über dem Meere) hoher Berge liegt, von denen der höchste den Namen Taburete führt und an dem das Wohnhäuschen gebaut ist. Während der heissesten Monate begiebt sich die ganze Familie nach Taburete, wo eine gesunde und kühle Luft herrscht.

Dicht vor dem kleinen, aber freundlichen Wohnhause zieht sich in mannigfaltigen Krümmungen der Fluss St. Juan hin, in dem uns ein von Palmenwedeln beschattetes Bad tägliche Kühlung verschaffte. Die ganze Gegend von Angerona bis nach Taburete ist äusserst fruchtbar, das Terrain ist dabei zerschnitten und bietet dem Auge die grösste und mannigfaltigste Abwechselung dar. Nicht oft genug kann ich der Palmengegenden erwähnen, die nur besonders in diesem Distrikte der Insel zu finden sind. Mit der

*) Gedörrtes Fleisch und Fisch (Stockfisch).

Mitte Mai fing schon die Regenzeit an, die zwar meinen Exkursionen oft hinderlich war, aber auch andrerseits die noch schlafende Natur erweckte. Die Pflanzen fingen an zu treiben und zu blühen, und die Insekten vermehrten sich von Tag zu Tag. Des Abends boten die Leuchtkäfer (Cucuyos*) ein mir bis dahin unbekannt gewesenes und erfreuliches Schauspiel dar. Sie sind von der Grösse unserer Bohrkäfer, oft über 1¼ Zoll lang, aber dünner und länger, und haben am Kopfe hinter den Augen und unten am Bauche einen weisslichen, im Dunkeln leuchtenden Fleck. Sobald die Dämmerung eintritt, kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und strahlen ein ausserordentlich helles Licht aus, bei dem man, wie ich es häufig that, lesen kann. Ich hatte mehrere in einem kleinen weissen Glase gesammelt, in welchem die Thierchen bei der leisesten Erschütterung leuchteten, so dass jeder Gegenstand im Zimmer zu erkennen war. Sieht man sie im Dunkeln über der Erde fliegen, so glaubt man Laternen zu sehen. Durch eine brennende Cigarre oder durch ein angebranntes Stäbchen, das man in der Luft hin- und herschwenkt, lassen sie sich leicht heranlocken und fangen. Die jungen Damen tragen sie häufig am Busen oder in den Zipfeln ihrer feinen Taschentücher, wo sie die Stelle der Brillanten vertreten sollen. Ihre Lebenszeit ist nur kurz, 2 höchstens 3 Monate. In der Gefangenschaft, in der sie nicht länger leben, unterhält man sie durch Zuckerrohr.

*) *Elater noctilucus.*



Ich verlebte in dieser Gegend im Kreise einer freundlichen Familie eine Zeit, die für mich lehrreich und zugleich günstig für meinen Zweck war, und die nur zu schnell vorüberging. Die langen Abende wurden durch Unterhaltung, Tanz und durch den eigenthümlichen, melancholischen Gesang der Neger angenehm verkürzt. Nur ein unangenehmer Keuchhusten, woran einige dreissig Negerkinder litten, hatte auch mich ergriffen, und hielt mich über 6 Wochen von manchen Unternehmungen ab. Von mehreren grösseren Exkursionen nach den Gebirgen, längs des Flusses St. Juan, nach Artemisa, nach Calajabas und anderen Orten, verdient besonders der Besuch der Zuckerpflanzung (Ingenio) San Roque erwähnt zu werden. Der Weg ist fürchterlich schlecht und führt durch Potreros und Pflanzungen, meistens unter Palmen nach jener Pflanzung. Die Gegend von San Roque dagegen ist unbeschreiblich schön und die Pflanzung selbst reizend gelegen. Im Westen lagern sich halb mit Bäumen bewachsene Berge, als Monte del Cusco, Taburete, Monte del Mula, Cubrillo und andere, die ein herrliches Farbenspiel vom tiefsten Blau bis ins Gelb geben. Das von diesen Bergen eingeschlossene Thal enthält Zuckerpflanzungen und lichte Palmenhaine. Nach Norden hin hat man von einer Anhöhe ein bezauberndes Panorama. Unmittelbar vor sich, eine sehr tiefliegende, grosse, durch kleinere Hügel unterbrochene Ebene, in der man 20—30 Pflanzungen zählt, und die endlich vom Meere an der Nordküste begränzt wird. Nach Süden ist die Aussicht,

wie auch die nach Osten, ebenso mannigfaltig, und man erblickt die Südküste der Insel und das hinter derselben liegende Meer.

Beinahe vier volle Monate hatte ich in dieser so schönen Gegend von Cuba, auf der Pflanzung Angerona und ihrer Umgebung verlebt, denn das damals so stark wüthende, gelbe Fieber und *vomito negro* (schwarze Erbrechen), denen schon viele Fremde, unter ihnen auch einer meiner Reisegefährten, ein Opfer geworden, machten es sehr rathsam für jetzt noch an diesem gesunden Orte zu verweilen, und meine Exkursionen auf die nächste Umgebung zu beschränken. Das Fieber grassirte Ende Juli so stark in Havana, dass ganze Mannschaften der am Abend eingelaufenen Schiffe am nächsten Morgen theils todt, theils erkrankt waren. Am 10. Septbr. schied ich endlich von der mir so theuer gewordenen Familie und trat in Gesellschaft eines jungen aufgeweckten, italienischen Malers meine Reise nach Havana an. Mein Streitross war diesmal eine Stute, die bis dahin sehr wenig oder garnicht geritten worden ist, ich war aber zufrieden eine solche für Geld gefunden zu haben. Die Reise war keineswegs eine angenehme zu nennen, und erst nach vierzehnstündigem Ritt langten wir in Havana an. Der Weg war hier und da durch die starken und häufigen Regengüsse fast unpassirbar geworden. Die Pferde arbeiteten bis an den Bauch im tiefsten, rothen thonigen oder kalkigen Morast. Es ist nur dann möglich von der Stelle zu kommen und nicht stecken zu bleiben, wenn man in den Geleisen bleibt, welche die vielen Lastthiere, die in Ca-

ravanen von 30—60 die Produkte nach der Stadt bringen, gemacht haben, sind auch diese Geleise tief, so sind sie doch sicher. Wir ritten, wie der Spanier sagt, poco a poco, da ich mich nicht von den mit meinem Gepäck beladenen Thieren trennen wollte, die indessen so ermüdet waren, dass kein anderes Mittel, sie fortzuschaffen, übrg blieb, als sie an die Schweife unserer Reitpferde zu binden. Gewöhnlich ist die Strasse von Havana nach dem Theile von San Marcus, wo ich mich aufgehalten hatte, sehr belebt; am Wege liegen mehrere kleine Ortschaften und viele einzeln stehende chen ken.

Am ersten Tage nach meiner Ankunft in Havana traf es sich, dass die königliche Lotterie gezogen wurde. Eine Anzahl höchst zudringlicher Collecteure der dortigen Lotterie, die alle 3 Wochen gezogen wird, sieht man auf den Strassen und in allen Cafés. Sie gehen oft nur in Lumpen gekleidet, barfuss und bieten die Loose, à 1 Piaster in Ganzen, halben, vierteln und achteln aus. Die Lotterie bringt der Regierung, wie man mir sagte, eine Revenue von 25000 Piaster pro Monat. Die Collecteure kaufen eine Anzahl Loose auf Spekulation und machen, nachdem sie Liebhaber dafür finden, sich ihre eigene Preise, so dass man stets mit ihnen handeln muss. Man spielt viel, namentlich die Sklaven, die in der Hoffnung leben, eine Summe zu gewinnen, mit der sie ihre Freiheit erkaufen können. Aber auch der Spanier, Creole und jeder Ausländer spielt mit Leidenschaft, und oft wird der doppelte Preis für ein Loos bezahlt, sobald die Ziehung ihren Anfang genommen

hat. Hat der Collecteur seine Loose verkauft, so bekümmert er sich nicht mehr darum. Die Ziehung, die nur eine halbe Stunde dauert, geschieht öffentlich vor einer Menge Zuschauer. Im Hofe der Aduana (Zollhaus), wo auch die Lotteriedirection ihr Lokal hat, war unter dem Säulengang des Gebäudes eine Art von Tribüne erbaut, mit den spanischen Farben decorirt, und unter einem Thronhimmel hing das Bildniss der jungen Königin von Spanien. Vorn auf der Tribüne standen zwei rothe, 4 Fuss im Durchmesser haltende Globus, in dem einen befanden sich die Nummern, in dem andern die Gewinne. Hinter diesen Globus sassen die wenigen Beamten an einem kleinen Tische. Um 10 Uhr fing die Ziehung an. Man klingelte, zwei in Blau gekleidete Negerjungen drehten darauf die Globus fünf Minuten lang herum, dann wurde abermals geklingelt und die Globus aufgeschlossen. In einem Tempo langten die Neger, der eine eine Nummer, der andere einen Gewinn heraus, zeigten Beides dem Publikum, gingen nach dem Tische, wo die Nummer und Gewinn eingetragen wurde, und riefen dann die Nummer mit dem Gewinn dreimal laut aus, wonach beides auf eine grosse, schwarze Tafel aufgeschrieben wird. Die Lotterie enthält 27,000 Loose mit 125 Gewinnen, die nur allein gezogen werden. Der Hauptgewinn ist 25,000 Piaster.

Ehe ich Havana und Cuba in meiner Erzählung verlasse, kann ich nicht umhin, des in jetziger Zeit so viel besprochenen und vielleicht zu politischen Vermittelungen führenden Gegenstandes der dortigen

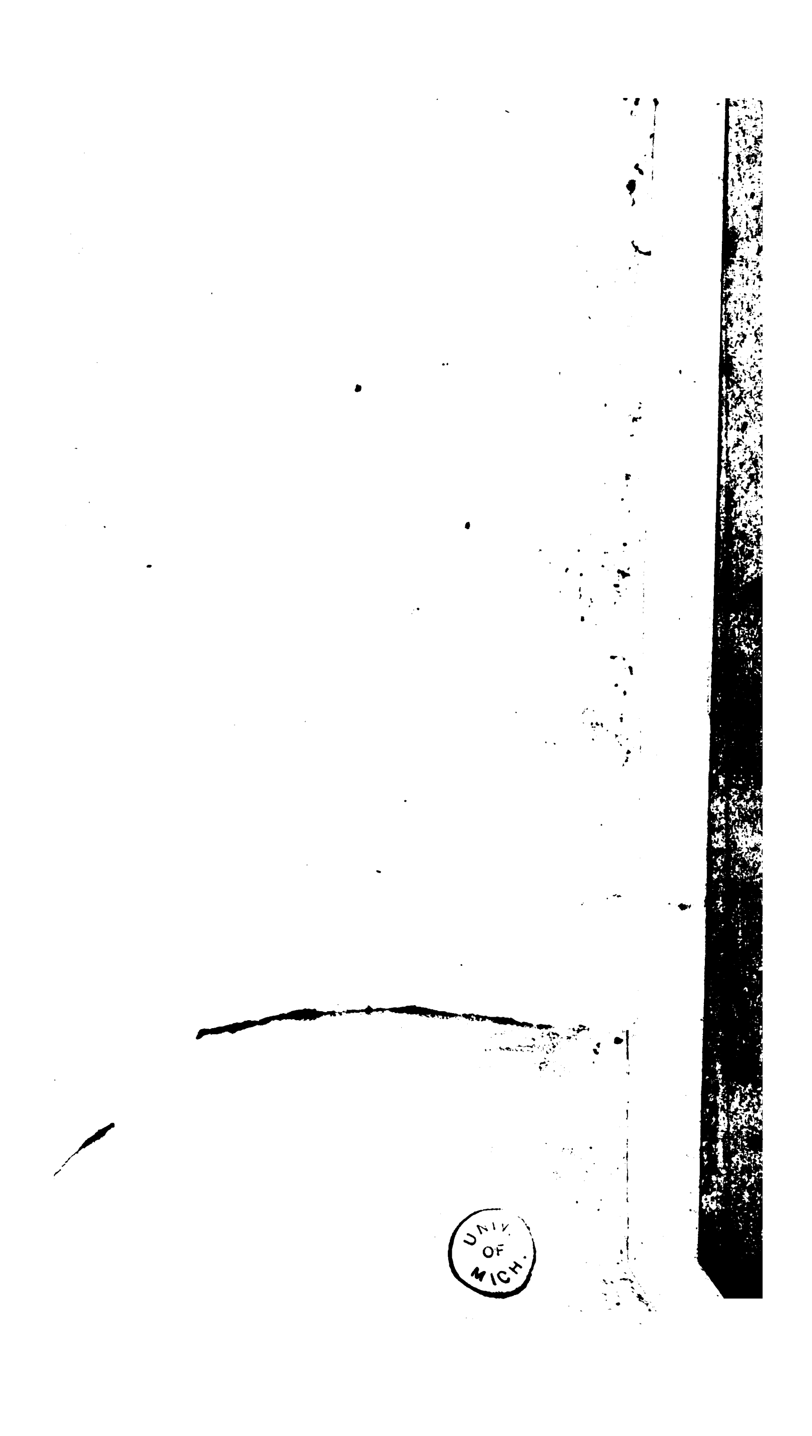
Sklaven zu erwähnen. Der Verkaufdieser armen, von der Küste von Afrika eingeführten, Menschen ist allerdings für eines Jeden Gefühl empörend; indessen ist die Behandlung der Sklaven im Allgemeinen nicht so hart, als man sich in Europa vorstellt; wenn auch nicht zu leugnen ist, dass Manche ihre Sklaven, namentlich die ächten stolzen Spanier, selbst die auf Cuba ansässigen Engländer und auch wohl die Frauen der Vornehmen, ihre Sklaven in besonderen Fällen grausam, oft unmenschlich behandeln. — Gleich nachdem die Neger importirt sind, werden ihnen die Haare abgeschoren, die Männer bekommen Hemde und Beinkleider, die Frauen und Mädchen ein Hemd, auch wohl Rock von grauer Leinewand, dazu Jeder eine wollene Decke und wird jeder Neger mit einem Buchstaben oder Nummer auf den Rücken des Hemdes bezeichnet. Mit der grössten Gleichgültigkeit werden sie nach ihrem Werthe ausgeboten und verkauft. Sie sind zu jeder Zeit zu bekommen, da viele Kaufleute in diesem Artikel spekuliren und meistens ein Lager von 5—600 besitzen. Der Preis eines Sklaven ist 3—500 Piaster. Gleich dem Vieh werden die unglücklichen Neger auf dem Markthause ausgestellt, und der Käufer sucht sich nach Gefallen die ihm anstehenden aus. Es giebt kaum ein einträglicheres Geschäft als der Sklavenhandel, denn ich sah 720 Sklaven im Totalwerth von 275,000 Piaster in einem Zeitraume von zwei Stunden verkaufen.*)

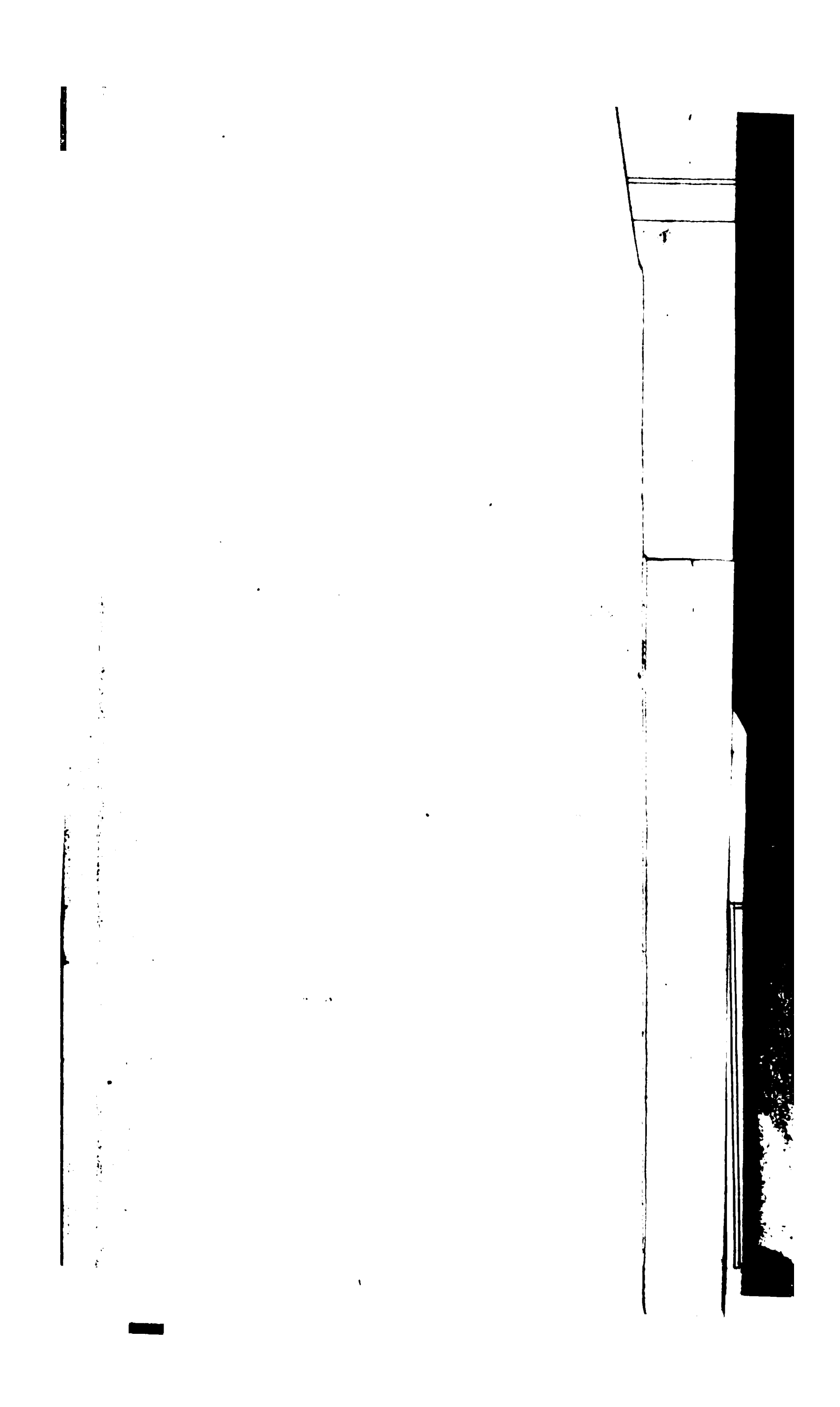
---

*) Jul. Ries, „Schilderungen des Treibens im Leben und Handel in Havana" p. 75.

Mehr Gelegenheit hatte ich auf den Pflanzungen als in den Städten, mich von der Behandlung der Sklaven zu überzeugen, daher ich Folgendes darüber erwähne. Im Ganzen ist die Behandlung, wie schon bemerkt, nicht so hart, als man in Europa glaubt, einzelne Fälle natürlich ausgenommen. Man findet unter funfzig Pflanzungen kaum eine, wo sie schlecht behandelt werden. Wenn es die Menschlichkeit nicht geböte, so ist es selbst gegen das eigene Interesse des Pflanzers. Für die Neger ist aber das grösste Unglück, dass sie arbeiten müssen, wozu doch ein Jeder in der Welt geschaffen ist. Ihre Gedanken von Freiheit sind: Nichts thun, Rauben, Stehlen, wo und wie sie können, sich putzen und ihre thierischen Triebe befriedigen. Wenn sie selbst ein Geringes thäten, so könnten sie nach ihrer Art ein frohes und ruhiges Leben führen. Die harten Strafen, die sie oft erleiden müssen, entstehen selten aus Grausamkeit der Weissen, sondern aus ihrer eigenen Schlechtigkeit, ihrer grossen Faulheit, Pfiffigkeit, Schlauheit, aus ihrem Hange zum Stehlen und zu sonstigen Betrügereien, und zwar nicht allein gegen die Weissen, sondern gegen ihre eigenen Unglücksgefährten. Die Beschränkung ihrer Freiheit auf den Pflanzungen ist unvermeidlich, sowohl wegen des Wohls der eigenen Pflanzung, der sie angehören, als des der Nachbarschaft. Ihre Schlauheit bei der Ausführurg von Diebereien und Betrügereien geht ins Weite, und eben so ihre Kunst, die Schwächen der Weissen oder ihrer Aufseher kennen zu lernen und zu benutzen, und ihnen ist nichts heilig, wenn es

darauf ankommt ein Gelüste zu befriedigen und eine Betrügerei auszuführen. Die wohlwollenden Gefühle, die Gutherzigkeit eines Weissen ist in ihren Augen selten etwas mehr als Schwachheit, der sie sich freuen, um sie bei ihren Plänen benutzen zu können. Hat der Weisse bei irgend einer Gelegenheit Gutherzigkeit, Gnade oder Milde — nach ihrer Ansicht also Schwachheit — gezeigt, so sind sie nicht, wie billig, froh von einer Strafe befreit zu sein, sondern denken und sprechen zu einander: dies scheint ein dummer Teufel, dem kann man leicht etwas anhängen, wir wollen es benutzen, und auf diese Weise hat ein einmal begnadigter Neger nach einigen Tagen oder Wochen, eine härtere Strafe verdient, als die ihm geschenkte. Aus diesen Gründen verliert jeder vernünftige Mensch nach einigen Monaten seines Bleibens auf Cuba, und sobald er mit Neger umgeben muss, alle Gefühle für Gnade und Milde und haut los, sobald der Neger eine Strafe verdient hat. Die Grade der Strafen, die meistens nur aus Peitschenhieben bestehen, da alle anderen nichts fruchten, sind sehr verschieden. Wegen schlechten Arbeiten und Faulheit giebt man 3, 5, 10, selten 15—25 Peitschenhiebe auf dem blossen Hintertheil, oft jedoch wird auch nur um die Arme und Beine über den Anzug gehauen. Wegen Diebstahls 15, 20—30, je nachdem der Gegenstand, selten darüber und nur bei wiederholten Fällen bis 100 Peitschenhiebe. Stärkere Strafen erleiden sie, wenn sie ohne Erlaubniss über die Grenzen der Pflanzungen hinausgehen, das gewöhnlich geschieht, wenn sie einen Raub oder eine


UNIV. OF MICH.



Betrügerei in der Nachbarschaft beabsichtigen, was man pasear oder Spatzierengehen nennt, oder, wenn sie weglaufen, d. h. ihrem Herrn und von der Pflanzung entlaufen, und sich in Wäldern und benachbarten Pflanzungen umhertreiben und sich von Raub und Diebstahl nähren, in welchen Fällen man ihnen 50, 100 — 150, höchst selten bis 200 Hiebe ertheilt. Dazu werden sie ein halb bis swei Jahre in Ketten geschnallt, d. h. man befestigt an den Beinen dicht über den Knöcheln einen eisernen Ring mit zwei langen, eisernen Gelenken, von ungefähr 1—8 Pf. Schwere, die dann am Knie befestigt werden. In einigen Fällen schmiedet man auch diese Gelenke mit beiden Beinen zusammen, und nur bei schweren Verbrechen fügt man noch eine lange Kette oder einen eisernen Block hinzu. Ein mit solchen Eisen belasteter Neger ist ein abbüssender Gefangener, und obgleich er mit den anderen zusammen arbeitet, so darf er doch nicht in seiner Wohnung schlafen, sondern wird des Nachts in ein eigenes dazu erbautes Gefängniss gebracht, wo ihm die Füsse noch angeschlossen werden. *)

Die Strenge dieser Strafen mildert sich bei den Negern jedoch durch ihre Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit. Funfzig bis hundert Peitschenhiebe, die mit einer starken Hetzpeitsche gegeben werden, und wozu sich die Sklaven, Männer und Frauen, auf den Bauch legen müssen, und im Falle sie nicht stille liegen, von vier Männern an Armen und

*) Cafetal Angerona und andere.

Beinen festgehalten werden, scheinen einem Jeden eine unmenschliche Strafe zu sein, und ist es auch ohne Zweifel nach unserm Gefühl; jedoch, nachdem man sich von der Gefühllosigkeit der Neger überzeugt hat, wozu ihre ungemein starke Haut auch noch beiträgt, so gewöhnt man sich, wie sich der Mensch zu Allem gewöhnen kann, auch an den Anblick dieser grausamen Strafen, zumal, wenn man einsieht, dass man mit diesen, gewiss eigenthümlichen Menschen nicht anders fertig werden kann. Es ist ein schreckliches Gefühl die Strafen vollziehen zu sehen, ja selbst zu hören, wenn man es einmal gesehen hat, denn die Peitsche mit einer feinen Garnschnur, Knappe versehen, und von einem musculösen schwarzen Aufseher (Contramajoral) regiert, giebt bei jedem Hiebe einen Schall, ähnlich einem schwachen Pistolenschuss.

Einige Beispiele des oben Gesagten, wie es zum Theil von mir selbst während meines achtmonatlichen Aufenthaltes auf der Insel Cuba, und zwar grösstentheils auf Pflanzungen, gesehen und beobachtet, mir zum Theil auch von glaubwürdigen Besitzern erzählt worden, mögen hier folgen.

Ein Neger, Namens Domingo, im Cafetal Angerona, konnte selten einen Monat vorübergehen lassen, ohne sich 25—30 Hiebe zu verdienen. Hatte er etwas verbrochen, so legte er sich ohne weiteres, sobald man es ihm hiess, nieder und liess sich seine bestimmte Zahl aufzählen, und ging dann, ohne einen Laut von sich zu geben, und, ohne dass eine Spur der Peitsche auf der Haut sichtbar war, mit den

heiligsten Versprechungen sich zu bessern, frohen Herzens an seine Arbeit, aber um sich bald wieder neue Hiebe zu verdienen. Zuletzt, nachdem er zuvor mehrere Diebstähle begangen, Negerinnen geschändet, entlief er, um seiner Strafe zu entgehen. Jedoch am selben Tage, wo er entflohen, wurde er eingefangen und ihm seine Strafe, aus 100 Hieben und 1 Jahr in Ketten bestehend, zuerkannt. Nachdem er 100 Hiebe fort hatte, war noch keine Wunde auf der Haut sichtbar und da er Nichts eingestand, wurden ihm noch 50 von dem stärksten Neger der Pflanzung mit barbarischer Fertigkeit aufgezählt, denn das ganze Gehöft dröhnte von dem Schall, und mir, der ich nicht weit entfernt war, wurde übel zu Muthe. Eben so wenig liessen diese 50 Hiebe ein Zeichen nach sich, und da er am andern Tage schon wieder übermüthig wurde, bekam er nochmals 50 Hiebe. Nach einigen Tagen aber zeigte sich, dass die Strafe wider Willen stärker gewesen war, als man beabsichtigte, und obgleich die Haut nicht verletzt war, so musste doch das Fleisch unter derselben gelitten haben, denn die Stellen, wohin die Hiebe gefallen, brachen in Geschwüre auf, und der arme Neger musste lange leiden. Die ganze Haut lösste sich in Stücken ab und es entstand eine neue. Sehr bedauerte dies Domingo und äusserte sich zu seinen Cameraden, dass er sich nun wohl bessern müsse, denn die neue Haut wäre zu fein, und fünf Hiebe würden ihn mehr schmerzen als früher hundert.

Bei vielen Negern zeigt sich schon nach dem fünften Hiebe Blut und werden die wundgeschla-

genen Stellen mit Rum und Salz eingerieben, was freilich entsetzlich schmerzt, aber vor Entzündung schützt und schnell heilt.

Auf einer Nachbarpflanzung von Angerona ereignete sich folgender Vorfall. Der Herr der Pflanzung Don Benito Bermudez, Oberstlieutenamt im Linien-Regimente, konnte seine Pflanzung selten, höchstens alle Jahr nur auf einige Tage besuchen. Als ein gebildeter, gutmüthiger Mann unterliess er nie seinem Aufseher (Majoral) Milde und sanftes Betragen gegen seine Neger anzubefehlen, worin er noch mehr bestärkt wurde, da die pfiffigen Neger während der Paar Tage seiner Anwesenheit auf der Pflanzung sich überaus gut aufführten und fleissig arbeiteten. Ende des Jahres 1838 nahm Don Benito nach 42 jähriger Dienstzeit einen längeren Urlaub und zog sich während der Zeit auf seine Pflanzung zurück. Die Neger freuten sich, wie immer, zu seiner Ankunft und arbeiteten in der ersten Zeit fleissig, jedoch, da ihr Herr in der zweiten Woche noch keine Anstalten traf, abzureisen, liessen sie mit den Arbeiten bedeutend nach, und als sie erfuhren, dass Don Benito auf lange Zeit auf der Pflanzung bleiben werde, verfielen sie in ihre alte Gewohnheit zurück und trieben es, wie sie es getrieben hatten, wenn der Aufseher mit ihnen allein war, so dass sie, da er sie nicht gehörig bestrafen durfte, thaten, was sie wolllten. Während der langen Anwesenheit ihres Herrn fleissig zu arbeiten, war eine schwere Aufgabe, die sie zu lösen nicht vermochten. Don Benito sah mit Schrecken diesen Wechsel, doch

hoffte er, mit Ermahnungen und Güte durchgreifen zu können; allein die Sklaven wurden nur fauler und schlechter als jemals, und er sah sich genöthigt mit der Peitsche zu strafen, wesshalb er seinem Majoral strenger zu sein befahl, da man in Güte mit Negern nicht fertig zu werden vermöge. Die Neger wollen und müssen streng, allerdings aber auch gerecht behandelt sein.

Viele und harte Strafen müssen die Neger ihrer Giftmischereien wegen erleiden, worin sie eine ungemeine Fertigkeit besitzen, die sie freilich selten gegen die Weissen, desto öfter aber gegen ihre eigenen Kameraden und sich selbst benutzen. Einige haben darin eine solche Uebung, dass sie nicht nur sicher den Tod geben, oder sich nur ungesund machen, sondern auch, dass ihre Gifte erst nach Wochen und Monaten wirken und tödten, und keine Spur, die von einem Arzte zu erkennen wäre, zurücklassen. Mütter machen ihre Kinder krank, um während der Pflege von der Arbeit dispensirt zu sein. Ihre Lebensweise unter sich ist schlecht und höchst unmoralisch, sie bestehlen und berauben sich gegenseitig — so gut wie die Weissen. — In moralischer Hinsicht ist ihr Leben das abscheulichste, das man sich denken kann. Die Mädchen geben sich im zartesten Alter zur Unzucht hin. Die Weiber sind in jeder Pflanzung gewöhnlich Gemeingüter, auch wenn sie verheirathet sind, so dass der Ehebruch nicht allein als etwas ganz Gewöhnliches, sondern als etwas, was sich von selbst versteht betrachtet wird, und meistens verständigen sich Mann und Frau ganz

in Güte darüber. Entweder machen beide einen offenbaren Handel daraus, oder der Mann geht rechts, die Frau links. Streit entsteht selten, nur wenn die Bezahlung ausbleibt. Der Neger schämt sich nicht im geringsten, den Weissen seine Frau und Töchter für wenige Realen, oder gegen einige zerlumpte Kleider anzubieten. Dass die Pflanzer, die von den strengen, mit den näheren Umständen unbekannten Richtern und Philanthropen als Unmenschen und Barbaren verdammt werden, ein solches Leben nicht billigen können, sondern Alles thun, die Neger zu einem, wenigstens äusserlich moralischen Leben zu zwingen, versteht sich von selbst; aber nur selten sieht man den geringsten Erfolg davon, und die fürchterlichsten Strafen richten oft in dieser Hinsicht nichts aus.

Wenn die Neger wollten und selbst etwas dazu thäten, so könnten sie auf den meisten Pflanzungen ein ruhiges, zufriedenes und beinahe glückliches Leben führen. Sie haben Nahrung, Wohnung und Kleidung; ausserdem ein Stückchen Land, können sich nach Gefallen ein Schwein fett machen und verkaufen*), da sie solches nicht zu ihrer Nahrung zu verzehren brauchen, und für den Erlös sich Leckerbissen, Spielereien und Kleidungsstücke anschaffen. Mann und Frau können sich auf diese Weise jährlich 20—30 Piaster verdienen; die Mehrzahl der Weiber kaufen sich dafür Kleider und Schmucksachen, und viele Negerinnen besitzen schönere Sonn-

*) Auf Cuba ist der Schweinehandel nicht unbedeutend.

und Festtagskleider als manches Fräulein. Wie viele Tausende unserer deutschen Tagelöhner sind wohl im Stande, ein solches sorgenfreies Leben zu führen, wie es die meisten Neger auf den Pflanzungen könnten? — Hat ein Weisser einmal das Glück einen guten, treuen Neger oder Negerin zu haben, so ist ihr Loos das beste, und wenn die übrigen ein nicht so schlechtes Gesindel wären — denn auch nur solche lassen sich in ihrem Vaterlande verkaufen — so müssten sie sich beeifern, ein gleiches, glücklicheres Loos zu verdienen. Nur sehr wenige treue Neger habe ich während meines Aufenthaltes dort kennen gelernt, sie sind beinahe so selten wie die Goldkörner an der Ostsee. Man muss eingestehen, dass die Neger auch wohl Ungerechtigkeiten von den Weissen ertragen müssen; doch ist es gewiss selten, und ich für mein Theil halte den Weissen, der mit Negern umgehen muss, für bedauernswürdiger, als den Neger selbst. Viel ist und wird noch in jetziger Zeit gegen die Negersklaverei deklamirt, ganze Gesellschaften haben sich gebildet, sie zu unterdrücken. Commissionaire der Antislavery - Society haben sich nach Cuba begeben; sie wurden entdeckt und ihr Loos war der Strang. Weit entfernt davon die Sklaverei in Schutz zu nehmen, so giebt es gewiss unzählige Menschen, die bedauernwürdiger sind als die cubaischen Neger. Man nehme nur die russischen Leibeigenen; wie viele Vorzüge haben Neger vor diesen. Ein Leibeigner kann nur dann freikommen, wenn es die ausserordentliche Gnade seines Herrn ist. Ein Negerbesitzer hingegen muss seinen Sklaven

freilassen, wenn er seine Freiheit fordert und bezahlt, und darf der Eigenthümer nicht einmal seinen vollen Werth verlangen. Auch kann der Neger sich zum Theil freimachen (quartieren), d. h. er bezahlt seinem Herrn eine Abschlagssumme für seinen Kopf, wobei gewöhnlich der Werth eines Negers zu 400 Pias. gerechnet wird. Hat er seinem Herrn z. B. 100 Piaster gezahlt, so kann ihn dieser zu keiner Arbeit mehr zwingen, sondern muss ihn dagegen freilassen und kann nur für jede, von dem gedachten Werthe übrig gebliebene 100 Piaster täglich einen Real verlangen, was der Neger sich mit leichter Mühe verdienen kann. Auch hat er ausserdem das Recht, seinen Herrn zu zwingen, ihn an einen anderen Herrn, den er sich selbst suchen kann, zu verkaufen. Dieses Recht haben auch die Sklaven, welche Hausbediente sind.

Die Sklaverei ist und bleibt zwar in den Augen Gebildeter stets ein Gräuel; doch darf man auch nie zu einseitig darüber urtheilen, wie es denn allerdings oft geschieht. Am glücklichsten fühlen sich diese Leute, wenn sie einen gerechten und dabei äusserst strengen Herrn haben, und auch nur dann gedeiht die Pflanzung, und die Neger leben ruhig und zufrieden unter einander. Selten haben sich Neger empört, die strenge behandelt wurden, sondern nur, wo das Gegentheil Statt fand, zeigte sich Widerspenstigkeit und Auflehnung im Grossen. Man legt den Pflanzern zur Last, dass sie ihre Neger hart und barbarisch behandeln, und unter dem Namen Pflanzer versteht man in Europa gewöhnlich einen

rohen, ungebildeten und gefühllosen Menschen. Ich habe während meines Aufenthaltes wohl manche Bekanntschaft mit ihnen gemacht, aber keinen einzigen solchen unter ihnen gefunden. Viele gebildete und erfahrene Leute aber habe ich unter den Pflanzern kennen gelernt, die gern ihre Neger wie untergebene Europäer behandelten wenn nur eine Möglichkeit, es thun zu können, vorhanden wäre, ohne allen Arten von Unordnungen Thür und Thor zu öffnen.

Bei welchem anderen Volke wäre es möglich den Menschenhandel einzuführen, als bei diesen Negern? Schon dies allein charakterisirt das Volk.

Ein grosser Theil der besseren Neger wünscht sich gar nicht in sein Vaterland zurück. Ein Beweis davon gab mir ein alter Negersklave, der auf der Kaffeepflanzung Angerona Zimmermann ist. In Afrika war er König eines Negerstammes, sein Name König Johann steht ihm auf der Brust tätovirt. Auf meine Frage, wo es ihm besser gefalle, antwortete er: „Es sei hier besser Zimmermann sein, als dort König! Hier lebt man ruhig und ohne Sorgen, dort im ewigen Krieg und Zank.“ — Viele auch wünschen allerdings ihre Rückkehr, doch sind diese meistens schlechte Subjekte, denen auf Cuba die heimische Gelegenheit zum Stehlen und Plündern genommen ist.

Sechstes Kapitel.

Klima und Wetterbeobachtungen. — Boden. — Vegetation. — Nutzbare Pflanzen. — Kultur des Kaffees.

Das Klima von Havana und überhaupt der Insel Cuba ist dasjenige, welches der äussersten Grenze der heifsen Zone entspricht, es ist noch ein tropisches Klima, worin die ungleichere Vertheilung der Wärme zwischen den verschiedenen Jahreszeiten bereits den Uebergang zu dem Klima der gemäfsigten Zone ankündigt. *)

Die durchschnittliche Wärme auf der Insel Cuba ist 24—25° Cels., oder 75—77° Fahrh. oder 19—20° R. Die Monate December, Januar, Februar, März und April sind die kühlsten und die dortigen sogenannten Sommermonate, d. h. die trockene Jahreszeit. Die übrigen Monate, besonders Juni, Juli, August und September sind die heifsesten und zugleich die Regen- oder Winter-Monate. In den Monaten December, Januar und Februar herrschen meistentheils Nordost-, Ostnordost-Winde, die gewöhnlich von kalten, heftigen Regenstürmen begleitet und unter dem Namen los Nortes bekannt sind.

In diesen ebengenannten Monaten beobachtete ich die niedrigste Temperatur und zwar, am:

---

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents etc VI. p. 50.

19.	Jan.	1839	6 Uhr	Morg.	+ 9°,	1 Uhr	Mittags	+ 19°,	6 Uhr	Abends	+ 16°	R.
20.	"	"	—	—	+ 10°,	—	—	+ 20°,	—	—	+ 18°	—
21.	"	"	—	—	+ 10°,	—	—	+ 20°,	—	—	+ 18°	—
22.	"	"	—	—	+ 9½°,	—	—	+ 21°,	—	—	+ 18°	—
23.	"	"	—	—	+ 8°,	—	—	+ 20°,	—	—	+ 16°	—
24.	"	"	—	—	+ 5½°,	—	—	+ 19°,	—	—	+ 16°	—
25.	"	"	—	—	+ 10°,	—	—	+ 20°,	—	—	+ 16°	—
26.	"	"	—	—	+ 19°,	—	—	+ 23°,	—	—	+ 19°	—
27.	"	"	—	—	+ 10°,	—	—	+ 19°,	—	—	+ 12°	—
28.	"	"	—	—	+ 6°,	—	—	+ 19°,	—	—	+ 12°	—

u. s. w. Witterung und Temperatur variirte so sehr in diesen Monaten, wie man es bei uns nur im April zu sehen gewohnt ist.

In den Monaten Juni, Juli und August, selbst oft bis Ende Septembers, in denen sich, bisweilen täglich drei bis viermal, die heftigsten Gewitter, begleitet von den stärksten Regengüssen, entladen, steigt das Thermometer, namentlich vor und nach den Gewittern, häufig bis auf 27, selbst 28° R., doch nur auf wenige Stunden, fällt aber sehr selten bis unter + 18°, der Wind variirt um diese Zeit sehr, und ist am Mittage Windstille vorherrschend, oder auch S.O., W. oder S.W. Wind. Der sonst beinahe stets wehende Ostwind stellt sich erst nach Sonnenuntergang ein, und vertreibt dann die pestartige und drükkende Hitze aus den Strafsen Havana's.

So angenehm einem Fremden in der ersten Zeit, ehe er sich an eine hohe Temperatur gewöhnt hat, die niedere Temperatur von vielleicht nur 10—12 Graden ist, so unangenehm empfinden sie die Eingeborenen und die länger in jenem Klima ansässigen Fremden. Man friert dort bei + 10° R. mehr als in Europa bei — 1°. *) Mir fiel es nicht wenig auf, bei 18 Graden die Neger und viele Creolen mit dicken Mänteln gehen zu sehen, staunte aber noch mehr, als auch ich nach den ersten Paar Monaten ein gleiches Verfahren eintreten liefs. —

*) Vergleiche „Memorias para Servir de Introduction a la Horticúltura Cubana par Don Ramon de la Sagra, 1827.

Was den Boden der Insel Cuba mit seinen Gesteinen betrifft, so läſst sich darüber von mir nichts zu dem hinzufügen, was A. v. Humboldt in seiner Reise darüber berichtet hat *).

Der Boden ist ein ungemein fruchtbarer, besonders im nördlichen und westlichen Theile der Insel, und besteht meistentheils aus einer braunrothen, sehr viel Eisenocker und Kalk enthaltenden Erde, „tierra colorada." Auf der Südseite der Insel ist der Boden mehr sandig und kalkig.

Die Insel Cuba zeigt etwa in vier Fünftheilen ihrer Ausdehnung nur tiefe Niederungen, der Boden ist mit Secundär- und Tertiar-Formationen bedeckt. Eine zerhöhlte Textur der Kalkstein-Formation, die ich nicht zu beschreiben vermag, bedeckt oft groſse Strecken Landes. Die fruchtbarsten Theile der Insel, die ich bereis't habe, sind die Bezirke von Jagua, von Trinidad, von Matanzas, Mariel, St. Marcus und das Thal von Guines. Flüsse giebt es auf Cuba wenige und keine von Bedeutung; aber dennoch erfreut sich der Reisende an einem abwechselnden, sich immer erneuernden Grün, das vermuthlich in der wellenförmigen Oberfläche der Insel seinen Ursprung hat.

Die Vegetation ist beinahe durchgängig auf der ganzen Insel eine herrlich üppige. Man findet auf derselben noch undurchdringliche Wälder, deren Bäume mit Lianen behangen und mit Parasiten dick besetzt sind, und da, wo früher solche Wälder gestanden

*) A. v. Humboldt Reisen Vol. VI. p. 33—47.

haben und der Boden urbar gemacht ist, sieht man nun die schönsten Kaffee- und Zuckerplantagen, auf die ich noch später zurückkommen werde.

Von den von Europa eingeführten Gemüsen und Früchten gedeihen die Kohlarten, Salat, Schoten, Spargel, Gurken und andere vortrefflich. Kartoffeln werden nicht viel gebaut, da bis jetzt alle Versuche schlecht ausfielen, und werden sie durch andere einheimische Erdfrüchte, selbst durch die Pisang, hinreichend ersetzt.

Von den auf Cuba angebauten und dort zur Nahrung oder anderen Zwecken dienenden Gewächsen sind folgende besonders hervorzuheben:

Cocos nucifera, auf der ganzen Insel, weniger aber nach dem Innern zu angebaut. *Oreodoxa Regia* (Palma real), denn obgleich diese schon oft erwähnte schöne Palme nicht zur Nahrung dient, so werden doch alle ihre Theile zu anderen Bedürfnissen verwendet, so dafs sie mit zu den nützlichsten Bäumen Cubas zu zählen ist. — *Artocarpus incisa* (Castaño) Brodtfruchtbaum, dessen Früchte Kastanien ähnliche Samen enthalten, die gebrüht gegessen werden. *Artocarpus incisa var?*, dessen Früchte keine Samen machen, weshalb die ganze Frucht in Scheiben geschnitten, und geröstet gegessen wird. Beide Arten werden überall angebaut. *Anona* (Anona muricata und mehrere andere Species). *Mammea americana* und *M. colorada* von St. Domingo. Die schön aussehenden Früchte dieser herrlichen Bäume werden nur gestobt oder eingemacht gegessen. Yuca (*Iatropha Manihot*); die Wurzel dieser Pflanze liefert ein

gutes Gemüse, ähnlich den Kartoffeln. Malangha (*Arum esculentum*), hat eine vortrefflich, süfslich schmeckende, mehligte Wurzel. Yams (*Dioscorea sativa*) und Batatas (*Convolvulus Batatas*) kommen den Kartoffeln sehr nahe. *Aleuritis triloba* hat eine sehr angenehm schmeckende Frucht. Süfse Orangen, Citronen, Ananas, Pisang und Bananen fehlen in keiner Gegend und auf keiner Pflanzung. Guajava (*Psidium pyriferum* und *pomiferum*) liefert eine schöne Frucht, die theils roh, theils gestobt gegessen oder zu Gelée gekocht wird, das überall unter dem Namen Guajava-Gelée bekannt ist und einen Handelsartikel in Havana ausmacht. Aguacate (*Laurus Persea*), eine der besten Früchte der Tropen; man geniefst sie auf sehr verschiedene Weise. Cainito (*Chrysophyllum Cainito*), ebenfalls eine herrliche Frucht. Mangho (*Mangifera indica*) eine sehr angenehm, doch eigenthümlich schmeckende Frucht, die nebst ihren Varietäten oft schädlich wirkt. *Eugenia Jambos* mit gut schmeckenden Früchten. Ferner mehrere *Leguminosen*, *Malpighien* und andere Pflanzen liefern geniefsbare Früchte, werden aber nicht so allgemein angebaut, als die früher genannten.

Zierpflanzen und Sträucher findet man in den meisten Gärten angebaut:

Agave americana, *Tillandsia discolor* zu Einfassungen von Beeten. *Bambusa arundinacea fol. angust.*, *Plumeria rosea*, *Cocos fusiformis*, *Elais sp. Phœnix dactylifera*, *Casuarina equisetifolia*, *Poinsettia pulcherrima*, *Hibiscus Rosa sinensis*, *Melia sempervirens*, *Pandanus utilis*, *Clusia rosea*

und *alba*, *Cycas revoluta*, *Cupressus sempervirens*, *Datura arborea*, *Nerium splendens*, *Mirabilis Jalappa* und eine grofse Anzahl unserer gewöhnlichen Gartenblumen, wozu auch Nelken und Rosen gehören.

Von den bemerkenswerthen Pflanzen, die ich auf meinen Excursionen auf der Insel Cuba fand, erwähne ich nur folgende:

Rhizophora Mangle in ungeheuren Massen an der Küste bei Matanzas und an den Ufern der sich ins Meer ergieſsenden Flüsse, als im Fluſs Canimo. In Sümpfen *Acrostichum aureum*. Eine grofse Auswahl von Farrn und Aroideen, nicht minder Orchideen in feuchten Wäldern. *Asplenium Nidus*, *Polypodium oligophyllum*, *Adiantum formosum*, *Asplenium dissectum*, *Aspidium augescens Lk.* u. a. auf alten Baumstubben, Felsenblöcken und an Baumstämmen, in dichten Wäldern und auf felsigen Fluſsufern. Unter den Orchideen zeichneten sich aus: *Stanhopea Wardii*, *St. expansa*, *Epidendrum cochleatum*, *Epid. odoratissimum*, *ciliare*, *nocturnum*, *Brassavola nodosa*, *Bletia*, mehrere Arten, *Cyrtopodium punctatum*, *Oncidium Papilio*, *Brassia caudata*, *Oncidium carthaginense* und viele andere, die sich jetzt lebend im botanischen Garten zu Berlin befinden, und bei deren Anblick ich mir jeden Ort, selbst den Baum, worauf sie gewachsen, in's Gedächtniſs zurückrufe. In Gesellschaft mit den Orchideen wächst die schöne *Guzmannia tricolor*, *Rhipsalis Cassytha* und *Cereus grandiflorus var?* — *Asclepias curassavica* und *nivea* ist auf der ganzen Insel verbreitet, ebenso

die *Argemone ochroleuca.* Die Umgegend von Trinidad de Cuba, die im Vergleich zu den nördlichen Theilen der Insel nicht so fruchtbar ist, liefert jedoch eine grofse Menge schöner Wiesenpflanzen und mehrere Species schöner Palmen, als *Corypha Miraguama*, die sich durch ihren eigenthümlichen Wuchs auszeichnet, ferner *Thrinax parviflora* und einige unbekannte Arten. Zwischen diesen Palmen wachsen *Malphigien* Arten und die so giftige *Comocladia ilicifolia.* Bei Batabano in sumpfiger Gegend sieht man in grofser Menge, beinahe ganz im Wasser stehend, *Corypha maritima.* Ein Theil von Santo Marco, Distrikt Calajabas, ist besonders reich an *Swietenia Mahagoni*, *Cedrela odorata*, *Diospyros Ebenum* und an andern Nutzhölzern, ferner *Bombax Ceiba* u. a., *Cecropia palmata* und *peltata*, *Melastomae*, *Convolvulaceae* und *Leguminosae* in grofser Menge.

Die Gegend von Guanabacoa bietet dem Botaniker viel Interessantes dar, so wächst dort *Cocos aculeata*, *Thrinax argentea*, *Iatropha panduraefolia*, *Petiveria hexaglochin*, *Pisonia loranthoides*, *Lantana*, *Malpighia* mehrere Arten, *Ehretia havanensis*, *Convolvulus pinnatifidus* u. a., *Myrtus tuberculata*, mehrere *Banisteria* und andere Pflanzen.

Es würde zu weit führen, alle diejenigen Pflanzen aufzuzählen, die ich auf der Insel Cuba gefunden oder gesammelt habe, und ich will nur noch zum Schlufs, ehe ich mich von Cuba trenne, einige Worte über die Cultur und Bereitung des wichtigsten Handelsartikels der Insel, den Kaffee, mittheilen. Man mufs es gesehen haben, und wird dann erst glauben,

wie viel Mühe und Arbeit der Kaffee verlangt, und durch wie viel schwarze Hände jede Bohne geht, ehe er in Europa getrunken wird.

Bei der Ernte fallen viel Samen auf die Erde, welche aufgehen und in den meisten Fällen hinreichend sind die Nachzucht zu bilden. Man läfst aber die jungen Sämlinge nicht stehen, sondern versetzt sie, sobald sie 2 bis 4 Blätter gemacht haben, in eine besonders dazu bestimmte Pflanzschule, zu der man gewöhnlich einen luftigen und schattigen Ort im lichten Walde auswählt. Sie bleiben hier stehen, bis man sie verwenden will und hält sie nur von Unkraut rein. Das Verpflanzen geschieht in der Regenzeit, also vom Ende Mai bis in den September, und nimmt man dazu Bäumchen von 1—3 Fufs Höhe, schneidet die über zwei Fufs hohen Pflanzen ½ Fufs über der Erde ab, und stutzt verhältnifsmäfsig auch die Wurzeln. Die Löcher, in welche man die Pflanzen setzen will, erhalten eine Tiefe von 1—2 Fufs, und dieselbe Weite. Die herausgenommene Erde vermischt man wenn man es mit seiner Pflanzung gut meint, mit vegetabilischem oder animalischem Dünger. Die Pflanzen werden 5—6 Fufs im Quadrat gepflanzt, jedoch nicht im Verband; beim Herausnehmen der Pflanzen läfst man so viel Ballen als möglich, und tritt die Erde um den Stamm deshalb erst fest, ehe man sie aussticht. Man läfst die jungen Pflanzen, nachdem sie gepflanzt sind, frei fortwachsen, bis sie eine Höhe von 5—6 Fufs erreicht haben, stutzt den Baum dann ein, und sucht ihn in einer ausgebreiteten Pyramidenform zu ziehen. Schon im zweiten und dritten Jahre blühen die

Bäumchen und setzen Früchte an, die man ihnen, um die Bäume nicht zu schwächen, in den ersten Jahren nimmt. Die Düngung der Kaffeequartiere geschieht in Ermangelung des animalischen und künstlich mineralischen Düngers und unter besonderer Mitwirkung des heifsen Klimas auf eigenthümliche Weise. In einer Zeit von 2—3 Jahren verwesen nämlich in freier Luft selbst die stärksten Baumstämme und geben eine nahrhafte Erde. Man sammelt also zu diesem Zweck allen vegetabilischen Abgang; es dienen dazu Palmen und deren Wedel, Bäume, deren Holz nicht benutzt wird, Unterholz jeglicher Art, und bringt denselhen zu einer gelegenen Zeit zwischen die Reihen der Kaffeebäume. Auch das Reinigen der Quartiere, welches jährlich viermal geschieht, wozu die Neger mit Hacken und zwei Fufs langen und sehr breiten Messern (Machetas) versehen sind, giebt Material zur Düngung; denn nichts wird fortgeschafft und Alles bleibt liegen, nur dafs man die Stämme der Bäumchen frei läfst und die Erde um dieselben auflockert.

Die Blüthezeit fällt vom Januar bis Mai, so dafs jede Pflanze zu verschiedenen Zeiten, oft 4—6mal im Jahre blüht; doch sind zwei Blüthenzeiten, mithin auch zwei Erntezeiten vorherrschend. Gegen den Herbst, d. h. im October und dann im Frühjahre sind die Haupternten. Das Einsammeln der Früchte ist die Hauptarbeit, da unter den erwähnten Umständen jedes Quartier 4—5mal durchsucht werden mufs, um nur die reifen Früchte, welche allein das wohlschmeckende Getränk geben, abzusuchen. Jeder

Neger erhält einen Baum zum Absuchen, nicht Erwachsene von 8—11 Jahren werden zu zweien bei einem Baume angestellt. Sie erhalten einen Korb, den sie in bestimmter Frist gefüllt haben müssen. Legen sie, um die Vollendung ihrer Arbeit zu beschleunigen, eine doppelte Unterlage von Pisangblättern unten in den Korb, oder pflücken sie unreife Beeren, so wird ihnen solches bei der Ablieferung, die mit jedem Korbe einzeln geschieht, nachdrücklich verwiesen, das heifst in der Negersprache, er erhält 10—20 Peitschenhiebe. Die eingesammelten Früchte werden von Tage zu Tage auf Haufen gebracht, damit sie etwas in Fäulnifs übergehen, d. h. die die Bohnen umgebende fleischige Hülle, dann aber auf den Trockenplätzen ausgebreitet und an der Sonne getrocknet, wozu nur eine kurze Zeit gehört. In einer Walzmühle wird sodann die äufsere Hülle von den Bohnen getrennt, die Bohnen werden in einer Maschine, wie unsere zur Reinigung des Getreides, von der Schale und vom Staube gereinigt. Die Bohnen kommen dann auf einen langen Tisch, und werden nach ihrer Güte, Farbe von den Negerinnen sortirt, die verschiedenen Sorten in Säcke gethan, und in den Magazinen zum Versenden bereit gestellt.

So viel als möglich benutzt man das in den Plantagen zwischen den Bäumen befindliche Land noch aufserdem zur Wirthschaft. Man pflanzt Mais (Zea), Pisang und Bananen (Musa) in Reihen zu 15 Fufs auseinander, und hat hiervon aufser der Fruchternte noch den Vortheil, dafs die Pisangbäume den

Kaffeepflanzen Schatten gewähren, und die abgestorbenen Stämme einen guten Beitrag zu der erwähnten Düngung abgeben. Der Kaffee wächst auf steinigtem, schlackenartigem Boden ganz vortrefflich, wie ihm jeder nicht sandige Boden sehr gut zusagt.

Beim Einsammeln pflegt man täglich die Ernte zu wiegen, um so einen Ueberschlag des ganzen Gewinnes zu erhalten. Im Durchschnitt liefert ein gesunder Baum von fünf Fuſs Höhe 1 Pfund Bohnen, viele aber auch 3 bis 6, sehr viele aber auch nur ¼ Pfund.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Reise von Havana nach New-York. — New-York. — Flushing, Handelsgarten der Herren Prince und Söhne daselbst. — Philadelphia. — New-York. — American Museum.

Da von Havana nach dem Continent von Südamerika, unter den jetzigen politischen Verhältnissen, nur äufserst selten eine direkte Schiffsgelegenheit sich darbietet, so blieb mir kein anderer Weg übrig, um nach la Guayra, dem Hafen auf der Nordküste des Continents zu gelangen, als von Havana nach New-York zu segeln, und dort eine solche Gelegenheit, die häufig sein sollte, zu suchen. Am 25. September 1839 war es denn so weit gekommen, dafs ich mich einschiffen konnte. Es war ein kleines, aber schönes, bequemes nordamerikanisches Barkschiff „Rapid", geführt vom Kapitain Ward, ein ausnahmsweise sehr freundlicher, artiger Amerikaner. Schon um 7 Uhr ging ich an Bord, da um 8 Uhr die Anker gelichtet werden sollten; indessen war man noch sehr beschäftigt Lebensmittel einzuschiffen, als eine Menge Früchte, Bananen, Pisang, Ananas u. a., eine grofse Anzahl lebender Hühner, Enten, calekutische Hähne,

Gänse, Kälber und Schweine. Es war ein Gewirre am Bord, das fürchterlich war. Die übrigen sechs Passagiere, nämlich ein nordamerikanischer und ein venezuelanischer Schiffskapitain, zwei junge Creolen und ein Deutscher, sogar Preufse, der so eben von Mejico kam und ein Franzose hatten sich nach und nach auch eingefunden, so dafs um 9 Uhr die Anker gelichtet wurden, und wir mit leichtem S. O. Winde in Begleitung der Bremer Brigg „Bürgermeister Schmidt" zum herrlichen Hafen von Havana hinaussegelten. Während einiger Zeit segelten wir längs der Küste, bis wir die Höhe von Matanzas erreicht hatten, wo wir dann abhielten. Noch um 7 Uhr Abends konnte ich die mir unvergefsliche Insel Cuba sehen, die endlich mit dem Dunkel der Nacht verschwand. Keinesweges war die Reise eine sehr angenehme, und wurden wir mehrere Male in nicht geringe Angst versetzt. Die Reisen von Westindien nach dem Norden von Amerika und umgekehrt sind selbst in der schönsten Jahreszeit nicht die angenehmsten. Man hat mit reifsenden Strömungen des Golf-Stroms, und in der Gegend bei Cap Hatteras mit beinahe ohne Ausnahme fortwährend schlechtem Wetter zu kämpfen. Die Küsten von Florida, Georgia sind flach und unsicher, und man darf sich ihnen nicht zu sehr nähern. Beinahe täglich, besonders des Nachts hatten wir Gewitter und zischend fuhren die Blitze neben uns ins Meer herab. Die Nacht vom 27. zum 28. September war grausenhaft und mir unvergefslich. Am 28. Mittags 1 Uhr, als eben die Schiffsofficiere ihre Berechnungen mach-

ten, die meisten Passagiere schliefen, und ich mich über die nun nach so böser Nacht eingetretene Stille freute, bemerkte ich nach Osten zu eine Säulen ähnliche Gestalt; die Erscheinung war mir unbekannt, ich rief den Kapitain auf's Deck, der, als er es kaum betreten hatte, die Segel einzuziehen commandirte. Es war nämlich eine Wasserhose, die, von Minute zu Minute gröfser werdend, auf uns zukam, aber zum grofsen Glück für uns Alle, noch ehe sie uns erreichte, ins Meer zurückstürzte. Der Anblick war höchst überraschend, das Wasser stieg in einer gebogenen Säule, die nach unten an Dimension zunahm, bis in die Wolken und zersprang mit einem grofsen Geplätscher. Nach diesem Phänomen erfolgte eine Windstille, grofse Schwüle und in der Nacht ein starkes Gewitter. Obgleich wir uns schon im 32° 45′ Nördl. Breite befanden, so nahmen die Gewitter dennoch kein Ende. Am 9ten hörten wir schon gegen Mittag ein fortdauerndes dumpfes Donnern, der Horizont war von S. W. bis nach N. O. in Nebel und Dunst gehüllt, aber keine Wolke sichtbar. Erst gegen 5 Uhr Abends, als sich die Sonne zu neigen anfing, sahen wir über dem halben Horizont sich eine grofse Wolkenmasse lagern, von unzähligen Blitzen durchkreuzt. Der Kapitain fürchtete einen Orkan, denn noch war die Zeit derselben nicht vorüber, und liefs alle Vorkehrungen treffen. Bald nach Sonnenuntergang erhob sich der Sturm, dieser trieb die Gewitter herauf, die aber zum Glück, ohne in einen Orkan auszuarten, vorüberzogen, und so hatten wir eine zweite Gefahr und Angst glücklich überstanden. In diesen 4 Ta-

gen war bereits die gröfste Hälfte der Reise zurückgelegt, die Luft hatte sich nach den vielen Gewittern bedeutend abgekühlt und der Wind blies kalt und mit aller Kraft aus der Himmelsgegend, nach welcher unser Cours gerichtet war, aus N. N. W. Zehn volle Tage mufsten wir gegen den Wind arbeiten, bis wir endlich am 15. October Mittags das Vorgebirge May in New-Jersey erblickten, von wo wir in 24 Stunden in New-York hätten sein können, wenn der ziemlich günstig gewordene Wind nicht nochmals herumgesprungen und in einen neuen Sturm ausgeartet wäre. Tages darauf sahen wir ein Lootsen-Boot und nahmen Mittags einen Lootsen an Bord, einen fein gekleideten Gentleman im schwarzen Frack und Hut, der sogleich das Commando übernahm. Wir segelten noch 24 Stunden und erreichten 6 Uhr Abends das Leuchtfeuer von Sandy Hook und in der Nacht um 2 Uhr ankerten wir in der Bay von New-York, am sogenannten Quarantaine-Platz. Mit Tagesanbruch kroch ich aus meiner Coye, um zu sehen, wo ich mich befand; ich trat auf's Deck und eine reizende Aussicht bot sich meinen Blicken dar. Eine Menge von Schiffen aller Gattungen und Gröfsen durchkreuzten die Gewässer und ein Wald von Masten verdeckte die nur noch ¼ Meile weit vor uns liegende Stadt New-York. Bald erschien der Arzt und die nöthigen Beamten, besichtigten Schiff und Passagiere, und nachdem alles für gesund erklärt war, setzten wir unsere Reise bis New-York fort, das wir in einer Stunde erreichten.

In New-York findet man nicht wie in den meisten europäischen Hafenstädten am Ufer eine Menge von dienstbaren Geistern zum Fortschaffen der Sachen, nicht einmal Böte, um vom Schiffe ans Land gesetzt zu werden, wenn man nicht das Glück hat, gleich bei einem Werft anlegen zu können. Freilich fand ich einige einspännige Karren am Ufer des Ost-Flusses, aber kein Führer derselben meldete sich; sie wollten alle als freie Amerikaner erst aufgefordert und gebeten sein, für Geld einen Dienst zu verrichten. Mit meinem Gepäck am Lande ging ich auf Anrathen des Kapitains nach dem „Astor-House Hôtel.“ Der Führer brachte mich an ein mächtiges Haus, das ein grofses Viereck bildet, fünf Stockwerke hoch ist und das ich der unzähligen Menge Menschen wegen, die auf der Treppe standen, ein- und ausgingen, für die Börse hielt, welches aber das berühmte Hôtel war. Obgleich dasselbe über 300 Zimmer enthält, fand ich dennoch kein Unterkommen und mufste mich in das dicht danebenstehende American-Hôtel begeben, wo ich mit vieler Noth ein Zimmerchen 4 Treppen hoch erhielt.

Die Einrichtung der amerikanischen Hôtels ist vortrefflich. Kommt ein Fremder an, so wird er ins Comptoir gewiesen, in dem sich meistens der Wirth, sein Buchhalter und mehrere Kellner befinden. Auf einer Tafel, worauf sämmtliche Nummern der Zimmer bezeichnet sind, ersieht man sogleich, ob noch eins derselben vacant ist. Die Nummer des erhaltenen Zimmers, der Name, Geburtsort etc. des Fremden wird sogleich im Comptoir ins Buch eingetra-

gen und dann das Zimmer angewiesen. Die Bedingungen der Hôtels sind einfach, aber theuer. Man zahlt pro Tag 2—5 Piaster (ein Piaster beträgt 43 Sgr.) wofür man ein kleines Zimmer, Frühstück, Mittag- und Abendbrod, jedoch ohne Wein erhält. Das erste, was mir auffiel, war das Signal zu den Mahlzeiten, welches auf einer grossen, runden Metallplatte in so geräuschvoller Weise gegeben wird, dass alle Nerven erzittern und selbst die noch festschlafenden Bewohner erweckt werden, in welcher Absicht es auch schon eine halbe Stunde vor dem ersten Frühstück gegeben wird, damit ein Jeder weiss, dass es Zeit zum Aufstehen und Ankleiden ist. Nach einer halben Stunde wird das Frühstück servirt, wozu ein zweites Signal erschallt. Die Table d'hôte ist in den ersten Hôtels ausgezeichnet, sämmtliche Gerichte stehen schon auf dem Tische bereit, die warmen sind mit metallenen Deckeln verdeckt, die Suppe wird servirt und nach dieser werden in einem Tempo die Deckel von den Schüsseln abgehoben, und die zu trangirenden Speisen auf einen Nebentisch getragen, wo zwei Vorschneider die verlangten Braten und Fleischspeisen verabfolgen lassen. Bei jedem Couvert liegt eine fein gedruckte Speisekarte, welche die verschiedenen Gerichte geordnet, die auf der Tafel sich befinden, namhaft macht, und nach der man sich geben lässt, was dem Gaumen beliebt. Wein wird wenig getrunken, der Nordamerikaner ist kein Weintrinker, er zieht nach dem Essen ein Glas Brandy and water vor. Madeira, Xeres und ähnliche sind die gangbarsten Weine, wo welche getrunken werden. Die theuersten Weine

sind aber die beliebtesten, und geben daher einen guten Gewinn für die Gastwirthe. Die Preise sind nämlich fast unglaublich; so stand z. B. auf der Weinkarte im American Hôtel der beste Madeira mit 10 Piaster die ¾ Flasche verzeichnet, der beste Xeres mit 4 Piaster, der beste Rheinwein mit 4 Piaster, der beste französische mit 2 Piaster u. s. w. Will Jemand bei Tische Wein trinken, so bekommt er vom Waiter (Kellner) eine Karte nebst Bleifeder und er füllt die Rubriken, Name, Nummer des Zimmers, Sorte und Quantität des Weines aus, worauf er, wenn mehr als ein Glas, etwa eine Flasche verlangt worden, diese mit der Sorte und Nummer des Zimmers versehen erhält, um solche, wenn sie nicht ausgetrunken ist, nicht mit andern Flaschen zu verwechseln.

Meine wenigen Besuche, die ich zu machen genöthigt war, waren bald geschehen. Ich wurde überall zwar freundlich, doch gezwungen freundlich empfangen, und nur formelle Höflichkeit ist Alles, was die Yankees einem Fremden erzeigen, und den ansässigen Fremden leider auch nachgesagt werden muss. Mir fiel eine solche Kälte um so mehr auf, da ich so eben aus einem Lande kam, wo die Gastfreundschaft ihre höchste Stufe erreicht hat.

New-York war zur Zeit meines Dortseins noch sehr besucht, indem in den Monaten August, September und Oktober viele Fremde aus den südlichen Provinzen in die Hauptstadt kommen, und daselbst den Verlauf der in den südlichen Gegenden herrschenden Krankheiten abwarten. New-York hat viele

sehr schöne Strassen, Gebäude und sehr elegante Läden; man wandelt nur auf breiten Trottoirs. Die schönste und belebteste Strasse ist der Broadway, die Hauptstrasse von New-York, sie ist ⅓ länger und ¼ breiter als die Friedrich-Strasse in Berlin, aber etwas hügelig und sanft gebogen. In dieser Strasse sind die ersten Hôtels, Cafés und Boarding-houses, Restaurationen und die grössten Läden von ungemeiner Tiefe und Eleganz. In den Mittagstunden ist sie die Promenade der feinen Welt und in den Abendstunden der Zusammenlauf aller Klassen Menschen. Man sieht wenig Polizei- und Militair-Wachen, aber dennoch sind Zeichen der Sittenlosigkeit gering. Damen jeden Ranges können, wie in England, ohne die Aufmerksamkeit des Mannes rege zu machen, mit der grössten Sicherheit zu jeder Zeit allein gehen. Geraucht wird, namentlich des Abends, viel auf den Strassen, und sämmtliche Cafés, deren Wirthe meistens Franzosen sind und viel Geld verdienen, sind stets gedrückt voll. Sehr an der Tagesordnung sind die Auktionen, besonders in den Strassen, wo sich viele Läden und Waarenlager befinden. Das Zeichen einer Auktion ist eine kleine rothe ausgehängte Fahne. Der Auktions-Kommissarius steht gewöhnlich auf einem Rosinenfasse oder Kaffeesacke u. dergl., schreit mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Unverständlichkeit die gebotenen Preise gegen funfzig mal aus, ehe er endlich zuschlägt, und fügt auch wohl dazwischen mehrere Lobpreisungen über den zu verauktionirenden Gegenstand hinzu. Hunderte von Auktionen aller Art finden täglich in New-York Statt, und sollen viele

Kommissaire dadurch über **100,000** Dollars jährliche Einkünfte haben. Die Waarenmassen, die in den grossartigsten Speichern angehäuft liegen, sind unglaublich, und kann man sich schwer einen Begriff davon machen.

Was die Theater betrifft, so werden sie sehr besucht. New-York zählt fünf Theater, sie sind aber sämmtlich nur klein und wenig elegant. Die Preise sind niedrig und, mit Ausnahme des ersten Ranges, findet man ein sehr gemischtes, oft unerträgliches Publikum. Männer und Frauen gehen, wenn es ihnen einfällt, ins Theater, wie sie gehen und stehen, und so bemerkt man hier einen Menschen ohne Rock, dort einen mit zerrissenen Beinkleidern und noch einen andern, der von Schmutz klebt. Auf dem Korridor eines jeden Ranges befindet sich eine Conditorei, welche im dritten Range in den Zwischenakten der Versammlungsort der Strassendirnen ist, die sich jeden Abend zu Hunderten im Theater einfinden, mit Ausnahme zweier Theater, wo ihnen der Zutritt nicht gestattet ist. Mit dem gelöseten Billet kann man nach sämmtlichen unbesetzten Plätzen, nur nicht auf die, für welche ein grösserer Eintrittspreis erlegt werden muss. Das Publikum spielt häufig mit, dennoch ist sein Betragen immer noch anständiger als in den englischen Theatern.

Am 17. Oktbr. traf es sich zufällig, dass ich eine Revue der New-Yorker Miliz beiwohnen konnte, die mir als preussischen Landwehrmann vielen Spass machte. Es war mir in meinem Leben kein bunteres und drolligeres Militair vorgekommen. Gegen **15,000**

Mann waren versammelt. Jedes Regiment hatte eine andere Uniform, und war von jedem Regiment nur eine Kompagnie uniformirt, die übrigen erschienen in allen nur möglichen Civiltrachten, als in Jacken, in langen Röcken, in Fraks, mit Mützen, Hüten, Kappen u. s. w. Von den nicht uniformirten trug der eine eine Muskete, der andere einen Säbel, der dritte eine Lanze oder Büchse, mit einem Worte, es war eine ungewöhnliche Zusammenstellung. Die Offiziere, die ein Drittheil der Miliz ausmachen, sind sämmtlich und schön uniformirt, und wetteifern besonders in ihren Pferden. Die ausgeführten Manoeuvers und der Vorbeimarsch waren dennoch besser als ich erwartet hatte. —

Mitten in der Stadt, am Stadthause, mündet die Eisenbahn nach Harlem aus. Die Wagen werden mit Pferden aus der Stadt gezogen und dann die Lokomotive vorgelegt, welche die Reisenden bis Harlem bringt. New-York liegt bekanntlich auf einer Insel — long Island — die in nicht allzulanger Zeit nur eine einzige Häusermasse bilden wird, denn schon ist Harlem, ein Städtchen auf derselben Insel und $7\frac{1}{2}$ engl. Meile von New-York entfernt, mit letzterem verbunden. Die Strassen des unbebauten Terrains sind bereits sämmtlich ausgelegt; die Querstrassen, welche die Längsstrassen (Avenues) rechtwinkelig durchschneiden, sind numerirt, statt mit Namen benannt, und belaufen sich bis auf einige 70. Harlem, wohin man in einer Viertelstunde gelangt, ist ein freundlicher Ort mit vielen Sommerresidenzen. Besonders in den neuen Stadttheilen von New-York zeichnen sich die Häuser durch Schönheit aus. Treppen von Granitplatten mit eisernem Geländer, Balkons,

Thüren vom schönsten Eichenholz, fein ausgelegt und mit messingenen Klinken und Knöpfen versehen, zieren die Häuser. Viele Strassen sind durch Reihen ganz gleich gebauter und geformter Häuser gebildet, wie man sie auch häufig in den englischen Städten findet, und überhaupt hat New-York mit London so viel Uebereinkommendes, dass man beide Städte oft nicht zu trennen vermag. In vielen Strassen stehen Alleen von Ahorn, Gleditschien, Eichen, Kastanien und Trauerweiden, die hier besonders gut gedeihen. Die Squares (Plätze) sind alle in Anlagen mit eisernen Gittern umgeben verwandelt, die Thüren zu den Plätzen sind nicht verschlossen und Jedermann hat freien Eintritt.

Durch Zufall erfuhr ich, dass in Flushing, einem Städtchen 14 Meilen von New-York, der berühmte Handelsgarten der Herren Prince und Söhne sich befände, der mir durch die frühere Korrespondenz schon dem Namen nach bekannt war. Um nach Flushing zu gelangen, hat man die Wahl mit einer Kutsche oder auf einem Dampfboote zu reisen, und ich zog vor, da es ein rauher, nebliger Oktober Morgen war, mit der Kutsche zu fahren. Die Stagecoach, die ich bestieg, war freilich keine englische, und auch selbst von unseren Charlottenburger Wagen wenig verschieden, obgleich über die Pferde nichts zu sagen war. Wir fuhren durch New-York, setzten auf einer Dampffähre über den Ostfluss, kamen nach Williamsburg, erreichten Newtown und in zwei Stunden Flushing, einen kleinen, aber höchst freundlichen Ort. Ich begab mich sogleich zum Herrn Prince, wurde nach nordamerikanischer Sitte ziemlich kalt empfan-

gen, und erhielt die Erlaubniss, mir das alte berühmte Etablissement, den sogenannten Linnaean Garden besehen zu dürfen. Es ist dieser wohl der erste und bedeutenste Garten in den Vereinigten-Staaten, obgleich er in Seltenheiten, selbst mit kleineren deutschen Etablissements nicht konkurriren kann. Der Garten wurde von W. Prince 1750 angelegt, er nimmt jetzt einen Flächenraum von 40 Acres ein, und die Anzahl der dort kultivirten Species soll sich auf 10,000 (?) belaufen, was in früheren Jahren vielleicht und auch nach den Katalogen sein könnte, doch nicht jetzt in Wirklichkeit. Die Baumschulen sind jedoch ausgezeichnet und das Obstsortiment sehr reich.

Ermüdet vom Sehen und Gehen, ausgefroren und ausgehungert empfahl ich mich dem Herrn Prince und suchte mir eine Art Hôtel auf, um dem Magen ein wenig bieten zu können. Bald fand ich ein Hôtel zum „grünen Baum", ich nahm an der table d'hote Platz, an der schon fünf Yankees und die Wirthsfamilie sassen. Man trug eine mächtige Schüssel Kohlrabi mit Rindfleisch auf, welche das Mittagbrod ausmachte; es schmeckte besser als es aussah, nur durfte man nicht das Tischtuch betrachten, an dem Messer und Gabel kleben blieben. Mittlerweile war auch das Dampfboot zur Rückfahrt nach New-York bereit, auf dem ich mich einschiffte. Flushing liegt an der Bay von Flushing, die mit dem Meere in Verbindung steht. Die Wasserfahrt ist der Landreise um vieles vorzuziehen und höchst interessant. Man passirt unzählige Inselchen und Villas. Die Strömung des Wassers in der Bay ist der vielen Inseln

wegen stellenweise entsetzlich stark, und an einer Stelle hat das Wasser ein plötzliches Gefälle von ¼—½ Fuss, was eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist.

Ich hatte bereits in New-York ein Fahrzeug gefunden, mit dem ich mich nach La Guayra einschiffen konnte; jedoch lag es noch auf der Werft, und die Aussichten zur Abreise waren noch weit entfernt, weshalb ich mich entschloss, um die Zeit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, eine Ausflucht nach Philadelphia zu machen. Auch hier hat man wieder die Wahl, die Reise auf Dampfboot und Eisenbahn oder nur auf der Eisenbahn zu machen, und ich wählte der vielen Nebel wegen die Eisenbahn. Es war am 20. Oktbr. früh, als ich mich mit der Dampffähre nach Brocklyn, einer schönen Stadt am entgegengesetzten Ufer des Flusses, der New-York von dieser trennt, übersetzen liess, von wo die Eisenbahn ihren Anfang nimmt. Ich staunte über die grossartigen Einrichtungen des Bahnhofes und der dazu gehörenden Gebäude, und freute mich, dass Jedermann überall freien Zutritt hatte. Nachdem ich mir mein Billet für 4 Dollars gelöset und einen beliebigen Sitz in einem der für Herren bestimmten Wagen zu 92 Personen genommen hatte, setzte sich der Zug um 9½ Uhr in Bewegung, und erreichte Philadelphia, eine Entfernung von 95 englischen Meilen, um 3 Uhr Nachmittags, also in fünf und einer halben Stunde. Der Train bestand aus mehreren Kutschen erster und zweiter Klasse, unter denen eine für die Herren allein, eine für die Damen allein, eine andere für beide

Geschlechter und eine als Toiletten-Zimmer für Damen bestimmt war. Die Wagen sind äusserst bequem und schön eingerichtet, und kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so glich der Wagen in dem ich mich befand, einem Lesekabinet, denn ein jeder Passagier, Damen, Herren und sogar Kinder, langten eine Zeitung hervor, die auf dem Bahnhofe vor der Abfahrt zum Kauf ausgeboten werden, und lasen. Beim Begegnen des Trains von Philadelphia wechseln die meisten Passagiere ihre Zeitungen mit denen, die von Philadelphia kommen, so dass sie schon die neusten Nachrichten aus Philadelphia wissen, ehe sie ankommen, und eben so umgekehrt. Auf dieser Eisenbahnlinie passirt man eine Menge nicht unbedeutender Städte, als Newark, Elisabethtown, Norway, New Brunswick, Primstone u. a. Das Fahren geht ungemein schnell, oft eine englische Meile in 2 bis 3 Minuten. Auf dem halben Wege werden Kutschen und Lokomotive gewechselt, und eine Viertelstunde vor Philadelphia wird die Lokomotive abgehenkt und der Wagenzug durch Pferde bis mitten in die Stadt geführt, wo sich der zweite Bahnhof befindet. Die Gegend von New-York bis Philadelphia bietet nichts von Interesse dar, sie ist flach, doch meistens kultivirt. Merkwürdig sind die vielen Flüsse, Moräste und Seen, welche von der Bahn durchschnitten werden, und welche die Kosten der Bahn um viele Tausende erhöht hat. Zwei Brükken allein kosten über 200,000 Dollars. Die lange Brücke bei Trenton ist ausserdem noch ganz verdeckt, was bei den meisten grossen Brücken der Fall

ist, und zur Konservirung derselben viel beiträgt. Von Brunswick ab läuft viele Meilen weit ein Kanal längs der Eisenbahn, der oft höher liegt als diese, und einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Der Kanal wird mit Dampf- und anderen Böten befahren. Nur wenige Waldungen werden von der Bahn berührt, doch einige schöne Ahorn-, Buchen- und Tulpenbaum-Haine erregten meine Aufmerksamkeit, wie die unabsehbaren Felder von *Morus multicaulis*, deren Blätter bekanntlich zur Fütterung der Seidenraupen dienen.

Dass Eisenbahnen und Dampfböte in den Vereinigten Staaten wohl am weitesten gediehen sind, erleidet keinen Zweifel. Die Eisenbahnen gaben damals 5½ pro Cent Interessen. Einige zahlen sogar 10% Profit, andere hingegen nicht mehr als 1—2%, und noch andere gar nichts, die daher eine Last für die Unternehmer sind. Ende 1839 waren 3000 Meilen Eisenbahnen fertig, worauf 425 Lokomotiven fuhren. Am Ende des Jahres 1840 sollen 4100 Meilen vollendet sein. Das Kapital sämmtlicher Bahnen damals in Betrieb beläuft sich auf 60 Millionen Piaster, oder im Durchschnitt 20,000 Piaster pro Meile, für welche Summe Bahnen, Gebäude, Lokomotiven, Wagen etc. angeschafft worden sind.

In Philadelphia angekommen, fuhr ich mit meinem Gepäck in einem Omnibus nach dem Union Hôtel, wo ich zu demselben Preise und eben so gut als in New-York logirte. Der folgende Tag, ein Sonntag, der zugleich kalt und unfreundlich war, liess mich nichts vornehmen. Alles war geschlossen und

man vernahm nur die Thurmglocken. Die Strassen waren um 9, I, 8 und 6 Uhr von Tausenden von Menschen belebt, die gleich Karavanen nach den Kirchen zogen. Ich suchte vergebens eine deutsche Kirche auf, obgleich sich mehrere in Philadelphia befinden, und da ich keine fand ging ich anderen Leuten nach, und das Schicksal wollte, dass ich in eine Quäker Kapelle gelangte.

Im ersten Augenblick wusste ich nicht, wohin ich gekommen war, alle Männer hatten die Hüte auf, und sassen, getrennt von den Frauen, ruhig neben einander, Nachdem sich der ziemlich grosse Salon gefüllt hatte, trat eine tiefe Stille ein. Ueber zwei Drittheil der zahlreichen Versammlung waren Quäker, die man wegen ihrer abweichenden Bekleidung leicht erkennen kann. Die Einrichtung der Kapelle ist sehr einfach, der Saal ist in zwei Theile durch ein 4 Fuss hohes Gitter getheilt, in beiden laufen die Bänke von der Mitte aus amphitheatralisch bis zur halben Höhe der Wände hinauf. Kanzel, Altar und Orgel etc. fehlen gänzlich. Nach der eingetretenen Stille stand eine der Damen auf, nahm ihren Kapuzen ähnlichen Hut ab, und sagte, so eben sei der heilige Geist in sie gefahren, und demnach fände sie sich genöthigt zu reden, und ich muſs gestehen, das diese noch jugendliche und zugleich schöne Dame eine Predigt aus dem Stegereif hielt, die eine halbe Stunde währte und mich in das grösste Erstaunen versetzte. Nachdem sie beendet hatte, trat wieder eine Stille ein; bald darauf erhob sich ein Herr, und hielt eine fürchterlich lange Rede, die zugleich so affectirt und

sonderbar betont gesprochen wurde, dass man sich oft nicht des Lachens erwehren konnte. Diesem folgten mehrere Frauen und Männer, und als sich Niemand mehr zum reden bewogen fühlte, stand die Versammlung auf, betete und ging nach Hause. Man sagte mir, dass ich es sehr glücklich getroffen hätte, denn sehr häufig komme es vor, dass die Versammlung Stunden lang beisammen sei, und da in kein Mitglied derselben der heilige Geist einkehren will, sie dann, ohne dass Jemand geredet habe, nach Hause gingen.

Philadelphia ist eine der schönsten neueren Städte. Die Stadt ist gross, regelmässig, schön gebaut und herrscht durchgängig die allergrösste Reinlichkeit in den Strassen, die breit, gut gepflastert und ungemein lang sind, viele über eine halbe Stunde guten Schrittes. Die von Osten nach Westen laufenden Strassen, die zugleich die längsten sind, führen Namen nach Bäumen, so z. B. Sassafras-, Maulbeer-, Kastanien- u. s. w. Strasse, von denen die Chesnut- (Kastanien) Strasse, die schönste, längste, belebteste und fashionabelste ist. Die diese rechtwinkelig durchschneidenden Strassen führen wie in New-York Nummern. Philadelphia ist eine derjenigen wenigen Städte, die auf schöne Markhallen stolz sein können. Sämmtliche Märkte sind überbaut, und zeichnet sich vor allen der High-Street Market aus, der sich in gleich benannter Strasse über $\frac{1}{4}$ Meile weit auf folgende Weise ausdehnt. Die sehr breite Strasse hat auf jeder Seite ein breites Trottoir, dann einen Fahrweg, und in der Mitte eine funfzehn Fuss breite Halle, die den Markt bildet. Die Halle ist ein Fuss

vom Erdboden erhöht und ruhet das Dach auf leichten Pfeilern. An beiden Seiten der Halle sind drei Terrassen, auf denen die Waaren, Gemüse, Früchte und Fleisch ausgebreitet liegen, die an jedem Morgen, wenn der Markt abgehalten wird, einen erfreulichen Anblick darbieten. Es herrscht die grösste Reinlichkeit. Die verschiedenen Fleischarten sind ausgezeichnet. Das Hammelfleisch wird nur an Güte von dem schottischen übertroffen; die Butter ist ihrer Frische und Süsse wegen berühmt. Von Früchten fand ich schöne Aepfel, Birnen und Trauben, gute grüne Erbsen (Ende Oktober), süsse Kartoffeln *), Rüben aller Arten, wie nicht minder Kohl, Tomaten **), Gurken, Nüsse, Kastanien, Salat, gebleichten Sellerie u. a. m. Jede Gemüseart ist in kleinen Bündeln zusammen gebunden und liegt zum Verkaufe bereit. Blumen sah ich nur wenige, ausgenommen Georginen-Bouquets auf *Juniperus virginiana* gebunden. Die Fleischer sehen besonders sauber aus, sie sind fein gekleidet und tragen über dem Anzuge einen feinen, weissen Kittel, der bis an die Knie reicht, und auf dem nur einige Blutspuren bemerkbar sind. Die Damen gehen mit den besten Kleidern auf die Märkte, ohne sich zu beflecken, und da der Markt eine beträchtliche Länge hat, so ist auch der Andrang nicht zu gross. Die auf dem Markte befindlichen Früchte nebst den Gemüsen werden in den üppigen Gärten von New-Jersey und in dem Staate Pensylvanien gewonnen. Süss-

---

*) *Ipomoea Batata (sweet potatoe).*

**) *Solanum Lycopersicum.*

wasserfische kommen aus den vielen nahe gelegenen Flüssen, und Seefische in Eis zur Stadt. —

Das Museum in Philadelphia (das sogenannte Peal's Museum) ist erst seit 1838 vollendet und eins der grössten Gebäude in der Stadt. Der ganze obere Theil bildet einen einzigen Saal, und gleich der Eintritt gewährt einen äusserst überraschenden Anblick. Die unteren Räume dieses Gebäudes schliessen die berühmte chinesische Sammlung des Nathan Dunn Esq. ein, die wohl die vollständigste Sammlung dieser Art auf der Erde ist. Der Saal im unterm Geschoss ist 163 Fuss lang und 70 Fuss breit, mit Zellen an jeder Seite, die durch 22 leichte Holzsäulen gebildet werden. Tritt man vom Vestibül in den Saal, so glaubt man sich nach China versetzt. Der Anblick ist aufs höchste bezaubernd. Die reichen Schirmarbeiten an jedem Ende des Saals, die verschieden geformten und mannigfaltig gefärbten Lampen, die von der Decke herabhangen, die chinesischen Gemälde, welche die Wände bekleiden, die verschiedenen Zeug-Stoffe, die Modelle, die Geräthschaften, Schmucksachen u. s. w. geben dem Ganzen ein buntes, eignes Ansehen. Brillant, herrlich, ausgezeichnet schön, und dergleichen Ausrufungen hört man überall von den Besuchenden. Mehr als 10,000 verschiedene Gegenstände des so eigenthümlichen Landes sind hier aufgestellt. Die Zeichnungen der in China einheimischen Pflanzen und Thiere sind sehr gut ausgeführt, die Sammlungen von Mineralien, Conchilien, auch Fischen in Weingeist scheinen sehr vollständig.

In den oberen Räumen befindet sich das zoologische Museum. Beim Eintritt in den Saal glaubt man am anderen Ende ein offenes Feld zu sehen, welche Täuschung durch eine grosse orientalische Landschaft hervorgebracht wird, in deren Vordergrunde ein Elephant und Rhinoceros stehen. Eine Sammlung von 150 Portraits berühmter nordamerikanischer Gelehrten zieren die Wände, aber das ausgezeichnetste in der ganzen Sammlung ist das grosse Mammouth Skelett, das in der Provinz New-York im Jahre 1802 ausgegraben wurde. Die Gegenstände sind fürs Auge wohlgefällig, der Natur getreu, aber nicht im Interesse der Wissenshaft geordnet und aufgestellt. Man hat sie fast sämmtlich in Glasspinden an den Wänden des Saals gruppirt, und der in der Mitte des Saales befindliche leere Raum wird zu Concerten benutzt, die jeden Abend dort Statt finden und zu denen Jeder gegen Erlegung eines Viertel Dollars Eintritt erhält.

Herr Buist, Besitzer einer grossen und schönen Handelsgärtnerei, und den ich als einen sehr lieben Mann kennen lernte, führte mich in einige bedeutendere Gärten und nach den so berühmten und ausgezeichneten Wasserwerken (Waterworks) von Philadelphia. Diese Wasserwerke sind die nützlichste Einrichtung für das physische Wohlbehagen der Einwohner von Philadelphia, und man nennt sie nicht mit Unrecht — den grossen Löwen. — Das Erste, was jedem Fremden zu beschauen empfohlen wird, sind diese Werke, bis er sie nicht besucht, hat er nichts gesehen. Die grossartigen Werke, welche die ganze Stadt mit Wasser

versehen, wurden 1817 eingerichtet. Durch grosse Wassermühlen wird das Wasser aus dem Schuylkill-Flusse durch eiserne Röhren in die grossen Reservoirs getrieben, die höher liegen als das höchste Haus in Philadelphia, und von denen daher das Wasser mit Leichtigkeit in jeden Stadttheil und in jedes Haus geleitet wird. Den bequemen Zufluss des Wassers benutzt man auch auf das beste, denn jeden Morgen werden nicht nur die steinernen Treppen, die Thüren und Fenster bespritzt und gewaschen, sondern auch die Strassen und Trottoirs.

Nicht minder bemerkenswerth und empfehlend sind die Löschanstalten, sowohl in New-York als in Philadelphia, die ihre vorzügliche Einrichtung vielleicht den so häufigen Bränden zu verdanken haben, denn selten vergingen 24 Stunden, in denen nicht Einmal, sondern zwei und drei Mal Feuer entsteht, namentlich in New-York, wo während meines Aufenthalts ganze Strassen niederbrannten. Jedes Haus ist aber versichert, und die Eigenthümer oder Miether verlassen es, sobald ihnen die Nachricht, dass es brenne, zu Ohren gekommen ist; dann ist es das Interesse der Versicherungs-Gesellschaften, denen auch die meisten Löschanstalten gehören, so viel als möglich zu retten. Sobald ein Feuer bemerkt wird, läutet eine grosse Glocke auf dem Stadthause, welche sich durch ihren starken und dumpfen Klang vor allen anderen unterscheidet, und zugleich durch bestimmte Signale die Richtung des Feuers in der Stadt angiebt, so dass die Spritzen sogleich die Richtung wissen, die sie einzuschlagen haben. So bezeichnet ein einzelner Schlag

Süden, zwei Schläge Norden, drei Osten und vier Westen, ferner ein Schlag und darauf vier Schläge Südwest u. s. f. Kaum ertönt der erste Glockenschlag, so fahren schon die Spritzen ab, die von Männern, oft 30—40, an Seilen gezogen und mit Hörnerklang nach der Feuerstätte begleitet werden.

Unter den Gefängnissen, um auch diese nicht zu übergehen, steht das sogenannte Eastern Penitentiary seiner Grösse, Einrichtung und trefflichen Ordnung wegen einzig da. Das Gebäude, einem alterthümlichen Schlosse oder einem Kastell nicht unähnlich, bedeckt zehn Acres (Morgen) Landes, in dem jeder Gefangene seine eigene abgesonderte Zelle hat. Die Art und Weise, mit Leichtigkeit die Aufsicht über jede Zelle und deren kleinen Hofraum zu führen, ist einfach. Die Gänge an deren Seiten sich die Zellen befinden, laufen von einem Punkte, dem Mittelthurm, aus, und enden an der Grenzmauer. Die Zellen der Männer- sind parterre und die der Frauensträflinge über diesen. Jeder männliche Gefangene ist gezwungen, ein Handwerk zu treiben, und ist er dessen unkundig, so wird ihm irgend eins nothdürftig gelehrt, gewöhnlich Weben am Weberstuhl.

Durch besondere Vergünstigung war es mir gestattet, einige Gefangene zu sehen. Sprechen dürfen sie mit Niemanden, ausgenommen wenn sie gefragt werden. Sie bekommen täglich dreimal zu Essen, und dann so viel Suppe, Kartoffeln und zu trinken als sie Appetit haben, nebst ½ Pfund Fleisch. Ihre Zellen werden durch heisses Wasser erwärmt, und hinter jeder Zelle, die sie sich täglich selbst reinigen

müssen, befindet sich ein kleiner Hofraum, wo der Gefangene nach Belieben freie Luft schöpfen kann. Jeder Gefangene erhält wöchentlich zweimal ein reines Hemd, und einmal eine reine Jacke etc. Die Küchen, worin die Speisen mit Dampf gekocht werden, sind grossartig. Länger als zwölf Jahre bleibt kein Gefangener in dem Gefängniss, und geht der Zweck dieser Anstalt besonders dahin, durch Stillschweigen und gute Behandlung die Sträflinge zu bessern. An jedem Sonntage wird Gottesdienst abgehalten, den sie, ohne aus ihren Zellen zu kommen, mit anhören. In den Zellen befindet sich eine Bibel, Gebetbuch und andere christliche Erbauungsbücher, ferner eine Bürste, Kamm und Besen zum Reinigen, und ein an der Wand angebrachter Hahn giebt den Gefangenen nach Belieben Wasser. Ein Jeder, der diese Anstalt gesehen, wird hoffentlich mit mir sagen, es ist ein Vergnügen dort Gefangener zu sein.

Philadelphia hat ausser dem Erwähnten noch viel Sehenswerthes aufzuweisen; doch kehre ich nach New-York zurück, wo ich am 29. Oktbr. wieder eintraf.

Der 30. Oktbr. war ein schöner Tag, und benutzte ich ihn in so fern, dass ich auf der Eisenbahn eine Ausflucht nach der kleinen, aber sehr bedeutenden Fabrikstadt Paterson, 16 engl. Meilen von New-York machte. Die Fabriken für Lokomotiven, Dampfmaschienen u. dergl. zogen mich weniger nach Paterson, als der bei der Stadt befindliche Passaic Wasserfall. Der Fluss stürzt dort in seiner Breite über 72 Fuss senkrecht in eine enge Felsenspalte, und verschönt die an sich schon romantische Landschaft, ob-

gleich die Wassermasse durch die oberhalb zum Betrieb der Fabriken angebrachten Kanäle bedeutend verringert worden ist. Die zersplitterten Felsen dieser Gegend haben ein braunschwarzes Ansehen, und sind theilweise nur mit Moos überzogen; nur hier und da sieht man einige verkrüppelte *Juniperus*, *Pinus*, Eichen und Rosen.

Von Paterson zurückgekehrt zog mich am Abend Ch. Kean aus England, Sohn des weltberühmten Kean, ins National Theater, wo ich diesen, als Richard III., und ausserdem noch die berühmte Mad. Lecomte, nebst ihrer Tänzertruppe aus Paris, zu sehen Gelegenheit hatte. Jedermann war, wie ich, über Ch. Kean und über die äusserst korpulente, aber dennoch merkwürdig gelenkige Tänzerin „very well pleased", nur ich nicht über das Publikum. Das Haus nur klein, war gedrängt voll, Staub und dicke Luft war unerträglich zu nennen, aber dennoch konnten es mehrere Yankees nicht unterlassen, mächtig grosse Zeitungen aus ihren Taschen hervorzuholen und zu lesen. Die Lesewuth in Amerika ist übertrieben, und fällt ins Lächerliche.

Leider war die einzige Schiffsgelegenheit nach La Guayra bis zum 15. Novbr. hinausgeschoben, und entschloss ich mich daher, noch auf diese Zeit mein Hôtel zu verlassen und mir eine billigere Wohnung zu suchen. Ich fand bald ein meublirtes Stübchen, einfenstrig, nach Hinten hinaus, wofür ich wöchent-4 Piaster zahlen musste. Die Mahlzeiten suchte ich mir in den vielen Speisehäusern (refreshment-rooms), in denen man aber beinahe durchgängig schlechtes

Essen bekommt, das man aber auch für den geringen Preis kaum besser verlangen kann. In vielen solchen Dining Rooms findet man die Speisekarten nebst den Preisen schon an den Fenstern oder auf Schildern in den Strassen hangen. Die kleinen Tischchen in den Zimmern sind gewöhnlich mit sehr schmutzigen Tischtüchern bedeckt, so dass sie oft den Appetit verderben. Jeder setzt sich wie er kommt, und isst mit dem Hute auf dem Kopf. Das verlangte Essen wird nebst Messer und Gabel nachlässig, ich möchte sagen, vorgeworfen. Nur sehr wenige Restaurationen giebt es, wo es ordentlich zugeht; anders ist es in den Hôtels, die oben an stehen. Es giebt in New-York eine grosse Anzahl von den sogenannten Boarding houses, Häuser, in welchen man sich einmiethet und zugleich einen guten Tisch bekommt. Die meisten einzelnen Männer wohnen in solchen Häusern und nicht selten auch ganze Familien, da sie billiger fortkommen, als wenn sie einen eigenen Hausstand machen wollten.

Eine der schönsten Aussichten auf New-York hat man von der Höhe in Brocklyn, einer schönen Stadt am entgegengesetzten Ufer des dort 736 Yards (Ellen) breiten Ostflusses. Sie ist die dritte Stadt in dem Staate New-York hinsichtlich der Bevölkerung, und steht durch Dampffähren mit New-York in steter Verbindung. Die Stadt liegt etwas erhaben und auf dem Rücken des Berges stehen die prächtigsten Gebäude, von denen man die Aussicht auf New-York und den Hafen daselbst hat. Zugleich sieht man die Vereinigung des Ost- und Nordflus-

ses (East- and Northriver), die Insel mit dem Fort La Fayette, die einzeln zerstreut liegenden Kriegsfahrzeuge, den Wald von Masten vor New-York mit tausend Flaggen und Wimpeln. Die beiden Flüsse sind ausserordentlich belebt von aus- und einlaufenden Fahrzeugen aller Art und einer Menge Dampfböten und Dampffähren, was der Landschaft eine fortwährende Veränderung giebt.

Das American Museum, dessen Namen ich an allen Strassenecken las, hatte ich noch nicht gesehen und fand so eben einen besonderen Reiz hinzugehen, als die Anzeige „a great giant" (ein grosser Riese) meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein grosser Riese, dachte ich muss etwas Ausserordentliches sein. Ich fand allerdings einen Mann von 7 Fuss Länge, dessen übrige Körpertheile indessen im Verhältniss zu seiner Länge doch nur klein waren. Das American Museum ist, wie das Peal's Museum in Philadelphia, dem Publikum täglich gegen Erlegung von 25 Cents (¼ Piaster) geöffnet, für welchen Preis man hinlänglich zu sehen hat. Liegt auch ein wissenschaftlicher Zweck dieser Sammlung zum Grunde, so fehlt doch jede Spur von systematisch wissenschaftlicher Anordnung. In vier Etagen sind die Sammlungen vertheilt. Rings an den Wänden der Säle befinden sich Glasskästen und Schränke; die Thiere sind Gruppenweise, in allen möglichen Stellungen, Attaken vorstellend u. s. w., aufgestellt. Andere Räume enthalten fremde Völker, in Wachsbildungen, Säugethiere, ausgestopfte Vögel, Insekten u. s. w., alles bunt durcheinander, aber für den Laien

und dessen Auge sehr ansprechend geordnet. In jedem Saale ist ein Büffet mit Erfrischungen angebracht; im vierten und obersten Saal befinden sich endlich noch 150 Kosmoramen, welche die berühmtesten Städte darstellen, und noch für dasselbe Eintrittsgeld zu sehen sind. Im Allgemeinen aber wird dennoch das Museum wenig besucht, und es ist keinem zu verdenken, da der Glanz der Vögel und anderer Naturseltenheiten durch die nur dürftige Gaserleuchtung* verdunkelt wird. Die Hauptabsicht der Besuchenden geht nur dahin, der im vierten Saale abendlich stattfindenden Theatervorstellung beizuwohnen, die um acht Uhr ihren Anfang nimmt. Durch mächtig grosse Zettel und dergl. werden diese Vorstellungen dem Publikum bekannt gemacht, und lautete die Anzeige folgendermassen:

American Museum.

Wunderbare Anziehungskraft! Jeden Abend dieser Woche.

Der grosse Riese ist angekommen, und ist bereit Besuch anzunehmen. (NB. Der grosse Riese mit rother Uniform und schwarzen Pantalons spaziert im dritten Saale auf und ab.)

Programm der Unterhaltung.

Mr. Windchell belustigt das Publikum durch seine Bauchrednerkunst.

Mr. Boby produzirt Uebungen mit dem Säbel und breiten Schwerdt.

La petite celeste tanzt die Cachucha und andere Tänze.

Mr. Windchell trägt mehrere belustigende Gesangstüke vor.

(NB. Das grosse Gemälde. „Christus heilt die Kranken im Tempel" ist allein ein doppeltes Entrée werth.)

Ich versuchte einer dieser Vorstellungen beizuwohnen, allein kaum möglich ist es auszuhalten. Das Publikum im Theater auf den zweiten Plätzen ist schon ein Gemischtes, was ist es aber da, wo das Entrée nur 25 Cents kostet. Ob schmutzig oder rein, ob mit oder ohne Jacke, Jeder wird eingelassen, denn es ist eine freie Nation und Einer hat so viel Recht als der Andere. Die Gerüche und Ausdünstungen solcher, vielleicht aus irgend einer Werkstätte kommende Leute, sind nicht immer die feinsten, werden aber zum Glück, so viel als möglich, von den unmittelbar daneben sitzenden feinen Herren und Damen, die wieder einen ganzen Parfümerie Laden an sich tragen, gedämpft. — Dies der Nutzen und Zweck des Museums von New-York. Die Sammlung enthält jedoch unleugbar auch viele schöne und seltene Exemplare. —

Während ich nun alle Sehenswürdigkeiten von New-York besehen, war auch der Tag meiner Abreise nach La Guayra, der 17. Novbr., herangekommen, und mit ihm beginne ich daher einen neuen Abschnitt meiner Reise-Geschichte.

Dritter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Reise von New-York nach La Guayra.

Mit schwerem Herzen ging ich diessmal am 17. November 1839 früh Morgens an Bord der Brigg „Wickford", um mit ihr die Reise nach La Guayra zu machen. Der Kapitain, bei dem ich mich engagirt hatte, war kurz vor der Abreise des Trunkes wegen entlassen, und an dessen Stelle kam der erste Steuermann, jetzt Kapitain Stuart, ein zwar froher, doch auch roher und ungehobelter Virginianer. Es wurde 10 Uhr ehe wir von der Werft kamen, indem das Haupt, die Mannschaft nämlich, die aus vier neuen Matrosen bestand, sich nicht zur rechten Zeit eingestellt hatte. Der Lootse bot, bei dem nur schwachen und ungünstigen Winde alles auf, uns durch die sogenannten Narrows (Engen) nach Sandy Hook zu bringen. Um 6½ Uhr Abends hatten wir diese letzte gefährliche Stelle passirt, entliessen den Lootsen und stachen mit Gott in die offene, weite See.

Nichts ging über den Anblick der zwei grossen Bays von New-York bis Sandy Hook. Einige funf-

zig Fahrzeuge, deren Seegel von der Sonne beschienen wurden, und auf dem dunkelgrünen Wasser grell abstachen, gingen mit uns zugleich aus. Unsere Brigg 170 Fuss lang zu 150 Tonnen Last, ging nur $7\frac{1}{2}$ Fuss tief, und konnte mehr wagen als grössere Schiffe, von denen mehrere innerhalb der Narrows ankerten. Die Besatzung war — wie es nur bei den Nordamerikanern üblich — sehr schwach, und bestand, ausser dem Kapitain und einem Steuermann, aus vier Matrosen, von denen zwei sehr dumm, kaum Englisch verstehende Dänen waren. Ein Neger machte zugleich den Koch und Kajütenjungen. Solche für einen Passagier nicht erfreuliche Beobachtungen macht man immer erst, wenn man unterweges ist, wo keine Abhülfe und Rücktritt mehr Statt finden kann. Jede Bequemlichkeit in der Kajüte, wie auf dem ganzen Schiff fehlte, das Essen und Trinken war sehr einfach und dabei noch schlecht, aber dennoch schämte man sich nicht, 70 Piaster Passagegeld zu fordern.

Es war kaum Mitternacht, so erhob sich auch schon ein Nordwest Sturm und das mir so jämmerlich scheinende Schiff hatte nun wenigstens eine harte Probe glücklich überstanden. Der Sturm, so stark er auch wehete, war dennoch für unsern Cours günstig, und trieb uns schnell vorwärts. Die Reise ging überaus glücklich, obgleich der Kapitain gern sein Gläschen trank, und ich oft Noth hatte, ihn wenigstens wach zu erhalten, oder aus dem Schlafe zu wecken. Am 26. November früh acht Uhr befanden wir uns nicht weit von der Küste von Portorico und es zeigten sich uns zu derselben Zeit auch Kap

Cabron und Kap Raphael auf St. Domingo. Gegen 9 Uhr waren wir der Küste von Portorico noch näher gekommen, und konnte ich mit blossen Augen Häuser und Bäume erkennen. Der Anblick der schroffen und spitzen Gipfel der Gebirge von Portorico war reizend. Kap Bruguen erreichten wir um 11 Uhr und näherten uns der Insel bedeutend. Dieses Kap steigt steil aus dem Meere empor, bietet einen imposanten Anblick, und bildet bis zu einem andern, mir unbekannten Kap ein schönes Inselland, das durchweg kultivirt ist. Ich unterschied Pisang, Cocos und Orangenbäume. Die Cocos Palmen bilden kleine Wälder unweit der Küste, und hier und dort erkennt man an den starken, weissen, säulenartigen Stämmen die schöne Königspalme. Später dacht sich das Land allmählig bis nach dem S. W. Kap, Kap Roja ab, und erhebt sich nur an sehr wenigen Stellen wieder. Zur Rechten oder im Westen passirten wir die Insel Zacheo, eine kleine, unbewohnte Felseninsel, und liessen noch westlicher die Insel Mona liegen. Um 3 Uhr Nachmittags, nachdem wir Kap Roja gemacht, kamen wir in die Caribäische oder Colon See. Die Küste bei Kap Roja ist gefährlich, grosse Korallenbänke erstrecken sich weit in das Meer hinein, und geben diesem eine herrliche Farbenschattirung. Die Caribäische See brachte uns Windstille, und konnten wir erst am 29. November von der Mastspitze aus die Insel Orchilla sehen, die man auch auf der Silla von Caracas bei hellem Wetter sieht. Es war des Kapitains Wille, zwischen dieser Insel und der grossen Inselgruppe

der Roques auch Roccas (Felseninsel) zu segeln, die nach der Berechnung sehr westlich liegen mussten, aber noch nicht gesehen werden konnten. Der Wind war ziemlich ruhig, und es wurde der von O. nach W. setzenden Strömung wegen viel östlicher gesteuert, als eigentlich ohne Strömung nöthig gewesen wäre; dennoch waren wir, wie es sich endlich ergab, westlicher als wir glaubten, und sahen zu unserer Verwunderung um 4 Uhr Nachmittags die Roques Inseln (11° 50′ n. B. und 65° 47′ w. L.), 18 Meilen westlich von Orchila vor uns liegen. Diese kleinen, felsigten, sehr niedrigen, kaum aus dem Wasser sich erhebenden, zerstreut liegenden Inseln nehmen eine bedeutende Fläche im Meere ein. Die Nacht war herangekommen, ohne dass wir uns ihnen nähern konnten, und waren nun genöthigt sie in West zu umschiffen. Es war eine herrliche stille Nacht, das Meer glatt wie ein Spiegel, der Himmel sternhell und die Stille wurde nur durch das Geplätscher einiger Fische und das entfernte Brausen des Meeres gegen die Felseninseln unterbrochen, gegen die wir ohne Zweifel gesegelt wären, wenn sie sich uns nicht noch vor Sonnenuntergang gezeigt hätten. Einzelne der grössten dieser Inseln sind zu Zeiten von Fischern bewohnt, als Cayo de Sal und Cayo grande, welche ihre Fische nach La Guayra bringen. Zugleich wird auch eine grosse Quantität Salz auf diesen Inseln gewonnen.

Am 30. November endlich zeigten sich uns durch dicke Wolkenmassen hervorsehend, die hohen blauen Gebirgsspitzen von Caracas, und es war alle Hoffnung vorhanden, bei dem günstigen Winde, wie

er jetzt stand bis zum nächsten Morgen La Guayra zu erreichen. Allein das Schicksal wollte es anders, und hatten wir noch bis zum 2. Dezember mit sehr ungünstigem Winde zu kämpfen, und alle Kunst erforderte es, die Rhede unter diesen Umständen auch dann zu erreichen. Es war aber dennoch eine der schnellsten Reisen, die je von New-York nach La Guayra gemacht worden ist; da wir nur 15 Tage darauf verwandt hatten.

Zweites Kapitel.

La Guayra. — Mayquetia. — Vergnügungen daselbst. — Vegetation um La Guayra. —

Beinahe zwei Tage lang hatte ich das Vergnügen, mich an der Lage der Stadt La Guayra mit den unmittelbar hinter ihr hoch empor steigenden Gebirgen, an denen sie, vom Meere aus gesehen, wie angeklebt erscheint, zu erfreuen. So reizend aber auch die Lage ist, so eigenthümlich und schlecht sieht die Stadt an sich aus, und keinesweges ist der erste Eindruck in derselben ein erfreulicher. Nachdem der Arzt, die Zollbeamten ihre Visite am Bord gemacht hatten, fuhr ich mit dem Kapitain ans Land, das wir der hohen See wegen in einem kleinem Bote nur mit Mühe erreichten. Ich fand enge, glühend heisse, stark nach Kaffebohnen, Häuten und farbigen Menschen riechende Strassen; auf deren

schlechtem Pflaster ich kaum zu gehen vermochte. Eine grösse Menge schwarzer und gelber in schmutzigen, groben sackleinenen Hemden oder Kitteln gekleideter Lastträger belebten allein die Strassen.

Durch einen glücklichen Zufall machte ich auf meiner Reise von Berlin nach Hamburg die Bekanntschaft eines sehr lieben, mir unvergesslich bleibenden jungen Mannes, Namens O. Harrassowitz, der längere Zeit in La Guayra ansässig, seine Rükreise dahin antrat. Ohne irgend eine Empfehlung war ich nach La Guayra gekommen, und suchte daher Herrn H. auf, von dem ich in allen Verhältnissen die kräftigste Unterstützung erwarten durfte, und fand ihn zu meiner grössten Freude bereits anwesend. Der freundlichste Empfang wurde mir zu Theil, und musste ich ohne Widerrede meine Wohnung bei ihm im Dorfe Mayquetia, ein halbes Stündchen von La Guayra, nehmen. Ein grosser Theil der fremden, dort ansässigen Kaufleute wohnen in diesem Orte, wo eine kühlere, gesundere, sehr angenehme Temperatur herrscht. Herr G. Blohm, dessen Compagnon mein Freund H. jetzt ist, befand sich zu jener Zeit mit seiner Familie in Europa, aber dessen ungeachtet durfte ich das Haus als das meinige betrachten. Nicht [illegible]e währte es, so war ich in ganz La Guayra bekannt und ein Wunderthier bei den Farbigen, die nicht begreifen konnten, was ich mit den Pflanzen, namentlich aber mit den getrockneten, mit den Insekten u. dergl. machen wollte. Kaum hatte ich mich nämlich ein wenig orientirt, so fing ich auch meine Exkursionen an, wozu mir fürs erste die nächste Umgegend

ein reichesFeld eröffnete. Ich machte Streifzüge längs dem Strande, links und rechts von La Guayra, in die Gebirge bis 1000 und 1500 Fuss hinauf, wo die grotesken Einschnitte der Bergflüsse (Quebraden) mir ihre Schätze darboten, sowohl an Pflanzen als an Insekten und Sämereien. Ich war nunmehr vertrauter mit dem Einsammlen der Naturalien, wie überhaupt mit dem Verfahren auf den Exkursionen, und führte oft ein kleines Nomaden Leben, nach welchem mir um so erwünschter und angenehmer die so liebe und gastfreundliche Aufnahme der dortigen Deutschen war.

So sehr ich mich auch sehnte die Cordillere zu übersteigen, und die nur vier Stunden von La Guayra entfernte berühmte Stadt Caracas zu sehen, so hielt ich mich dennoch ununterbrochen acht Wochen bei La Guayra auf, ehe ich höher und weiter ging, entdeckte manche seltene und neue Pflanze, sammelte viel Schönes, verlebte so manche fröhliche Stunde und sah viel Interessantes, von dem ich Einiges hier mitzutheilen mir erlaube.

Die Lage von La Guayra, im 10° 36′ N. Breite und 69° 26′ W. Länge von Greenwich, ist, wie schon erwähnt, eine imposante. Die Stadt liegt an, auf und zwischen Felsen und ihre unteren Festungsmauern werden vom Meere bespült. Die Strassen sind bergig, eng und äuserst schlecht gepflastert. Die alten Forts sind bis auf eins ziemlich verfallen, und liegen unbenutzt, nur in einem befinden sich noch einige alte Kanonen, mit denen die ankommenden fremden Kriegsfahrzeuge salutirt werden. Der Gesundheitszustand ist in La Guayra seit vielen Jahren ein äusserst

guter, und man kennt kein Fieber oder sonstige Krankheiten. Es herrscht in den Strassen eine grosse Reinlichkeit, die bei der sehr bedeutenden Hitze *) unumgänglich nothwendig ist; die Regen sind in den Wintermonaten, November bis Mai, sehr selten, die Ostwinde aber beinahe beständig und tragen zur Abkühlung und Reinigung der Luft viel bei. Sie wehen vom Morgen bis Sonnenuntergang abwechselnd stark, und vermindern sich nur in den Nächten. In den Sommermonaten, Juni bis Oktober, wechseln diese Winde mit den West-, Nord- und Südwinden, und auch mit häufigen Windstillen ab, wo denn aber auch die Hitze desto grösser ist, und Gewitter und Regen beinahe täglich Statt finden. Mehr nach Westen, namentlich von Puerto Cabello bis Maracaybo wird die Küste ungesunder, und sind die gelben Fieber vorherrschend. Zwischen der Rhede von La Guayra und dem Hafen von P. Cabello befinden sich noch einige Meerbuchten, und bilden sichere Landungsplätze, so Katia, Choroni und andere. Von diesen bringen kleine Küstenfahrzeuge die Landesprodukte, Kaffe, Indigo, Häute, Cacao etc. nach den Haupthäfen. Das nächste Vorgebirge, westlich von La Guayra, Cabo Blanco, ist ungefähr 4 Stunden von La Guayra entfernt, und erstreckt sich ziemlich weit ins Meer **). Der Boden ist sandig, dabei aber sehr kalkartig, die Hitze unerträglich.

*) Die ich während meines Aufenthaltes im Dezbr. und Januar durchschnittlich auf 24° R. beobachtete, und im Juni, Juli und August auf 26—28° R.

**) Ueber die Formation dieses Kap's siehe A. von Hum-

Die arbeitende Klasse in La Guayra, grösstentheils Neger und Mulatten von Negern und Indianern, ist eine muskulöse Menschenrace. Letztere haben eine auffallend spitze, gebogene Nase, tiefliegende Augen, hohe Stirn, aber einen freundlichen Blick. Ihre Lebensweise ist einfach, und bei den ärmsten sogar sehr dürftig. Viele derselben bewohnen ausserhalb der Stadt, namentlich auf dem Wege nach Mayquetia, erbärmliche, Hütten ähnliche Häuser, die oft nur aus Bretter und Palmenwedel zusammengesetzt sind. Sie schlafen in Hangematten, oft auch nur auf Ochsenhäuten auf dem Erdboden, und in hellen Nächten sieht man sie häufig vor den Thüren liegen. Ihre Bekleidung ist sehr einfach und dem Klima angemessen; nur diejenigen, welche schon vornehm erscheinen wollen, kleiden sich in Jacken oder Röcken, und haben zur Kopfbedeckung einen Strohhut, den man in allen möglichen Formen trägt; die Frauen und Mädchen dieser Männer bekleiden sich mit einem Hemde und einem Rock ohne Taille. Beim Ausgehen hängen sie über den Kopf ein dünnes Muselin-Tuch, der zugleich Busen und Hals bedeckt. Strümpfe findet man bei ihnen selten, höchstens Schuhe oder Sandalen. Auf Reisen, Märschen etc. trägt dort ein jeder seine Cobija, eine viereckige, gewöhnlich dunkelblaue, roth gefütterte wollene Decke *). Diese

boldt's Reisen in die Aequinoctial Gegenden. II. Cap. XI. pag. 346 seq.

*) Das Tuch zu diesen Cobijas wird meistens in Schlesien verfertigt und von dort eingeführt.

Decke hat in der Mitte einen Schlitz, durch welchen man den Kopf steckt und sie dann am Körper herabhangen lässt. Eine gute, starke Cobija ist selbst beim stärksten Regen wasserdicht. Eine allgemeine Mode ist es bei den Frauen und Mädchen aller Stände, ihr schönes, langes, schwarzes, oft gekräuseltes Haar herabhangen zu lassen. Namentlich thun es die Vornehmeren, wenn sie in den Fluss zum Baden gehen, aus demselben kommen, oder wenn es ihnen zu heiss wird, und ich kann wohl sagen, dass diese Mode ihnen ein sie recht wohlkleidendes Ansehen giebt. La Guayra ist der Hauptsitz des Handels, und sind es besonders deutsche Kaufleute, welche die ersten Häuser machen; doch fehlen Engländer, Franzosen und Nordamerikaner auch nicht. Die Geschäftszeit ist von Morgens 6 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr, von welcher Zeit alle Geschäfte ruhen, und ein Jeder so gut als möglich sich zu amüsiren sucht. Das Verhältniss zwischen Prinzipal und Commis ist ausser der Geschäftszeit im häuslichen Leben und Umgange kaum bemerkbar, und tritt hinter den feinen gesellschaftlichen Ton in den Hintergrund.

Am 15. Dezember von einer heissen Exkursion zurückgekehrt, drangen wider meinen Willen vier Schwarze in mein Zimmer. Der eine von ihnen trug einen Teller, worauf einige Kupfermünzen lagen, und ein anderer einen, vielleicht zwei Fuss im Quadrat haltenden Glaskasten; ihm zur Seite gingen zwei Jungen mit Laternen, deren Talglichter jedoch zu erlöschen im Begriff waren. Ich hielt diesen Aufzug für ein Puppenspiel oder eine Bettelei, und wies sie zur

Thür hinaus, doch liessen sie sich nicht stören und riefen wiederholt: „La santa niña“ (das heilige Christus-Kind), worauf ich die Sache näher betrachtete, und in dem Kasten eine Puppe von einem Fuss Länge fand, reich verziert mit Flitterwerk, neben ihr lagen Blumen, Ketten, Ringe u. dergl., und nachdem ich nolens volens mich bekreuzt hatte, liess ich sie, ihnen einige Heller gebend, mit Gott ziehen. Diese Leutchen zogen auf Veranlassung der Geistlichkeit von Haus zu Haus um Almosen zu sammeln.

Die grosse Ungenirtheit der beiden Geschlechter ist oft unglaublich, und habe ich mich durch viele Beispiele, namentlich später davon überzeugt. Meine Exkursionen führten mich oft nach dem oberhalb von La Guayrà romantisch schön gelegenen Flusse. Durch Natur haben sich in diesem Flusse, der ungemein felsig und steinig ist, viele Bassin ähnliche Stellen gebildet, die eben tief genug sind, um sich bequem darin baden zu können. Nach diesen Bassins ziehen zu verschiedenen Tageszeiten die Damen, Mütter mit ihren erwachsenen Töchtern, sämmtlich leicht gekleidet, mit herabhangendem Haar und einem Sonnenschirm zum Schutze gegen die Sonne. Seife, Tücher zum Trocknen und eine grosse Fruchtschale *) werden ihnen von einer Sklavin, wenn sie nicht vorziehen sollten diese Gegenstände selbst zu tragen, nachgebracht. Am Flusse angelangt lassen sie sich in einem der Bassins nieder, und bis aufs Hemd ent-

*) Die ausgehöhlte Frucht der *Crescentia Cujete, totuma* gegannt.

blösst gehen sie ins Wasser, wo sie sich mit den Schalen mit Wasser begiessen. Jeder andere Badelustige muss, um nach einem andern Bade zu gelangen, das schon mit Nympfen besetzte Bad passiren, und sehen sie es gern, wenn ihr Wuchs und Haar betrachtet wird. Nicht selten findet man Mann, Frau, Töchter und Söhne in Einem Bade vereint, was ich namentlich sehr häufig im Flusse Guarapiche bei Maturin fand.

Der 25. Dezbr. war, während ich schon manche Exkursion gemacht hatte, herangekommen, das erste Weihnachtsfest, das ich in den Tropen feiern sollte. Obgleich dieses schöne Fest von den Eingebornen im Allgemeinen, wie auch von den sich hier aufhaltenden Fremden wenig beachtet wird, so begehen es dennoch Viele nach ihrer Art auf eine theils würdige, theils sehr lärmende Weise. Schon seit den letzten acht Tagen schwiegen die Glocken der beiden Kirchen in La Guayra und der einen in Mayquetia keine Stunde, und verursachten ein Ohrenschmerz erregendes Getöse. Die Messen wurden zahlreicher besucht als sonst, und in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezbr. waren die Glocken selbst für die Schlaflustigen störend. Um Mitternacht fing die Christ-Messe an, zu der sich schon auf dem Platze vor der Kirche (die einer Scheune indessen ähnlicher als einer Kirche ist) eine grosse Menge Menschen, besonders Frauen versammelt hatten. Es war ein Gemisch von Weissen und Farbigen, und konnte man nur so eben die Gesichter sehen, da sie alle mit Schleiern behangen waren; auch hatten die Männer, da es ziemlich kühl war, meistens ihre wollene Co-

bijas um, wodurch der Menschenhaufe ein eigenthümliches, vermummtes Ansehen erhielt. Die Messe dauerte bis gegen drei Uhr, nach welcher gewöhnlich in den Häusern bis an den Morgen getanzt wird.

Ausser dieser kirchlichen Feierlichkeit bestehen die anderen Vergnügungen darin, dass kleine Gesellschaften sich vereinigen, in welchen musizirt und getanzt wird; nicht allein in den Häusern, sondern auch auf den Strassen. Rotten farbiger Menschen ziehen mit ihren Instrumenten, die aus einer Guitarre oder ihr ähnlichem Dinge, einer Klapper (ein ausgehöhlter Kürbis oder Frucht von *Crescentia*, worin Steine oder Saamen von *Canna indica* sich befinden) durch die Strassen, bleiben vor den Häusern stehen, spielen, dass ein musikalisches Ohr verdorben werden könnte und verlangen, man soll danach tanzen und dafür Almosen geben. Anstatt der Guitarre führen sie auch oft einen Bass eigener Art, ein Instrument einem Butterfass nicht unähnlich. Es ist ein ausgehöhltes Stück Baumstamm, dessen beide Enden mit einem Leder (ähnlich einer Trommel) verbunden sind, in dem einen Leder befindet sich ein Stäbchen, das auf und nieder gestossen wird, und einen widerlichen, tiefen Ton erzeugt. Ich kenne keine weniger harmonische Musik, als dieses Instrument in Begleitung der erwähnten Klapper und der Guitarre, zu welcher noch ein monotones Schreien, nach ihrer Art Singen kommt.

Kaum hatte die lärmende Feier des Weihnachtsfestes aufgehört, so trat am 28. Dezbr. schon wieder ein anderer Festag ein, La Innocente (das Fest der

unschuldigen Kindlein). Keineswegės ist dieses Fest aber ein Fest der Kinder, sondern der Erwachsenen. Es ist an diesem Tage einem Jeden erlaubt, den Anderen zum Besten zu haben, ungefähr wie sich viele bei uns den Spass am 1. April machen, und wie wir das Narrenfest von anderen Orten her kennen. Frauenzimmer ziehen als Männer verkleidet, zu Fuss oder zu Esel, durch die Strassen, und beabsichtigen, sich so als Innocentes zu erkennen zu geben. Wer ausgeht wird um Almosen angesprochen, und darf sie an diesem Tage nicht verweigern. Auf einem 200 Fuss über La Guayra gelegenen Bergrücken steht ein altes Fort, jetzt die Wohnung eines Beamten, der beauftragt ist, die aufkommenden Fahrzeuge, so bald er sie erkennt, zu signalisiren. Beinahe alle Kaufleute sassen vereint beim Frühstücke in La Guayra als die Glocke anzeigte, dass mehrere Schiffe in Sicht seien, und jeder glaubte, es sei auch sein Schiff unter ihnen, das er mit Sehnsucht erwartete. Man sah nach den Signalfahnen, und zum Erstaunen aller, war eine ganze Flotte signalisirt, es folgte darauf das Signal eines Dampfbootes, und dann endlich, dass nichts im Ansegeln sei, so dass alle nunmehr einsahen, es sei ja der Tag „La Innocente“. An solchen Kindereien finden die Creolen ungemeines Vergnügen.

Neujahr wird von den Creolen wenig oder gar nicht gefeiert, und die arbeitende Klasse würde oft kaum wissen, dass es Neujahr sei, wenn an jenem Tage nicht das Zollamt geschlossen bliebe. Sämmtliche Deutsche, in deren Kreis auch ich gezogen

wurde, hatten sich zu einem heiteren Abendmahl versammelt, und ich war so glücklich ein Neujahr in einer Temperatur von 20° Wärme zu erleben.

So wie jeder Ort in jenem Lande einen Heiligen als Schutzpatron hat, so hatte auch das Städtchen Mayquetia, wo ich wohnte, am 20. Januar, San Sebastian, als seinen besondern Patron zu feiern. Von allen benachbarten Orten, selbst von Caracas waren unzählige Menschen herbeigeströmt. Es waren grösstentheils Leute niederer Klasse, und es gewährte einen erfreulichen Anblick, sie in Zügen mit beladenen Eseln und Maulthieren von den Bergen herab kommen zu sehen. Die Festlichkeiten dauerten acht Tage, während welcher Zeit die Kirchenglocken unter Trommelbegleitung fröhliche Klänge hören liessen. Auf dem vor der Kirche befindlichen grossen Platze, wie auch in allen Strassen, hatten sich Tausende von Menschen versammelt, und bestand das Hauptvergnügen der Einzelnen in dem Abbrennen von Feuerwerken, besonders wenn die Raketen, Schwärmer u.dergl. ihre Richtung mitten unter die Menschenmasse nahmen. In allen Pulperias (Schenken) und in mehreren Privathäusern wurde getanzt, und auf den Strassen waren an den Ecken Spielbanken errichtet, wo sehr stark hazardirt wurde. Häufig kommt es dabei zu Zänkereien und Handgreiflichkeiten, doch wird jeder Streit von den Parteien selbst geschlichtet, und man sieht weder Polizei noch Militair, und eben so selten einen Betrunkenen. Wie es bei einem Volke von so heissem Temperament doch so ruhig hergeht, ist mir immer ein Räthsel geblieben. Ein Weisser vermag

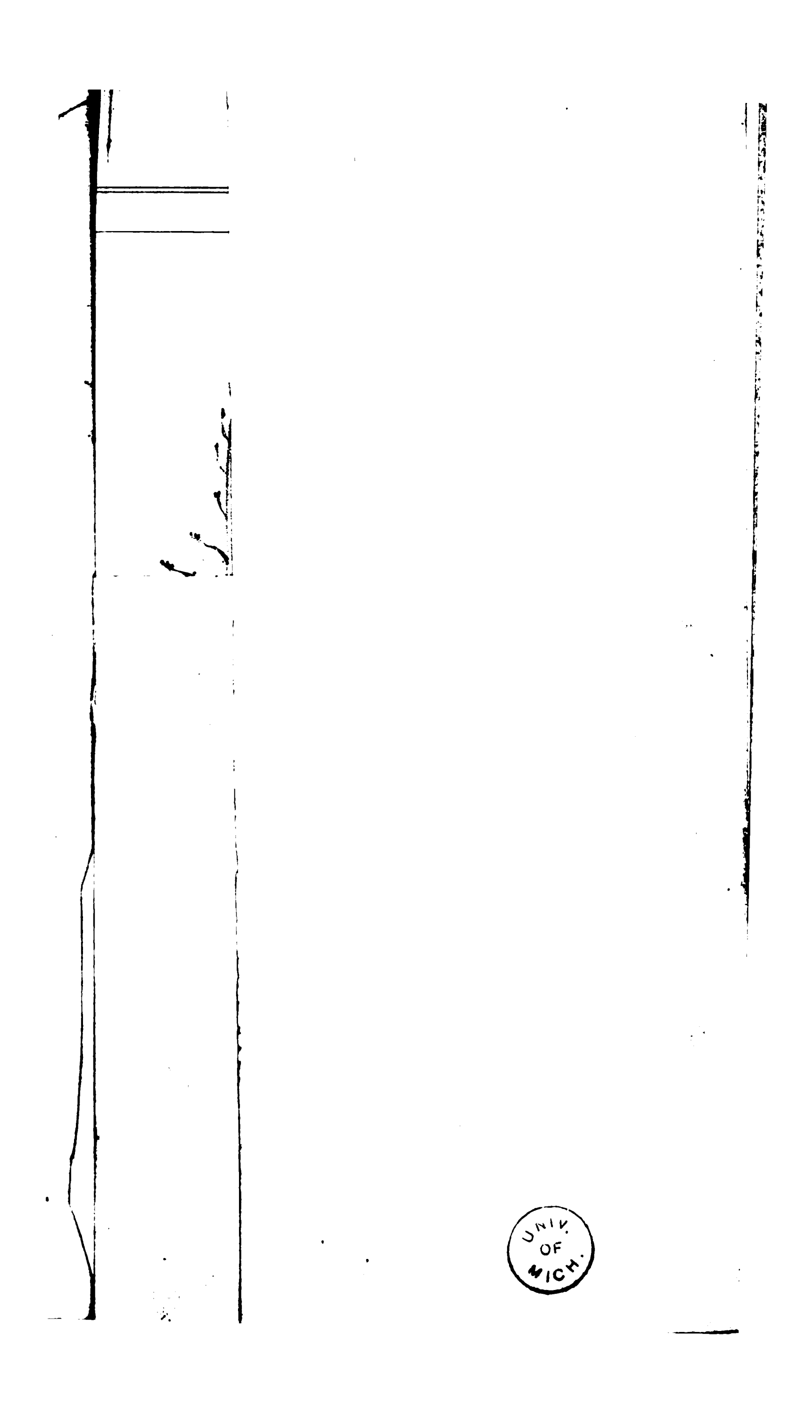
dabei sehr viel, und kann mit wenigen Worten einen weit gediebenen Streit unter Farbigen schlichten.

Noch ehe ich diese Betrachtungen abbreche und zu etwas Anderem übergehe, muss ich noch einer Vorstellung im Theater zu La Guayra erwähnen. Vor dem Theater, das einer Scheune von Aussen sehr ähnlich sieht, standen eine Menge farbiger Leute, die sich von den Weissen medios (halbe Realen) erbetteln, um, wie sie sagten, zwei Realen voll zu haben, damit sie auch ins Theater gehen könnten. Links vom Eingange stand ein kleiner Tisch auf freier Strasse, hinter dem ein Mulatte sass, der die Billette zu einem halben Piaster verkaufte. Mit einem solchen Billet versehen ging ich hinein. In der Thür standen zwei Soldaten in linnenen Jacken mit dunkelblauen Aufschlägen und einer Muskete im Arm, die eine solche schlaffe Haltung bewiesen, dass unsere so eben eingekleideten Rekruten sich um Hundert Prozent besser ausnehmen. Hat man den Eingang passirt, so kommt man auf einen freien Platz, von einer hohen Mauer umgeben, in dessen einer Ecke ein Büffet ist. Dieser oben offene Platz bildet die Vorhalle, und darf daselbst geraucht werden. Von diesem Platz gelangt man nun in das eigentliche Theater, ein zweimal so langer als breiter Saal, und ungefähr 130 Fuss lang. Die Wände desselben sind 25 Fuss hoch, und weiss getüncht. Eine Bretterdecke schützt vor dem Regen. An den Längsseiten der Wände sind grosse Fenster, die durch eine Lade geschlossen werden, sobald man es nöthig findet. Die Erleuchtung geschieht durch kleine Oellampen, die

durch den eindringenden Mondschein oft verdunkelt werden. Mit Kreide numerirte Bänke stehen der Queere nach auf einem gepflasterten Fussboden. Das Orchester war merkwürdig in seiner Art. Es bestand aus vier Violinen, einem Cello von einem Neger gespielt, der während der Tageszeit sein Tischlerhandwerk treibt, ferner einer Pauke, einem Horn und einer alles durchdringenden Queerpfeife. Die meisten Musiker waren Farbige und wurden von einem Weissen, der beiläufig gesagt, ein Bruder des damaligen Vice-Präsidenten der Republick sein soll, dirigirt. Die Bühne ist nur sehr klein, aber dennoch gab man den Pariser Taugenichts mit vielem Beifall! —

So sehr ich mich auch bemühte, neben meinen Exkursionen Alles zu sehen, was für einen Fremden irgend von Interesse sein kann; so zog mich die Natur doch am meisten an, und ich war nicht glücklicher, als wenn ich mich allein auf den Bergen oder an den schattigen Flüssen befand, und mein Stückchen Brod und Käse als Mittagsmahl im Schatten mächtiger Bäume einahm. Die Berge in der Nähe von La Guayra, bis zu 500 Fuss hoch, zeichnen sich eben nicht durch üppige Vegetation aus, aber sie gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Schon vom Meere aus sah ich einen kleinen Wald 10—20 Fuss hoher Stämmchen, die nichts anders waren als Cactus, und unter ihnen vier Arten der Gattung Cereus *). Diese sonderbaren Gebilde machen an manchen Stellen fast kleine Waldungen aus, namentlich am

*) *Cereus Moritzianus, resupinatus* u. a.


UNIV. OF MICH.

Cabo Blanco. Ich sah Stämme von 1—2 Fuss im Durchmesser, mit einer mächtigen Krone 20 und mehr Fuss hoch, reich mit Früchten besetzt, woran sich Vögel und Menschen laben. Zwischen diesen Gereen stehen Melocacten (*M. amoenus*) in allen Grössen, eine Mammillaria (*M. caracasana*), und mächtige Agaven streben unter ihnen mit den oft 20 Fuss hohen Blüthenschaften majestätisch empor *). Die auf diesen sonnenreichen dürren Bergen vorkommenden Gesträuche sind *Lantana scabrida*, *Jacquinia armillaris*, *Acacia arenosa W.*, *A. flexuosa Humb.*, *Pithecollobium microphyllum Benth.*, *Cassia indecora Humb.*, *Poinciana pulcherrima L.*, sehr häufig, *Croton syringaefolius Kth.*, *Cnidoscolus quinquelobus Pohl* (*Jatropha urens L.*), *Cassia propinqua Humb. Kth.*, *Bauhinia heterophylla Kth.* und andere. Ueppiger schon wird die Vegetation in den kleinen Quebraden (Bergbrüchen), und noch üppiger an den reich mit Wasserfällen versehenen Gebirgsflüssen, besonders oberhalb La Guayra und bei Mayquetia. Hier prangen riesenhafte Sandstreubüchsenbäume (*Hura crepitans*), deren 6—10 Fuss dicke Stämme häufig mit Parasiten bedeckt sind. Herrliche *Theophrasta longifolia*, *Cecropia peltata*, *Myrtaceae*, *Heliconia Psittacorum L. fil.* und *hirsuta L. fil.*, *Panicum trichoides Sw.*, *Chaetogastra Ottonis Kl.*, *Leandra granulosa Kl.*, *Pothos*, *Arum*, Farrn und Bignonien, Bauhinien, Passifloren, Convolvulus und

---

*) Siehe Kupfertafel II.

andere Schlingpflanzen verbinden die an beiden Ufern stehenden Bäume durch Festons.

Die Küste, so sandig und heiss sie auch ist, hat dennoch manche schöne Pflanze aufzuweisen, unter denen sich in Menge und Pracht die schöne *Asclepias gigantea* auszeichnet. Unmittelbar am Meere stehen Dickichte von *Coccoloba uvifera*, deren angenehm schmeckende Früchte auf dem Markte verkauft werden. Hinter diesen Coccoloben kommen die angepflanzten Cocos-Haine, die einen unbeschreiblich schönen Anblick gewähren.

Der Markt in La Guayra, der täglich Morgens abgehalten wird, liefert manche schöne Gemüse und Früchte, die meistens von Caracas oder aus den Gärten bei La Guayra kommen. Ausser den schönen Yams (*Dioscorea sativa*), Xariote (*Sechium edule*), den Bataten und anderen tropischen Gemüsen findet man schöne Möhren, Wirsing- und Weisskohl, Gurken, Salat und ausgezeichnete Früchte jeglicher Art, von denen die meisten von Caracas zu Markte gebracht werden, wohin ich mich sogleich begeben will.

Drittes Kapitel.

Reise von La Guayra nach Caracas. — Caracas. — Bevölkerung. — Civilisation. —

Am 3. Februar bestieg ich in La Guayra ein gemiethetes Maulthier, und trat damit meine Reise nach der 3000 Fuss höher liegenden Hauptstadt Venezue-

la's, Caracas, an. Kaum hatte ich aber ein Viertheil des Weges zurückgelegt, als ich bereits von Wolken umhüllt war, und nur noch so eben die reizende Aussicht auf La Guayra, die Küste und das Meer geniessen konnte, bis es anfing zu regnen. Ich hatte nur meinen von Hamburg mitgebrachten Macintosh bei mir, den ich zwar sogleich anzog, der sich aber in jenem Lande nicht als wasserdicht bewiess. Der Regen wurde immer heftiger, und die frühere Hitze hatte den Gummi so erweicht und aufgelös't, dass jeder Regentropfen durchdrang und die Stiefeln völlig mit Wasser angefüllt waren. Welche unangenehme Empfindung es ist, so durchnässt zu reiten, können nur diejenigen wissen, die es selbst erfahren haben. Je höher ich kam, desto kälter wurde es, und ich empfand einen heftigen Frost. Um 2½ Uhr erreichte ich die höchste Spitze der Strasse über die Cordillere, La Cumbra, konnte aber leider nichts weiter sehen, als den gepflasterten, steilen Steig, auf dem mein Thier mehr rück- als vorwärts ging, und oft ermüdet stehen blieb. Erst auf der andern Seite der Cordillere hörte der Regen auf, die Wolken theilten sich, die Sonne brach durch und beleuchtete auf einmal das nun zu meinen Füssen liegende Caracas. Ich glaubte mich bezaubert, mit einem Male eine grosse Stadt in einem üppigen, überall angebauten Thale liegen zu sehen. Die Sonne schien noch stark genug, so dass ich ziemlich abgetrocknet um 5 Uhr das Thor von Caracas erreichte, daselbst einen Real Pflastergeld zahlte, und direkt zu Herrn Vollmer ritt, an den ich empfohlen war,

und der mich wie einen alten Bekannten empfing. — Nicht Einmal, sondern öfter machte ich die Reise von La Guayra nach Caracas und zurück, und später immer mit mehr Glück.

Die Strasse zwischen La Guayra und Caracas ist in der That eine schöne zu nennen, und auch ziemlich gut unterhalten, so dass man mit kräftigen Maulthieren den Weg in drei bis vier Stunden bequem zurücklegen kann. Schneller reitet man von Caracas nach La Guayra als umgekehrt, weil der nördliche Abhang der grösste ist. Lastthiere brauchen in der Regel 6 Stunden, und Fussreisende gehen noch schneller als man reitet, indem sie mehrere enge Pässe durchschneiden können, welche man mit den Thieren nicht passiren kann, mit denen man vielmehr dem Lauf der Strasse folgen muss. So geht denn auch die Briefpost zwischen beiden Städten zu Fuss. Die erste Anhöhe von La Guayra aus reicht bis zur Station La Venta genannt, nachdem man Curucuti und Salto passirt hat, zwei Stationen aus wenigen Schenkhäusern bestehend, und an ziemlich steilen Abhängen. Die Venta ist 600 Toisen über der Meeresfläche erhaben. Die Hitze, bis beinahe zur Venta hinauf, ist bei dem dürren Boden und den steilen Felsenwänden, zwischen welchen die Strasse hinführt, zum Ersticken heiss, und der Wanderer lebt erst wieder auf, sobald er die Venta erreicht hat. Mir jetzt gemachten Mittheilungen zufolge, ist eine damals im Bau begriffene Strasse von Caracas nach La Guayra vollendet und eröffnet. Sie ist länger als die ältere, jedoch um vieles ebener, so dass die

Thiere ohne Mühe ihre Last von einem Orte zum andern tragen.

Der sogenannte Salto oder Sprung ist ein breiter Bergspalt, über den eine Zugbrücke führt, die in früheren Zeiten befestigt war. Von der Venta aus geniesst man bei heiterem Himmel eine der reizendsten Aussichten auf das Meer und die banachbarten Küsten, bis zur Landspitze bei Puerto Cabello. Man sieht zu seinen Füssen die in sengenden Sonnenstrahlen liegenden Orte Mayquetia, Catia, Macuto und La Guayra, mit den vor Anker liegenden Schiffen, während man selbst eine kühle angenehme Temperatur empfindet. Feenartig ist der Anblick von der Höhe aufs Meer, wenn auf demselben Wolkenschichten, gleich Inseln, zu schwimmen scheinen, oder durch dieselben hindurch einzelne Häuser und Partien an der Küste sichtbar sind. Von La Venta führt der Weg bis zur Cumbra, dem Rücken der Cordillere, minder steil und gekrümmt fort, und fängt dann allmählig abzufallen an, jäher aber wird der Weg von der letzten Höhe, oder Cerro von Caracas.

Noch eine gute Stunde oberhalb Caracas, beim Wirthshause Sanchorgine machen gewöhnlich die Reisenden, und die Thiere von selbst, Halt, und erquicken sich durch einen Trunk an einer schönen Quelle, deren Wasser trotz der so geringen Höhe dennoch ungemein kalt ist.

Auffallend ist der Uebergang der Temperatur. Athmet man in La Guayra die glühende Hitze ein, so kann man nach vier Stunden eine angenehme Sonnenwärme in Caracas empfinden. Das Thermometer

nach Reaumür differirt oft zwischen La Guayra und Caracas um 8—10 Grad. Verlasse ich Caracas um 1 Uhr Mittags bei + 18° R., so komme ich in La Guayra um 3 oder 4 Uhr an, und empfinde daselbst eine Hitze von 24—26°, die bereits bei Curucuti, in einer Höhe von ungefähr 2500 Fuss beginnt. Selten beobachtete ich in Caracas eine höhere Temperatur als 20°, nur in den Mittagsstunden zuweilen 24°. In der Nacht fällt das Thermometer im Durchschnitt bis auf 12 und 10°. Die Höhe von Caracas, am südlichen Abhange der Cordillere in einem fruchtbaren Hochthale, beträgt ungefähr 3100 Fuss. Eine üppige, von La Guayra ganz verschiedene Vegetation, beginnt erst hinter Curucuti aufwärts bis Caracas.

Abgesehen von den farbigen Gesichtern, hat Caracas ein ganz europäisches Ansehen. Die meisten Herren gehen in Tuch gekleidet, die Damen mit Umschlagetüchern und Hüten nach der neusten französischen Mode. Die Stadt ist regelmässig gebaut, die Strassen durchschneiden sich rechtwinkelig, sind lang, ziemlich breit, mehrere bergigt, aber alle schlecht gepflastert. Ist auch Caracas der Sitz der Regierung, des Präsidenten und der Staatsbeamten, so herrscht dennoch eine auffallende Stille in den Strassen, sie müsste denn durch die ankommenden oder abgehenden Karavanen von Eseln und Maulthieren gestört werden, welche Produkte aus dem Innern bringen, und sie zur Verschiffung nach La Guayra schaffen. Der Glanz, den die meisten Städte durch die Läden erhalten, fehlt in Caracas beinahe ganz, indem nur sehr wenige Läden Schaufenster oder prahlende Schilder-

malereien haben, obgleich es weder an Detail-Handlungen noch grossen Waarenlagern keinesweges fehlt. Caracas, an Umfang und Grösse bedeutend, giebt in manchen Stadttheilen durch die vielen Ruinen einen traurigen Anblick; leider noch die Spuren des furchtbaren Erdbebens von 1812. Die meisten Kirchen sind zerstört, und nur kleine Kapellen sind zwischen den Ruinen zur Abhaltung des Gottesdienstes erbaut worden. Die Kathedrale, keinesweges eine reiche, aber unstreitig doch schöne Kirche, ist von allen die am besten erhaltene. Kasernen, Palläste und viele grosse Gebäude liegen zerstört in Ruinen, und sind mit Gräsern und andern Gewächsen überwachsen. Der obere Theil von Caracas, La Trinidad, ist der, welcher am meisten gelitten hat. —

Die Einwohnerzahl von Caracas vermehrt sich mit jedem Jahre, und war sie im Jahre 1839, in ihren fünf Kirchspielen nach amtlichen Angaben folgendermassen vertheilt:

Kirchspiel.	Eingeborne.	Fremde.	Summa.
Catedral	—	—	6,557
San Pablo	7,114	138	7,252
Altagracia	2,766	3	2,769
Candelaria	2,351	6	2,357
Santa Rosalia ...	—	—	4,138
	12,231	147	23,073

Ohne Zweifel hat Caracas gegenwärtig 30-40,000 Einwohner; es ist jedoch der Regierung trotz aller Bemühungen noch nicht möglich gewesen, eine genaue Berechnung zu bekommen. Die Bevölkerung

soll sich in den acht Jahren von 1830 bis 1838 um 2780 vermehrt haben.

Die ganze Republik, in die folgenden Provinzen oder Departements eingetheilt, enthielt nach der letzten Zählung im Jahre 1840 etwa 903,950 Seelen, und zwar:

die Provinz	Apure	19,500	Einw. auf	1860	□ M.
—	Barcelona ..	52,103	—	1155	—
—	Barinas.....	105,861	—	1994	—
—	Barquisimeto	112,755	—	782	—
—	Carabobo...	96,977	—	661	—
—	Caracas	234,666	—	2829	—
—	Coro	40,561	—	941	—
—	Cumaná....	55,441	—	1463	—
—	Guayana ...	26,000	—	20,149	—
—	Maracaibo ..	33,832	—	2580	—
die Insel	Margarita ..	18,402	—	30	—
—	Merida.....	62,116	—	907	—
—	Trujillo	45,745	—	462	—
		903,959	—	35,813	—

Die Fortschritte der Civilisation nehmen von Jahr zu Jahr zu, vorzugsweise in der Nähe des Küstenlandes, das von dem Caraibischen Meere bespült wird, und an dessen Gestade sich bedeutende Handelsorte erhoben haben, die mit Europa und Nordamerika in Verbindung stehen, so namentlich die Seehäfen von Cumaná, Barcelona, La Guayra, Puerto Cabello, Maracaybo und einige kleinere. Die Industrie in den Städten schreitet fort, und wird hauptsächlich durch die Fremden befördert.

Es entstehen Fabriken, Dampfmaschinen und Dampfmühlen. Die Gewerke dehnen sich mehr und mehr aus, und eben so wenig bleibt die Wissenschaft zurück. Schulen werden in allen Städten und Orten der Republik errichtet, und streng hält man auf den Religions-Unterricht der Kinder, was ich selbst bei allen Indianer-Stämmen in Guyana gefunden habe. Die Sklaverei ist in Venezuela von geringer Bedeutung, und wird vielleicht bald ihr Ende erreicht haben, da die Regierung durch angemessene Gesetze zu Hülfe kommt. Man macht wenig Unterschied zwischen einem Weissen und einem Farbigen, und fand ich in mehreren Orten der Provinzen Cumaná und Guyana, dass Schwarze öffentliche Aemter bekleideten. —

Caracas liegt am Eingange der Hochebene von Chacao, die sich gegen 4 Meilen östlich ausdehnt, jedoch im Verhältniss zur Länge nur schmal ist. Der Fluss — El Guayre — durchfliesst dieses Thal, der bei heftigen Regen zu einer bedeutenden Höhe anschwillt, und zu meiner Zeit ganze Strecken kultivirten Landes mit sich fort riss. Es ist der einzige bedeutende Fluss in diesem Theile der Provinz, und schlängelt sich in sonst ziemlich gerader Richtung von Westen nach Osten. Später vereinigt er sich mit dem schönen Fluss Tuy unterhalb Jare, der das Tuy-Thal durchfliesst. Der Fluss Guayre liefert das meiste Trinkwasser für die Bewohner von Caracas, das jedoch vor dem Gebrauch durch einen Tropfstein filtrirt werden muss. Zwei kleinere Flüsse durchschneiden die Stadt von Norden nach Süden;

sie sind als Flüsse nur unbedeutend, aber ihre Ufer sind sehr steil und hoch, so dass die durch sie getrennten Stadttheile durch schöne massive Brücken verbunden sind.

Das Klima von Caracas ist ein sehr angenehmes, aber durch die hohe Lage dem Witterungs-Wechsel häufig unterworfen, und zu manchen Zeiten ungesund. Boden und Klima sind aber auch wieder geeignet Früchte und Gemüse aller Zonen zu erzeugen, so gedeiht der Pisang mit dem Apfelbaum, der Kaffe, die Apfelsinen, Aprikosen, Trauben, Erd- und Himbeeren, Weitzen, Kartoffeln und alle Gemüse gleich gut, ohne die bei uns nöthige Mühe und Sorgfalt. Man erlebt in Caracas an einem Tage einen Wechsel von allen Jahreszeiten. Oftmals beobachtete ich eine helle, kühle Nacht (+ 12° R.), der ein nebliger Morgen bei + 14 bis 16° folgte. In den Mittagsstunden stieg das Thermometer bis auf 25° und fiel am Abend wieder bis auf + 14°. Der Wechsel findet dabei schnell Statt, was die Ursache zu häufigen Krankheiten ist *).

Der Markt in Caracas bot mir einen erfreulichen Anblick dar; man findet Gegenstände beisammen, die man wohl in Europa zu einer und derselben Zeit vergebens suchen dürfte. Nebst Fleischarten und lebendem Geflügel, ist er reich an Früchten und Gemüsen, nämentlich Pisang und Bananen mit allen

*) Die genaueren Wetter- und Windbeobachtungen siehe A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial Gegenden Band II. Cap. XII. p. 390.

ihren Varietäten und in allen Stufen der Reife, Ananas, die aus den mehr westlichen Theilen der Provinz kommen, Weintrauben, Aprikosen, Aepfel, Quitten, Erdbeeren aus dem westlichen Theile der Provinz bei Macarao gewonnen, Melonen und Gurken. Von Gemüsen giebt es viele Kohl- und Rüben-Arten, Reis, Mais, im Lande erzogenen Waizen und ebenso Kartoffeln, nebst allen dem Lande eignen Früchten und Gemüsen. Die Felder um Caracas grünen von Zuckerrohr, von Kaffeebäumchen, die wieder durch die herrlichen *Buscare* *) beschattet werden, und von dem zum Viehfutter angepflanzten Mais.

Die Aufnahme in Caracas war von der Art, dass ich sie nochmals rühmen muss, und nicht nur von meinen Landsleuten, sondern auch von den ersten und berühmtesten Männern jenes Landes wurde mir das freundlichste Wohlwollen zu Theil. Der berühmte Dr. Vargas, der erste Gelehrte daselbst, und Sõr. Cagigal boten mir hülfreich die Hände. Sie stellten mir sogar ihre Bibliotheken und dergl. Hülfsmittel völlig zu meiner Disposition. Es herrscht in Caracas im Allgemeinen viel Sinn für Litteratur, man findet grosse Bibliotheken französischer und spanischer Werke, und werden selbst viele Bücher an Ort und Stelle geschrieben und gedruckt. Wöchentlich erscheinen, in gross Folio, fünf Zeitungen, z. B. Correo de Caracas, El Liberal, Gazeta de Venezuela, Echo und einige andere. Die Kunst, welche aber am meisten geehrt und getrieben wird, ist die Musik.

*) *Erythrina umbrosa Kth.*

In allen bemittelten Familien findet man Fortepianos in allen Arten und Gestalten, die grösstentheils von Europa eingeführt sind, und nicht ohne grosse Mühe und Kosten von La Guayra zu Lande nach Caracas getragen werden müssen.

Viertes Kapitel.

Reise nach Orituco. — Aufenthalt in Chacao. — Besteigung der Silla von Caracas. — Exkursionen um Caracas. — Osterfest in Caracas. — Reise nach dem Kuhbaum *(Palo de Vaca).* —

Ende Januar bot sich mir eine günstige Gelegenheit, eine Reise nach dem Innern des Landes zu unternehmen. Herr Moyer, ein deutscher Kaufmann, der in Orituco, einem Städtchen 25 deutsche Meilen von Caracas, einen Theil seines Geschäfts hat, war im Begriff mit seinen in Caracas eingekauften Waaren dorthin zurück zu kehren, und schlug mir vor, ihn zu begleiten. Gern schloss ich mich ihm als Reisegefährte an, da ich mit dem Reisen in dem Lande noch völlig unbekannt war. Ich miethete mir, freilich mit Mühe und Kosten, ein Maulthier, und am 10. Februar Morgens fünf Uhr standen unsere Reit- und Lastthiere gesattelt und beladen zur Reise fertig. Es war ein heller, aber kalter Morgen, so dass wir genöthigt waren unsere wollene Cobijas bis nach neun Uhr um zu behalten. Wir hatten die Richtung nach Süden durch Caracas genommen, und passirten zuerst den unterhalb Caracas fliessenden und

schon erwähnten Fluss Guayre, kamen dann unmittelbar darauf durch einen herrlichen Hohlweg und über eine bedeutende Höhe, eine kalkige, unfruchtbare Bergkette nach Valle, einem grossen Dorfe anderthalb Stunden von Caracas entfernt, und hatten nun die südliche Bergkette der Küste zu übersteigen. So wie die Silla von Caracas, der Cerro de Avila zwischen La Guayra und Caracas, nebst einigen andern Bergen die nördlichste und höchste Reihe der Küstenbergkette ausmachen, so wird ihre weitere Reihefolge durch die Berge von Ocumare, Guiripa, Villa de Cura und andere gebildet, die ich nun zu übersteigen hatte. Diese Kette ist nicht so hoch und nicht von so üppiger Vegetation als die bei Caracas. Die Gemälde aber, welche sich meinen Augen darboten, die malerische Beleuchtung durch die aufgehende Sonne, oder selbst wenn sie hoch am Himmel steht, die reizenden Thäler, die herrlichen, aber meistens einförmig gestalteten Berge, theils bewachsen, theils kahl, sind Gegenstände die man selbst sehen muss, und die sich nicht beschreiben, ja ich möchte sagen, nicht einmal durch den Pinsel wiedergeben lassen. Die tiefen Schluchten, an deren unmittelbarem Rande hin man reiten muss, enthielten viele herrliche Baumfarrn, deren Stämme einige 20 Fuss Höhe hatten, und deren 12 Fuss lange Wedel sich schöner ausnahmen als viele Palmen.

So ritten wir in der herrlichen Natur bis 4 Uhr Nachmittags, wo wir das kleine Dorf Charajava, unser Ziel für diesen Tag erreichten. Nach einem dürftigen Mahle, denn ich war nicht mehr in Caracas,

sondern in einer armseligen Pulperia (Schenke) eines Dorfes, wollte ich eine bessere Stärkung durch den Schlaf suchen, aber Ratten und Mäuse, Mosquitos und einige sehr laut schnarchende Creolen, mit denen ich zusammen schlafen musste, liessen mich auch diesen nicht finden, und wir hielten es für das Beste, bei dem heitersten Mondschein die Reise fortzusetzen. Der nun ziemlich ebene Weg, durch lichtes Gehölz, brachte uns in drei Stunden nach dem Städchen Ocumare. Was mich hier zuerst, noch ehe wir es erreichten, erfreute, waren die blühenden Bäume der *Erythrina umbrosa* und *Corallodendron*, die in Reihen zwischen den Kaffeebäumchen gepflanzt werden, und diesen zur Beschattung dienen. Diese Erythrinen, Buscare genannt, erreichen eine Höhe von 30—40 Fuss, haben einen grünlich weissen, mit Dornen besetzten Stamm, und waren zur Zeit mit nur wenigem Laube, dafür aber mit unzähligen dunkel-orange-rothen Blumen bedeckt, so dass ich von der Höhe aus einen rothen Teppich vor mir ausgebreitet zu sehen glaubte. Ocumare hatte nichts Anziehendes für uns, als dass wir unerwartet ein ziemlich gutes Frühstück bekamen, und uns für die nächsten zwei Tage verproviantirten. Der Weg führte uns weiter über hohe und steile Berge, dann durch mehrere kleine Flüsse und sumpfige Gegenden, wo Palmen, Heliconien, *H. Bihai*, *brasiliensis* und andere mit mächtigen Bäumen, z. B. *Hura crepitans* abwechselten. Zu meiner grössten Freude fand ich die sogenannte *rosa del Monte* *)

*) *Brownia grandiceps Jacq.*

in voller Blüthe, zugleich mit dieser, wie auch noch auf späteren Exkursionen, sammelte ich drei andere Arten, als *Brownia coccinea Jacq.*, *B. capitella Jacq.* und *Br. racemosa Jacq.* (*Br. speciosa Rchb.*). In einer verlassenen, finstern, wilden, aber von Ueppigkeit strotzenden Gegend, war ich ausserordentlich überrascht, eine so prachtvolle Pflanze, mit herrlichen, in Farbe und in der äusseren Gestalt unserer Centifolien-Rose ähnlichen Blumen, die aber um das Dreifache grösser sind, zu finden. Einige grosse Lianen erregten meine Aufmerksamkeit und Bewunderung, und gern vergass ich die Beschwerlichkeiten des Weges, die indessen kaum zu überwinden waren. Es ist zu bedauern, dass gerade in Gegenden, wo eine reiche Ausbeute zu erwarten steht, und ein längerer Aufenthalt wünschenswerth wäre, dieser selten ausführbar ist, sobald man sich nicht mit den dazu erforderlichen Bedürfnissen ausrüsten kann, was nicht ohne sehr bedeutende Kosten, und mir nicht zu Gebote gestellten Mitteln ausführbar sein würde.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir eine Hacienda de Café (Kaffeepflanzung), in deren Nähe zur Bequemlichkeit der Arbeiter eine kleine schmutzige Pulperia sich befand, in der wir die Nacht zu bleiben beschlossen. Da in der nur einzigen Stube der Schenke die Wirthsfamilie ihr Nachtlager hatte, so waren wir genöthigt unsere mit uns zu führenden Betten, die Hangematten nämlich, im Freien am Hause anfzuhängen, um uns etwas zu der beschwerlichen Reise des folgenden, dritten Tages zu erquikken. Am nächsten Tage war unsere Aufgabe die

Las Gartigas zu passiren, wozu man, wenn nicht besondere Umstände einen Aufenthalt verursachen, in der Regel acht Stunden nöthig hat. Diese Las Gartigas sind ein durch einen Fluss eingeschnittenes Thal; der Fluss, den man gegen 300 Mal zu passiren hat, bildet den Weg, denn dieser führt im Bette des Flusses fort, und nur wo es die Ufer erlauben, wählt man diese als geradere Richtung, anstatt den grossen und vielfachen Biegungen des Flusses zu folgen. Während meines Auffenthalts hat die Regierung einen Weg über die Berge einrichten lassen, und die Reisenden haben nun zu wählen, ob sie durch Wasser oder über steile Höhen reiten wollen; im letzteren Falle erspart man einige dreissig schwierige Uebergänge des Flusses. Von Ocumare aus hatten wir einen zweiten Peon (Führer), einen Indianer mitgenommen, um uns die richtigen Furthen zu zeigen. Nachdem wir unsere Kleidung den Umständen angemessen, die uns bald durch Wasser, bald durch Staub, bald durch dickes Gebüsch führten, geordnet hatten, begannen wir um 3½ Uhr Morgens die Reise. Bei der sehr trocknen Jahreszeit fanden wir dennoch den Fluss bis zu 30 Fuss breit, und die Tiefe mancher Furthen bis auf 4 Fuss. Das Bette des Flusses war schon an sich mit Geröll grösserer und kleinerer Steine angefüllt; an mehreren Stellen schienen aber die Furthen noch ausserdem durch Steine verflacht zu sein, und die Thiere wurden dadurch ausserordentlich ermattet und stolperten unaufhörlich. Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir den letzten Durchgang und waren genöthigt dort zu über-

nachten. Wir wählten in dem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale einen von ansehnlichen Bäumen beschützten Platz, und wurde vor allem Holz gesucht und ein hell loderndes Feuer angemacht, um uns zu wärmen und unsere Kleider zu trocknen. Meine Hangematte befestigte ich, beiläufig gesagt, an zwei herrlich blühende *Brownia racemosa Jacq.*, ein so selten in den Gärten anzutreffender Baum; dicht neben diesen standen einige mächtig grosse *Javillos*, Sandstreubüchsenbäume *), auf welchen eine Schaar in den prächtigsten Farben schimmernder Aras bei unserer Ankunft ein grässliches Geschrei erhoben, und die, vermuthlich im Schnabel gehaltenen grossen, harten Früchte dieser Bäume als eine fernere Begrüssung nicht unsanft auf uns herabfallen liessen. Der Ruheplatz war gut gewählt, romantisch schön, doch zugleich wild und schauerlich, was durch das hie und da durch das Dickicht dringende Mondlicht, das Rauschen des Flusses und der auf der Erde liegenden trockenen Blätter, das Scharren der Maulthiere, das Geschrei der Eulen noch vermehrt wurde, so dass der Eindruck dieser Nacht mich durch mein ganzes Leben begleiten wird. Am vierten und letzten Tage unserer Reise hatten wir nicht mit Wasser, wohl aber mit steilen, hohen und kahlen Bergen zu kämpfen. Es gehört die besondere Sicherheit der dortigen Pferde und Maulthiere dazu, so schmale und steile Bergrücken, zu deren beiden Seiten unabsehbare Abgründe sich eröffnen, ohne die augenschein-

*) *Hura crepitans.*

lichste Gefahr zu passiren. Endlich aber hatten wir auch diese Schwierigkeit überwunden, und gelangten auf eine trockne, sandige, brennend heisse Ebene, die nicht selten das Bild einer Winterlandschaft darbot, denn die meisten Bäume, besonders Leguminosen und Bignoniaceen, nur *Cassia pulcherrima Kl.* prangte in Blüthen, waren blätterlos und nur an ihren Stämmen grünten und blühten einige Orchideen, als die schöne *Schomburgkia crispa Lindl.*, oder herrlich grüne *Cocos aculeata Jacq.* machten eine Abwechselung, und erst nach einem neunstündigen, beschwerlichen Ritt langten wir in Orituco an.

Orituco ein Städtchen mit etwa 1000 Seelen ist weitläuftig gebaut, enthält eine für die dortige Gegend ziemlich schöne Kirche, hübsche kleine Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen, und ein grosses Gebäude, das ehemals ein Tabacks-Magazin war, als das Monopol desselben noch galt, jetzt aber theilweise zum Schulhause und zu Dienstwohnungen benutzt wird. Die ganze Gegend um Orituco, wie selbst die Ufer des in der trocknen Jahreszeit unbedeutenden Flusses gleichen Namens, ist sandig und unfruchtbar, und war für mich nur hinsichtlich einer sehr reichhaltigen Samenernte günstig. Berühmt ist die Gegend durch die schöne Viehweiden in der nassen oder Regenzeit, und niemals sah ich so schönes und wohlgenährtes Rindvieh, das sich jetzt, da die Felder versengt waren, in den lichten Gehölzen aufhielt, und die noch wenigen Blätter, so weit es diese erreichen konnte, abweidete.

Nachdem ich die Gegend durchsucht, trat ich

die Rückreise nach Caracas an, jedoch allein, nur ein Führer und einige Esel, die meine Sammlungen trugen, waren meine Begleiter. Die Rückreise wäre für mich ungemein belohnend gewesen, wäre meine Hoffnung nicht im wahren Sinne des Wortes zu Wasser geworden. Kaum waren vier Stunden verflossen, nachdem ich Orituco verlassen, und ich mich in der wildesten Gebirgsgegend befand, so überfiel mich ein starkes Gewitter; der Regen floss in Strömen, nur mit unsäglicher Mühe konnte ich weiter kommen, und erst nach zehn Stunden erreichte ich den ersten Uebergangspunkt der Las Gartigas, wo ich Nachtquartier machte. Der vom Regen angeschwollene Fluss vermehrte am folgenden Tage die Schwierigkeiten der Reise, und wurde ein grosser Theil meiner Sammlung verdorben. Die Berge waren so ungangbar und schlüpfrig geworden, dass es den Thieren nicht anders möglich war hinunter zu kommen, als sich auf das Hintertheil zu setzen und die Vorderfüsse voraus stemmend, den Berg auf diese Weise hinab zu gleiten. Vor Caracas empfing mich der stark angeschwollene Fluss Guayre, und war ich genötbigt mit meinen Thieren durch zu schwimmen, da man Brücken in jenem Lande nur wenige findet.

Eine grosse und unangenehme Plage in Las Gartigas, wie auch in anderen, namentlich dürren Gegenden, sind die sogenannten Guarapatas, ein kleines, einer Laus ähnliches Inseckt. Das Thierchen ist so klein, dass man es Anfangs kaum zu sehen vermag, es frisst sich mit dem Kopfe oder Rüssel in die Haut, und nimmt dann täglich an Grösse zu,

so dass es in Zeit von acht Tagen die Grösse einer Haselnuss, erreicht, wenn man es nicht durch das Jucken, das es erzeugt, bemerkt und entfernt. Häufig findet man diese Insekten in grosser Menge zu einer beträchtlichen Grösse herangewachsen an Pferden und Rindvieh auf den Weiden, an Hunden, und fand ich sie auch selbst auf eingefangenen grossen Eidechsen und Faulthieren. Im Flusse Las Gartigas sind sie so zahlreich, dass ein Jeder, der den Fluss passirt hat, damit bedeckt ist, und grosse Mühe hat sich davon zu reinigen.

Am 10. März bezog ich eine kleine Wohnung auf einer Pflanzung in Chacao, ein freundliches Dörfchen anderthalb Stunden östlich von Caracas, und zugleich der besuchteste Ort der spazierenreitenden Herren und Damen. Die Pflanzung liegt dicht an den Gebirgen und am Fusse der Silla von Caracas, so dass mir schon die nächste Umgebung ein weites Feld zu durchsuchen darbot, und machte ich namentlich in den Quebraden (Bergbrüchen) der Cordillere, von denen die Quebrada Chacaito eine der grössten ist, reiche Pflanzen-Sammlungen. Gleich reich an botanischen Schätzen sind die Bergschluchten Pecagua, Catoche, Anauco u. andere. Viele dieser Quebraden sind ungemein eng und dringen nicht weit in die Gebirge hinein, während andere breit sind und tief hineingehen, und die Felsenwände die Ufer eines oft grossen oder kleineren Gebirgsflusses bilden, der häufig 10—12 Fuss senkrecht hinabstürtzt. Die zersplitterten Felsenstücke sind dicht mit Parasiten, *Tillandsia usnoides* (*barba de palo*), Gräsern, auch

Bäumen und Sträuchern bewachsen, die ihre meiste Nahrung aus der immer feuchten Atmosphäre zu nehmen scheinen, da die Felsen oft nur mit einigen Zollen Erde bedeckt sind *). Diese Quebraden auf dem südlichen Abhange, wie die auf dem nördlichen der Cordillere, sind so reich und verschieden an Pflanzen-Erzeugnissen, dass ein Sammler mehrere Jahre Beschäftigung finden würde. Auf dem südlichen Abhang dieser Gebirge, der eine dürftigere Vegetation zeigt, findet sich in grosser Menge die sogenannte *Cebadilla* (*Schoenocaulon officinale Asa Gray*), ein starkes Gift, das aber mit dem besten Erfolg gegen offene Wunden bei Thieren angewendet wird. Vögel und Insekten giebt es in dieser Region weniger, nur Papageien ziehen in ungeheuren Schaaren vorüber, und fallen gleich hungrigen Wölfen auf die blühenden Erythrinen und auf die reich beladenen Apfelsinenbäume, deren Früchte sie unbemerkt zu stehlen wissen. Aber auch sie werden unbelauscht geschossen und geben eine vortreffliche Suppe und einen wohlschmeckenden Braten.

Die höchste Spitze der Cordillere bei Caracas, die sogenannte Silla (Sattel) zu ersteigen, ist mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, nur selten fällt es einem dortigen Bewohner ein, eine solche mühe-

---

*) In schöner Blüthe fand ich *Acacia laxa W.*, *Inga spuria W.*, *Pithecollobium ligustrinum Kl.*, *Byrsonima coccolobaefolia Kth.*, *Heteropteris argentea Kth.*, *Malpighia biflora Poir.* u. a.

volle Exkursion zu unternehmen, und die nach dem Gipfel führenden Wege sind kaum Einigen bekannt. Dennoch wird es wohl jetzt Jedem, der den Gipfel ersteigen will, leichter werden, als A. v. Humboldt, der ihn vor etwa 40 Jahren zuerst, und nicht ohne viele Anstrengungen und mit grosser Ausdauer erstiegen hat*). Herr Professor Cagigal in Caracas ist der einzige Gelehrte, der nach A. v. Humboldt in wissenschaftlicher Beziehung die Silla, und zwar nicht nur ein Mal, sondern mehrere Male erstiegen hat.

Es war in ganz Caracas bekannt geworden, dass ich die Silla zu besteigen beabsichtige, und Sōr. Cagigal bot sich mir mit mehreren seiner Schüler, jungen Gelehrten, als Führer an, welches freundliche Anerbieten ich natürlich ausserordentlich gern annahm. Die Gesellschaft, welche sich zu dem Unternehmen vereinigt hatte, bestand — die Führer und Träger mit eingeschlossen — aus 23 Personen, und am 20. März 1840 Nachmittags 3 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung.

Wir ritten von Caracas aus nach Savana Grande, einem Dörfchen ¾ Stunden von Caracas, auf dem Wege nach Chacao, und von dort links ab, nach einer am Fusse dieser Bergregion liegenden Hacienda (Pflanzung). Von hier wollten wir die unteren öden Höhen hinaufreiten, wurden aber durch das Zurückbleiben derer verhindert, welche unsere Lebensmittel, Mäntel, Instrumente und Geräthschaf-

*) Siehe A. v. Humboldt's Reisen II. Buch IV. p. 410 sq.

ten trugen. Wie sie herankamen war es bereits finster geworden, und mussten wir nun den Aufgang des Mondes um 9 Uhr abwarten, ehe die Reise fortgesetzt werden konnte. Hinauf zu reiten war aber, wie wir mit grossem Bedauern einsahen, gar nicht auszuführen, und wäre selbst am Tage bei den steilen und schroffen abschüssigen Wegen unmöglich gewesen. Zwei Schützen und einige Führer gingen vorauf, und folgten wir einer hinter dem andern auf einem höchst unebenen, bald auf- bald abwärts gehendem Fusspfade.

Die erste Bergreihe, die nur mit Grasarten und einigen Perennen bewachsen, ist ungefähr vom Thale abgerechnet 800 Fuss hoch. Das Wohnhaus einer verlassenen Pflanzung, Matamoros, die jedoch in entgegengesetzter Richtung des Pico oder Gipfel der Silla liegt, sollte das Ziel des ersten Tages sein, das wir, nachdem wir einige romantisch schauerliche Schluchten passirt hatten, um 11 Uhr Nachts erreichten, dasselbe aber in einem solchen baufälligen Zustande und die innern Räume so verwachsen fanden, dass es keiner wagte sich seinem schützenden Dache anzuvertrauen. Wir setzten daher unsern Marsch noch fort, und machten erst nach Mitternacht auf einem steilen Abhange halt, wo wir uns in die Cobijas gehüllt auf dem Boden niederlegten. Viele meiner Gefährten vermochten eben so wenig als ich vor Kälte zu schlafen, der helle Mond wurde bald durch Wolken verfinstert, und nicht lange lagen wir auf dem feuchten Boden hingestrekt, so sahen wir uns von dichtem Nebel umgeben und durchnässt. Die Gegend war

nur mit Kräutern bewachsen, so dass auch selbst kein Feuer angezündet werden konnte. Mit Sehnsucht erwarteten wir daher die Sonne, bei deren Aufgange, 6 Uhr, wir die Reise fortsetzten. Wir vorfolgten einen schmalen Fusssteig, über hohe und steile Berge, der durch niedrige Gesträuche führte, unter denen die *Gaultheria odorata*, *Bernhardia dichotoma W.*, mehrere *Melastomeae*, *Rubus*, *Epidendrum elongatum* in vielen Farben-Varietäten und eine Menge Farrn sich auszeichneten, bis wir nach zwei Stunden einen herrlichen Bergrücken, dicht durch Palmen und Laubholz bewaldet, erreichten. Besonders waren es Clusien, Erythrinen, Ficus, *F. nymphaeifolia* und eine Menge mir unbekannter Bäume und Palmen, die wir antrafen, deren Stämme zugleich mit einigen Flechten und Moosen und mit unzähligen Bromelien (*Tillandsia recurvata*) und Orchideen bedeckt sind, und von denen der botanische Garten zu Berlin mehrere seltene Arten erhalten hat *). — Eine der sonderbarsten, wenn auch nicht der schönsten Orchideen, die ich nur in drei Exemplaren fand **), kam leider todt in Berlin an. Sie ist als neu beschrieben und befindet sich im Königl. Herbarium zu Berlin.

---

*) Namentlich eine Menge Species der Gattung *Pleurothallis*, als *P. pulchella Lindl.*, *triangularis Kl.*, *pellucida Kl.*, *bilamellata Kl.*, *pendula Kl.*, *monophylla Kl.*, ferner *Stelis angustifolia Kth.*, *micrantha Sw.*, *ciliaris Kl.* u. a.

**) *Schoenleinia benigna Klotzsch.*

Aus den tiefen, belaubten Schluchten ertönte das Gebrüll des Jaguar und einiger Affen, das der schon prächtigen Gegend einen noch grössern Reiz gab. Wir überstiegen 5—600 Fuss hohe Berge und gingen immer wieder bergab, um einen neuen Berg mit Mühe zu erklettern, denn ehe man die wirkliche Silla oder Pico erreicht, müssen drei ziemlich gleich hohe Berge überstiegen werden. Am Fusse eines derselben, mitten im schönsten Gehölz, welches so verwachsen war, dass wir uns kaum niederlassen konnten, wurde eine Stunde geruht und durch Nahrung neue Kräfte gesammelt. Erst nach Uebersteigung des folgenden Berges erreichten wir eine Ebene, La Cienega genannt, eingeschlossen von kahlen, schwarzgrauen Felsenmassen, untermischt mit Quarzsteinen, in deren Mitte zwei grosse Felsenblöcke auf einander liegen. Die ganze Ebene ist mit einer 5 bis 6 Fuss hohen Grasart bewachsen, die das Gehen ungemein erschwert, indem ihre Blätter scharf und schneidend sind. Aber dennoch steuerten wir nach jenen Felsenblöcken, unter denen sich eine Quelle befindet. Das Wasser hell und klar entspringt unter dem untersten Felsblock und ist so kalt, wie ich noch keins in Amerika getrunken hatte, denn die Temperatur desselben war nur + 9° R., und die der Atmosphäre + 17° R. Wir labten uns lange Zeit, und wurden alle leer gewordenen Weinflaschen mit diesem herrlichen Quellwasser gefüllt. Der felsigte Bergrücken, den wir nun zu übersteigen hatten, war öde und nur mit wenigen Pflanzen bewachsen, die aber die seltesten waren und mir die grösste Freude verursach-

ten*). Der wirkliche Pico, die Silla, war nunmehr unsern Augen wieder verschwunden, obgleich Jeder geglaubt hatte, sie selbst schon zu ersteigen; als wir jedoch höher kamen, zeigte sich vor uns ein neues Thal, aus dem sich nun erst die Silla majestätisch und ganz isolirt erhob. Mit grosser Mühe und Anstrengung bahnten wir uns einen Weg durch Rohr, Schilf und Gestripp nach dem Fusse derselben, wo mehrere meiner Begleiter ermattet zu Boden sanken und wir daher den Vorsatz, die Silla noch am Abend zu ersteigen, aufgeben mussten. Es war ein lichtes Gehölz, begränzt von hohem Schilf, wo sogleich Hütten gebaut und tüchtige Feuer angemacht wurden, um uns gegen den starken Nebel und die Kälte zu schützen. Herr Cagigal, der die ganze Expedition leitete, hatte reichlich für Speise und Trank gesorgt, und zum Glück entdeckten wir auch in der Nähe eine kleine Quelle, die uns hinreichend Wasser gab. Nach acht Uhr liessen wir mehrere mitgenommene Raketen steigen, um den Freunden in Caracas zu zeigen, in welcher Höhe wir uns befanden, und sind diese sowohl in Caracas als auch in La Guayra und der Umgegend gesehen worden. Die Nacht war schön, doch kalt; wir fanden uns indessen ausserordentlich gestärkt, und mit erneueten Kräften fingen wir um 6 Uhr

*) Es waren nämlich die herrlichen *Befaria ledifolia* und *B. glauca Humb. et Bonpl.*, *Cipura martinicensis*, *Sisyrinchium iridifolium*, *Vaccinium floribundum Kth.* in *Humb. et Bonpl.*, *Gaultheria cordifolia Kth.* ibid. u. a. m.

am anderen Morgen wieder zu steigen an. Alles überflüssige Gepäck wurde mit einigen Leuten zurückgelassen, und so erreichten wir mit nicht zu grosser Mühe um 7½ Uhr die Spitze. Der Weg musste theilweise erst gebahnt werden, der Boden war von der Nässe schlüpfrig und die Luft so kalt, dass wir kaum die Stäbe zu führen vermochten. Die höchste Spitze, 8100 Fuss über dem Meere, war, als wir sie erreicht hatten, hell und schien die Sonne matt auf uns herab; aber das unter uns liegende Thal von Caracas war in Wolken gehüllt und glich einer Meerenge, eingeschlossen von hohen Bergen, denn die über dem Thale liegenden Wolken, von gräulichweisser Farbe lassen sich nur mit dem Meere vergleichen, aus dem die höheren Bergspitzen gleich Inseln hervorragen. Erst nach einer Stunde zertheilten sich die Wolken, und wurde nun nach und nach ein unbeschreiblich schönes Panorama sichtbar, von dem der Vorhang weggezogen zu werden schien. Caracas lag gleich einem Plane zu unsern Füssen; Chacao, Petare und alle in der Nähe liegende Orte wurden nach und nach sichtbar, bis zuletzt alle Wolken verschwanden und wir landeinwärts sahen, so weit nur die Augen trugen. Im Norden hatten wir die Aussicht aufs Meer, die Küste sieht man aber nur wenig, La Guayra gar nicht, indem der Abgrund zu steil ist, und gegen 8000 Fuss Tiefe hat. Nur liegend ist es möglich in die Tiefe hinab zu sehen, die dem Auge eine dunkel grüne Masse darbietet.

Von den schönen und seltenen Pflanzen fand ich auch alle diejenigen, die bereits von Humboldt in

seinen Reisen *) erwähnt sind. Auffallend war auf mehreren der höchsten Spitzen, namentlich auf der Silla die Unzahl von Bienen, die, sobald der Strauch, worauf sie sich befinden, durch den Vorübergehenden berührt wird, auffliegen und sich auf den Wanderer niederlassen. Sie sind kleiner als unsere Honigbienen, und stechen nur selten, weshalb sie Engelchen (Angelitos) genannt werden, sie erscheinen stets ermattet, oder von der Kälte erstarrt zu sein. — Nachdem ich meine Leute so schwer als möglich mit Pflanzen beladen hatte, traten wir unsere Rückreise an, und wählten, um nicht noch eine Nacht unterweges zu bleiben, einen anderen, näheren aber gefährlicheren Weg, wie denn überhaupt das Hinabsteigen schwieriger ist als das Hinaufsteigen. Nach sieben Stunden langten wir ermüdet und vom Durst gequält im Thalgrunde bei Chacao an. Der rothe steinigte Boden, der kurze Rasen hatte die Schuhsohlen und selbst die Füsse so angegriffen, dass mehrere nicht mehr zu gehen im Stande waren, und mit der grössten Freude die zurückgelassenen Pferde bestiegen, die uns dann nach Caracas brachten.

Auf dem nördlichen Abhange der Cordillere, namentlich auf dem Cerro de Avila, sind mehrere Kaffeeplantagen, in denen der Kaffee, da es eine „tierra fria“ ist, ganz vorzüglich gedeiht. Unter anderen besuchte ich die Pflanzung des Señor Ma-

---

*) A. v. Humboldt's Reisen II. Buch IV. pag. 442 seq. und v. Humb., Bonpl. *Nov. Genera et spec.* I. 132. Tab. XLII.

riana Salias, die von einem undurchdringlichen Walde begränzt wird. Das Klima ist um viele Grade kühler, als in Caracas, und häufig sind die Morgen und Abende sehr neblig, aber dessenungeachtet gedeihen die in Europa bekannten Gemüse-Arten und die Kartoffeln vortrefflich. Ein grosser Bergabhang war mit Kartoffeln bepflanzt, welche die Grösse einer kleinen Faust erreicht hatten. Eben so fand ich Petersilie, Sellerie, Brunnenkresse, die ich nicht von der europäischen verschieden fand, und in grosser Menge in den steinigten Bergflüssen wild wächst, ferner Kohl, Rüben, Hollunder in voller Blüthe, Aprikosen und Aepfel und eine Menge blühender und Früchte tragender Erdbeerpflanzen. Die Erdbeeren sind in Caracas sehr beliebt, aber die Leute zu träge sie zu suchen und zu pflücken. Von Garten Blumen fand ich schön blühende Nelken, *Rosa centifolia*, *Ruta graveolens*, *Lavendula Spica*, Tuberosen, *Lilium candidum* und mehrere Annuellen, die sämmtlich durch den früheren Besitzer, einen Engländer eingeführt sind, und sich nun von selbst fortpflanzen. Die dichten Wälder sind reich an Palmen, Baumfarrn, *Cecropia palmata* und *peltata*, herrlichen Orchideen, *Pothos*, *Scitamineae* als *Marantha pilosa W.*, *Costus spiralis Rosc.*, dann *Smilax scabriuscula W.*; und *cumanensis Humb.*, *Dioscorea piperifolia W.* und *polygonoides W.*, ferner fand ich in Massen die schöne *Bomaria hirtella Herb.* und *B. Bredemeyeriana Herb.* wie andere schöne Pflanzen. Eine nicht minder interessante Gegend ist die von Tipe, nordwestlich von Caracas in einer

grossen Bergschlucht gelegen. Die Pflanzung Tipe liegt über 4000 Fuss über dem Meere und ist in Caracas durch ihren schönen Kaffee berühmt. Auf den hohen Bergen fand ich mehrere Rubus-Arten, *Plantago arvensis* und eine Viola-Art, die ich daselbst nicht vermuthete. —

Ostern war vor der Thür, aber doch noch Zeit genug einen Ausflug nach der Pflanzung eines deutschen Kaufmannes, Namens Brandt, in der Nähe von San Antonio, Sitio de las Minas, 6 Stunden von Caracas zu machen. Die Gegend von San Antonio gehört gleichfalls zur kalten Region, tierra fria, liegt zwischen 5 und 6000 Fuss über dem Meere und ist nicht nur für einen Botaniker, sondern auch für einen Mineralogen höchst interessant. Die Spanier sollen in früheren Zeiten daselbst viel Eisen und Gold gefunden haben, doch seit jenen Jahren ist man weniger glücklich gewesen, und auch wohl nur aus dem einzigen Grunde, weil die bisher unbenutzt gebliebenen Berge nicht durchsucht werden. Alle zerstreut liegenden Berge und Hügel haben die Form der Mineralien enthaltenden Berge, als eine flach abgerundete Kuppel, und sind nur mit kurzem Grase bewachsen. Der Erdboden ist stellenweise so stark mit Quarz-Krystallstückchen bedeckt, dass dadurch das Gehen erschwert wird. Die Flüsse sind stark eisen- und kupferhaltig, und die darin befindlichen Steine haben einen dunkelbraunen Ueberzug. Ich bin jedoch mit der Mineralogie zu wenig vertraut, als dass ich mich hätte auf eine nähere Untersuchung der Berge einlassen können. Die Vegetation bei San

Antonio kommt der des Cerro de Avila ziemlich gleich; ich fand zu meiner grössten Freude die *Befaria glauca* und *ledifolia* in voller Blüthe. Die noch stehen gebliebenen Waldstückchen sind reich an Baumfarrn und Palmen, *Geonoma pinnatifrons W.* und *simplicifrons W.*; letztere haben sehr dünne, kaum zwei Zoll im Durchmesser haltende, aber ziemlich hohe Stämme und fächerartige Wedel. Ganze Strecken sind mit *Cecropia peltata* und *palmata*, *Guarumo* genannt, bewachsen, auf denen sich die Perezas (Faulthiere) aufhalten, und sich von den Blüthen, Früchten und Blättern dieser Bäume nähren. Zwei dieser eigenthümlichen Thiere brachte ich lebend nach Caracas, aber sehr bald ermatteten sie, da sie sich zu keiner andern Nahrung bequemen wollten. Die vor San Antonio liegenden kahlen Berge enthalten reiche Schätze von Landorchideen und einigen anderen Knollengewächsen *). Der Boden, worin die Pflanzen wachsen ist lehmiger Sandboden, stark untermischt mit Felsenstücken und ohne Zweifel ist die Unterlage nur reiner Felsen. —

Die Woche vom 14. bis 21. April war in Caracas, wie im ganzen Lande, eine sogenannte faule Woche für die Bewohner, und für keinen noch so hohen Preis lässt sich dann Jemand zur Arbeit reitzen. Es war nämlich die heilige Osterwoche, die

---

*) So fand ich die schöne ***Gesnera caracasana***, Allg. Gartenz. VI. p. 345. und ***G. hirsuta Humb.***, dann ***Microstylis histionantha Kl.***, ***Govenia lilacea Lindl.*** und ***superba Llave***, mehrere ***Bletia***, ***Disa***, ***Viola lanceola L.***, ***Clidemia spicata DC.***

eleganteste im Jahre, in welcher Jeder seinen Staat und Luxus der Welt zur Schau bringt. Auch nur wenige Handelsgeschäfte werden in dieser Woche bis zum grünen Donnerstag, und beinahe gar keine von diesem Tage bis zum Ostersonntage gemacht. Ein Jeder will fromm scheinen, dabei sich aber auch amüsiren, wozu die täglichen Prozessionen reichlichen Stoff geben, die schon mit dem Palmsonntage beginnen. Gegen fünf Uhr Nachmittags verlässt die Prozession ihre Kirche, wechselt aber mit den Kirchen täglich, und kehrt gegen acht Uhr nach derselben zurück. An den ersten vier Tagen waren diese Prozessionen nur einfach und boten wenig Abwechselung dar; ein grosser Zug gelber und schwarzer Frauen und Mädchen folgen den auf reich geschmükten Postamenten von Negern getragenen Heiligen-Bildern, wobei mancher Unfug getrieben wird. Die Prozession am grünen Donnerstage war die prunkloseste, aber auch die feierlichste und am meisten ergreifende. Der Heiland wurde am Kreuze getragen, Blumen und Schmucksachen waren nur wenige und anstatt der Wachskerzen brannten jetzt schlechte Talglichter. Sämmtliche Kirchen waren in Trauer gehüllt, die Hauptaltäre gleichfalls schwarz behangen oder verdeckt, und vor ihnen Gegenden aus dem gelobten Lande dargestellt. In der Kirche San Francisco war der Altar in eine öde Berggegend verwandelt, und nur blühende *Agave americana*, Rosmarien, Limonen und 15—20 Fuss hohe Exemplare von *Salix Humboldtiana* bildeten einzelne grüne Gruppen um das Crucifix. Am Mittage wurde in

derselben Kirche das grosse Oratorium von Haydn, die 7 Worte, von einem grossen Musikchor aber äusserst schlecht aufgeführt. Die Dekorationen der anderen Kirchen waren gleichfalls höchst geschmackvoll und angemessen, und wurde die Andacht noch durch die versammelte grosse Menge der Kirchengänger erhöht. Alle Damen und Herren, die in diesen Tagen nach der Kirche gehen, zeigen einen ungeheuren Luxus, der von Jahr zu Jahr noch zunehmen soll, indem das Osterfest mit seinen kirchlichen Funktionen die einzige Zeit und Gelegenheit ist, wo sich die Damen öffentlich zeigen können, und die Mehrzahl derselben geht wohl nur nach den Kirchen, um sich in ihrem Staate sehen zu lassen. Am grünen Donnerstage kleiden sich die Damen in dunklen Sammet und seidenen Kleidern, tragen über den Kopf einen langen, leichten seidenen, oder Blonden-Schleier, und gehen nur in seidenen Schuhen und Strümpfen. Eine Sklavin folgt ihnen, einen Fussteppicht tragend, der auf dem Fussboden in der Kirche ausgebreitet wird, auf den sie sich dann niedersetzen oder knieen. Ein gleiches thut die Sklavin hinter ihnen. Auf diese Weise füllt sich die Kirche, und ich muss gestehen, dass der Anblick einer so gefüllten Kirche ein höchst auffallender, aber auch sehr feierlicher ist. Die Herren die nicht minder elegant erscheinen, und in schwarzen seidenen Beinkleidern gekleidet sind, stehen an den Seiten in der Kirche und betrachten die Damen mit grosser Aufmerksamkeit, die sich zu ihren Füssen gelagert, und gegen die Betrachtungen der Herren scheinbar nichts einzuwenden haben,

im Gegentheil sich auf alle mögliche Weise bemerkbar zu machen suchen.

Am Abend des grünen Donnerstages sind sämmtliche Kirchen erleuchtet, und ist es der Gebrauch, dass eine jede Kirche besucht werden muss. Man geht hinein, sieht sich die Dekorationen an, kniet nieder, betet sein Ave Maria, und entfernt sich. Die Frauen ziehen in Zügen aus einer Kirche in die andere, wobei sie fortwährend laut vor sich hin beten, und konnte ich das Gesumme nur mit dem eines Bienenschwarmes vergleichen. Auch ich machte mit mehreren Landsleuten die Runde durch zehn Kirchen, alle fand ich überfüllt und die meisten geschmackvoll, oft mit Tausenden von Wachskerzen erleuchtet, und in einigen Klosterkirchen hörte man den Gesang der nicht sichtbaren Nonnen.

Am Charfreitage fanden zweimal Prozessionen statt. Christus wurde in einem gläsernen Sarge nach der Kathedrale getragen. Ganz Caracas war auf den Beinen, und wer nicht in den Strassen war, stand wenigstens an den offenen Fenstern und auf den Balkons der Häuser. Die Damen erschienen sämmtlich in schwarzen Kleidern und Schleiern. Am Sonntag früh wurde die Auferstehung Christi durch Abbrennen von Raketen und Gewehrfeuer in den Strassen und Häusern verkündet. In den Kirchen wurden die Trauervorhänge von den Altären abgerissen, und man sah diese nun in ihrem alten Glanze wieder, auch die Thurmglocken, die in diesen Tagen geschwiegen, läuteten mit erneueter Kraft, und selbst unter dem Volke war eine Veränderung bemerkbar,

dass sich aber mit dem Abbrennen der Raketen am meisten amüsirte. Am Ostersonntage war jedoch der grösste Lärm auf den Strassen, denn auf dem grossen Marktplatze vor der Kathedrale wurde Judas gehenkt und von unten auf verbrannt. Nachdem die Strohpuppe zur Hälfte verbrannt war, wurde sie Stückweise von den Jungen unter dem entsetzlichsten Lärmen durch die Strassen geschleppt, und jedes daran befindlich gewesene Zeugstückchen vernichtet, womit die kirchlichen Feierlichkeiten schlossen. Wie gross die Andacht, selbst unter den Nichtgebildeten, bei diesen Prozessionen ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die vielen theils witzigen, theils sehr gemeinen Redensarten anhört, welche von den begleitenden Personen geführt werden. Auch die Taschendieberei ist auf eine sehr hohe Stufe unter den Farbigen gediehen, und wird besonders bei solchen Gelegenheiten in der Kirche verübt; auch geben die Aermeren ihren Neid gegen die Reicheren dadurch zu erkennen, dass sie diesen heimlich die feinsten Kleidungsstücke zerschneiden, oder auf irgend eine Weise zu beflecken oder zu verderben suchen.

Der 19. April wird aber noch ausserdem ganz besonders in Caracas, als der Befreiungstag der Republik, gefeiert. Die Miliz versammelte sich im Gouvernements Gebäude und brachte dem Präsidenten der Republik ein Vivat, der mit sämmtlichen Staatsbeamten und Gesandten in ihren Uniformen nach der Kathedrale ging, wo ein Te Deum abgesungen wurde. Der General trug den ihm von der Königin

Victoria geschenkten Säbel, dessen Werth auf 1000 Pfund Sterling geschätzt wird.

Um 12 Uhr besuchte ich ein zur Feier des Tages angestelltes Hahnengefecht, dem auch der Präsident, General Paez, in schlichter Civil-Kleidung beiwohnte, der einem jeden farbigen oder nicht farbigen Creolen die Hand schüttelte, und selbst einige Hähne zum Kampf stellte, denen er, um ein Gleichgewicht mit dem des Gegners zu erhalten, die Flügel einstutzte. Ich konnte die fürchterliche Thierquälerei nicht lange mit ansehen, entfernte mich bald, und ging meinen botanischen Wanderungen nach.

Nachdem ich nun so ziemlich die Umgegend von Caracas durchwandert, und nach allen Richtungen hin Exkursionen gemacht hatte, blieb mir nur noch die eine übrig, bevor ich mich nach dem Innern begab, um den so berühmten Kuhbaum, Palo de Vaca, oder Milchbaum, Arbol de leche *), wie er an manchen Orten genannt wird, aufzusuchen und kennen zu lernen. Barbula sowohl, wie der See von Maracaybo, wo er nach den Angaben A. v. Humboldt's vorkommt, waren für mich zu grosse Entfernungen. Sir Robert Ker Porter, der damalige grossbritanische Gesandte in Caracas, und zugleich bekannt durch seine Theilnahme an Naturmerkwürdigkeiten, hatte im Jahre 1837 eine Reise nach dem Milchbaum unternommen **), und die besondere

---

*) *Galactodendron utile Humb.* — Notizen darüber in der Allg. Gartenz. V. p. 118. VII. p. 286.

**) Allg. Gartenz. VII. p. 287.

Gefälligkeit, mir eine genaue Beschreibung des Baumes und des Standortes zu geben. Sir Robert hatte den Baum bei Coriaco (nicht zu verwechseln mit der Stadt Cariaco bei Cumanà), einem Ort ungefähr 50 Leguas von Caracas entfernt, aufgesucht und gefunden. Obgleich diese Entfernung ziemlich gross ist, wenn sie nicht übertrieben sein sollte, da ich nach meiner Berechnung kaum 15 Meilen, also etwa 30 Leguas herausrechne; so hätte sie mich doch nicht abgehalten, diese Reise ebenfalls zu machen, wenn ich nicht durch Zufall von einem reichen Plantagen-Besitzer erfahren hätte, dass auch in der Nähe seiner Besitzung, 15 Leguas von Caracas der Baum vorkommen solle. Ich entschloss mich, sofort die Reise dahin anzutreten, und ritt in Gesellschaft des ältesten Sohnes des Plantagen-Besitzers, Senor Geronimo Rivas, am 28. April 1840 früh 4 Uhr von Caracas dahin ab. Es hatte zuvor ziemlich stark geregnet, und mit nicht geringer Anstrengung trugen uns unsere Maulthiere durch die erbärmlich erleuchteten, schlecht gepflasterten und bergigen Strassen von Caracas. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, so zeigte sich auch schon das glänzendste Morgenroth, die Sonne trat über die Berge hervor und nöthigte uns, die bis dahin benutzten wollenen Cobijas abzulegen. Der Weg nach der Pflanzung „Fundation", unser erstes Ziel, war anfänglich hügelig, der Boden kalkig und sandig, und machten Opuntien, Cereen in ungemein hohen und starken Exemplaren, Leguminosen, Agaven die Hauptvegetation aus. Später traten wir in ein enges Thal, durchzogen von

einem Flusse, den wir öfter passiren mussten, der zuweilen aber auch allein den Weg gebahnt hatte. Unter mannigfaltigen Bäumen und Sträuchern zeichneten sich besonders *Brownia grandiceps* und *Brownia racemosa* aus; letztere ist ihres schlanken, leichten Wuchses und der herrlich purpurrothen Blumen wegen der *B. grandiceps* vorzuziehen. Ich glaube nicht, dass diese Pflanze in vielen europäischen Gärten kultivirt wird, und scheint auch der eingesandte, so wie der mitgebrachte gute Same nicht keimen zu wollen, da er bis jetzt nicht aufgegangen ist. Die Stämme verschiedener Gesträuche waren mit Orchideen bekleidet, besonders mit Oncidien, die eine warme und mehr trockne Temperatur verlangen. Nach zweistündigem Reiten in diesem Thale kamen wir wieder auf Bergrücken, und passirten die alte englische Kolonie „Topo", die jedoch jetzt ganz verlassen ist. Von der Höhe präsentirte sich deutlich die Meeresküste, die ungefähr 4 Stunden entfernt war, mit der Stadt La Guayra und dem Fischerdorfe Katia. Erst nach 5 Stunden langten wir auf der erwähnten Pflanzung an, die mit zu den grösseren gehört, und jährlich 1500 Quintals (150,000 Pfund) des besten Kaffees liefert. Wir ruhten eine Stunde aus, erquickten uns durch guten Kaffee und Maisbrodt, und nahmen die Einrichtungen der Pflanzung in Augenschein. Sämmtliche Kaffeequartiere sind mit einer Agavenhecke umgeben, die eine vortreffliche, dichte Bewehrung bildet. Wieder reisefertig ritten wir weiter, und langten nach zwei Stunden mühseeligen Weges auf der Pflanzung St. Cruz an, einer Zuckerplantage

etwa 3000 Fuss über der Meeresfläche gelegen. Mein Begleiter Señor Geronimo Rivas übergab mich seinem dortigen Mayordomo (Verwalter), einem freundlichen und zuvorkommenden Familienvater, einem Islänier *), und trat dann nach kurzem Aufenthalte seine Rückreise nach Caracas an.

Ziemlich ermüdet vom Reiten blieb ich denselben Tag auf dieser Pflanzung, und besah mir deren Einrichtungen zur Bereitung des Brandtweins und braunen Zuckers (Papelon). Die Pflanzung liegt durchaus auf steilen Anhöhen, und das Zuckerrohr wird vermittelst angebrachter Wasserleitungen, deren Einrichtung bedeutende Summen gekostet hat, bewässert. Die Temperatur war äusserst angenehm, das Thermometer zeigte am Abend nicht mehr als + 20° R., und die Aussicht vom Wohnhause ist reizend. Vor demselben im tiefen Thale zieht sich in mannigfachen Krümmungen ein nicht unbedeutender Fluss hin, der sich unweit Katia ins Caraibische Meer ergiesst; doch ist das Meer selbst der dazwischen liegenden Berge wegen nicht sichtbar. Auf der andern Seite des sich am jenseitigen Ufer des Flusses erhebenden Gebirges liegt Coriaco, der Ort, wo vermuthlich Sir Robert Ker Porter den Palo de Vaca fand, ungefähr 2 Stunden von der Pflanzung,

*) Islänier nennt man die von den verschiedenen Canarischen und Kap-Werdischen Inseln eingewanderten Leute, deren es eine Menge in Venezuela giebt, die aber auch selten ihr Glück machen, indem sie nur wenig Lust zum Arbeiten zeigen.

mithin kaum 15 Leguas von Caracas entfernt. Die Pflanzung war reich an Fruchtbäumen und Pflanzen; so gedeiht unter andern *Artocarpus incisa* und *Rima* der Südsee, *Laurus Persea*, *Chrysophyllum Cainito*, Anonen mehrere Arten, *Carica Papaya* (*Letchosa*), eine prächtige *Passiflora* mit geniessbaren Früchten, ähnlich der *Passiflora quadrangularis*, deren ausgewachsene Früchte fast einen Fuss Länge, und melonenartige Form hatten, wie auch Erdfrüchte aller Arten nicht fehlen. Haus und Hof war belebt durch Thiere jeglicher Art. Die Pflanzung, so isolirt sie auch lag, schien mir ein Paradies zu sein, und ich denke, der Mensch könnte sich nicht glücklicher fühlen, als an einem solchen Orte.

Am 29. April früh verliess ich diese reizende Pflanzung. Viel hatte ich mich nach dem Kuhbaum erkundigt; ein Jeder kannte dem Namen nach einen Palo de Vaca, einen Arbol de leche, aber keiner hatte ihn je gesehen. Mein Maulthier war gesattelt, und früh 7 Uhr trat ich die Reise in Begleitung eines Schwarzen an, der mich nach der Pflanzung Jaguara, einem Señor Escura gehörend brachte. Sie liegt von der ersteren noch weiter und höher in das Gebirge hinein, und der Weg dahin war sehr beschwerlich, der grössere Theil desselben war ein Hohlweg, eben breit genug um darin reiten zu können, morastig und steinigt, oft treppenartig und mehrere Male durch Bergwasser führend, aber fortwährend bergauf oder bergab, so dass ich jeden Augenblick gewärtig sein musste zu stürzen, wären die Maulthiere nicht für solche Art Wege geschaffen. Die

Vegetation war herrlich und machte alle Beschwerden vergessend, der Weg war mitten durch einen feuchten Wald gehauen, so dass Palmen, Pothos, Scitamineen und Farrn beständig abwechselten. Zwei Stunden reichten hin, um die andere Pflanzung zu erreichen; der Mayordomo, ebenfalls ein Canarier, an den ich eine Empfehlung hatte, nahm mich freundlich auf, und gab mir noch einen zweiten Peon oder Führer zu dem meinigen. Die herzliche Gastfreundschaft dieser Art Leute ist ungemein gross, das Beste, was sie irgend besitzen, wird verabreicht, und alle mögliche Hülfe angeboten, freilich aber haben diese guten Leute nicht viel aufzuweisen, besonders in solchen entlegenen Gegenden. Die Höflichkeit geht so weit, dass das ganze Haus, Thiere, selbst Frau und Kinder nicht ausgenommen, mir vom Manne zu meiner Disposition gestellt wurden; doch sind dieses freilich nur spanische Redensarten, und wohl nur selten wird davon Gebrauch gemacht. Eine Schale guter Milch mit Maisbrodt und einige Pisang schmeckten mir besser als das schönste gebratene Fleisch. Mit meinen zwei Leuten ritt ich nun immer noch höher und tiefer ins Gebirge, und langte nach einer Stunde auf ziemlich gutem Wege bei der Zuckerpflanzung Cataure, ebenfalls dem Señor Escura gehörend an. Diese Pflanzung, da sie am Ende der Welt zu liegen scheint, bietet freilich keinen so erfreulichen Anblick als die ersteren dar. Sie zeugt von Armuth und Alter. Vor einer zerfallenen Lehmhütte, der Wohnung, die ich eher für einen Ferkelstall hielt, stand der Mayordomo, ein schmutziger

gelbbrauner, stark bärtiger Creole, dessen Kleidung ein zerrissenes blaues Hemde und eine ähnliche Hose ausmachte; eine starke, nicht minder gelbe, halb entblösste Frau sass ihm zur Seite auf der Erde, und sechs kleine nackt herumkriechende Kinder, deren Farbe ich wegen des an der Haut klebenden Schmutzes nicht erkennen konnte, spielten mit den Hunden und Schweinen in trauter Freundschaft.

Meine hier eingezogenen Erkundigungen nach dem Palo de Vaca, waren in so fern befriedigend, dass der Mayordomo mir sagte, dort oben, nach einem ziemlich hohen Berg zeigend, müssten mehrere Bäume stehen; er selbst kenne sie jedoch nicht, obgleich er schon zwanzig Jahre hier wohne; er wolle mir aber einen Neger mitgeben, der uns den richtigen Weg hinauf zeigen solle. Nach kurzem Zögern trat ich nun mit meinen drei Leuten die Reise zu Fuss an. Die Neger, die ebenfalls vor Neugierde brannten, hatten sich reichlich mit leeren Flaschen versehen, um ihren Collegen auch von der berühmten vegetabilischen Milch mitbringen zu können; ausserdem trugen sie noch einige leere Körbe, eine Axt, säbelartige Messer und etwas Mundvorrath und Wasser. Sobald wir die Waldung erreicht und mehr zu steigen hatten, nahmen die Schwarzen die Adam's Kleidung an, denen ich bald darin folgte, denn es herrschte eine grosse Schwüle, und durch die Anstrengung des Steigens auf schlüpfrigem Boden gerieth ich, die Neger nicht weniger, so in Transpiration, dass das Wasser förmlich von unserm Körper herabfloss. Ein milder Regenschauer kühlte uns jedoch

bald ab, machte aber das Ersteigen noch beschwerlicher. Zum grossen Glück gab es dort keine Mosquitos, sie wurden aber doch durch einige Stacheln und Dornen des undurchdringlichen Gestripps ersetzt. Als wir uns ungefähr eine kleine Stunde Weges durchgehauen, und viele Bäume angeschlagen hatten, von denen auch mehrere milchten, die jedoch immer nicht die rechte Art waren, bemerkte ich einen grossen, starken, mit weissgrauer Rinde versehenen Baum, der mir zu sagen schien: „ich bin es, den ihr sucht“. Wir gingen darauf los, legten die Axt an ihn, und zu unserer grössten Freude floss, doch langsam, eine Milch heraus, die im ersten Augenblick der Kuhmilch so ähnlich schmeckte, dass sich die Neger nicht genug darüber wundern konnten. Der Baum wurde nun sogleich an mehreren Stellen angezapft, und die Flaschen so angebracht, dass die Milch hineinträufelte. Wo Ein Baum steht, müssen der Regel nach, noch mehrere der Art stehen, dachte ich bei mir, und fand ich mit zweien meiner Leute deren noch funfzehn, immer einen grösser als den andern, doch gab keiner reichlicher Milch. So viel wir uns auch davon zu sammeln bemühten, so erhielten wir doch nur in drei Stunden einen kleinen Tassenkopf voll. Die Milch verdickt sich an den Wunden ungemein schnell, und hört auf zu laufen, weshalb die Einschnitte immer wieder erneuert werden müssen. Dass die Milch weniger stark floss, lag an der ungünstigen Jahreszeit, da die Bäume nicht im Triebe waren, auch sollen sie bei zunehmendem Monde stärker milchen, als dieses beim abnehmenden der Fall

ist. Die Bäume waren ungefähr 80—90 Fuss hoch. Der Stamm hatte, 4 Fuss über der Erde gemessen, 15 Fuss im Umfange, er erhebt sich erst 60—70 Fuss ohne Aeste und Blätter zu haben, ist ziemlich glatt, und die Rinde nur wenig stark rissig. Die Aeste laufen nach allen Seiten 20—24 Fuss beinahe horizontal hin, und sind mit üppig grünem Laube besetzt *). Die Milch, von der ich an Ort und Stelle genossen, ist durchsichtig, von einer gelblich weissen Farbe. An Geschmack ist sie der Kuhmilch im ersten Augenblick täuschend ähnlich, nachher erregt sie eine geringe Bitterkeit im Munde, und klebt auf den Lippen. Mit Wasser und Kaffee untermischt,

---

*) Meine Beschreibung stimmt ganz mit der des Sir Robert Ker Porter überein, und beziehe ich mich deshalb auf dessen „descriptive account of the Palo de Vaca or cow-tree of Caracas with a chemical analysis of the Milk and Bark by John Murray. London 1827. und Allg. Gartenz. VII. p. 286. —

Eine chemische Analyse der von mir eingesandten Milch des Kuhbaums vom Professor Herrn Dr. C. H. Schultz befindet sich in den Verhandlungen der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher „die Cyklose des Lebensaftes in den Pflanzen" von Dr. C. H. Schultz. 18. Band, 2. Supplem. 1841. p. 140—168.

Gleichfalls hat Marchand neuerlich eine interessante Arbeit über die chemische Analyse dieser Milch geliefert. (Erdmann und Marchand, Journal für praktische Chemie, Bd. 21. Heft 1. p. 43 ff.)

schmeckt sie gut, und ist nicht so leicht von animalischer Milch zu unterscheiden. Sie verdickt sich schnell, und nimmt zuletzt eine mehr gräuliche Farbe an. Blüthen des Baumes konnte ich leider nicht bekommen, und nur eine einzige Frucht wurde mir zu Theil, die das Ansehen einer kleinen Feige hat. So sehr ich auch meinen Leuten zuredete, den Baum zu erklettern, und nach Blüthen und Früchten zu suchen, so wagte sich doch keiner hinauf, da der Stamm zu hoch und dick war. Wir versuchten einen Baum zu fällen, doch zersprang unglücklicher Weise die nur einzig aufzutreiben gewesene Axt, und mit den Säbelmessern war es keine Möglichkeit ihn zu fällen. In der Nähe der alten Bäume fand ich viele junge, 1—1½ Fuss hohe Pflänzchen, die ich behutsam herausnahm, und mit nach Caracas transportiren liess, von denen aber nur sehr wenige fortgingen, und auch diese starben auf der Seereise nach Europa. Der Boden, worin die Bäume wachsen, ist eine leichte, fette, doch stets feuchte Lauberde, und schätzte ich die Höhe, wo der Palo de Vaca wächst, auf 4000 Fuss über der Meeresfläche. Die Temperatur steigt dort selten über + 20° R., und herrscht daselbst beständig eine sehr feuchte Atmosphäre. Ungeachtet der vielen Bemühungen konnte ich den Milchbaum bei San Mateo, woselbst ich mich später zwei Monate aufhielt, und wo ihn auch A. v. Humboldt gefunden hat, nicht ausfindig machen.

Ausser den verschiedenen Theilen des *Galactodendron utile* gewann ich bei dieser Exkursion

noch eine bedeutende Sammlung anderer Pflanzen, und kehrte reich beladen, doch nicht ohne Anstrengung nach Caracas zurück.

Fünftes Kapitel.

Reise nach dem Thale von Aragua. — San Pedro, La Victoria, Palmar. — Turmero, der grosse Baum daselbst; Maracay. — Valencia, Puerto-Cabello. — Heisse Quellen, Las Trincheras. — Macarao. —

Es traf sich für mich wiederum sehr günstig, dass ich die Reise nach dem schönen Thale von Aragua nicht allein zu machen brauchte, indem ich einen interessanten Gesellschafter in der Person eines deutschen Kaufmanns aus Maracay fand, der mich bis nach der Pflanzung El Palmar bei San Mateo, wo ich mich fürs Erste längere Zeit aufzuhalten gedachte, begleitete.

Mein Gepäck war bereits mit einem Arriero vorausgegangen, und trat ich die Reise auf meinem eigenen Maulthiere früh am 15. Mai 1840 an. Der Morgen war heiter, kühl, der Sonnenaufgang herrlich, und die Aussicht auf die hinter uns liegende, mir näher bekannt gewordene Silla, überaus reizend. Wir ritten zuerst längs dem rechten Ufer des Flusses Guayre bis zum Dorfe Antimano, das ungefähr eine Stunde westlich von Caracas, auf einer sehr schönen, durch Berge und Felsen gehauenen Strasse liegt. Die linken Ufer des Guayre sind

grösstentheils Zuckerpflanzungen, oder mit Mais bepflanzt, dessen Kraut (Maloje) die Hauptnahrung der Pferde und Maulthiere ausmacht. Auf ziemlich gleiche Weise führt der Weg weiter, doch mehrere Male über den Fluss, bis nach Las Ajuntos, die Vereinigung der beiden Flüsse San Pedro und Macarao, die hier den Rio Guayre bilden. Hinter Las Ajuntos fängt der Weg an steiler zu werden; es ist ein steiler Abhang der zum Plateau von Buena Vista führt, und ohne grosse Abwechselung auf einer theils durch Felsen (Gneiss und Kalk) gehauene Strasse nach San Pedro führt. Es ist dies die Hauptstrasse zwischen Caracas und Victoria, oder Caracas und dem Thale von Aragua. Sie ist belebt von Zügen beladener Maulthiere und Esel, und Heerden von Ochsen, die nach der Hauptstadt transportirt werden. Die Höhe, die man zu übersteigen hat, ist fast gleich der des Galipan, nämlich gegen 6000 Fuss, und weicht auch die Vegetation wenig von jener ab. Die Felsen sind nur wenige Fuss mit einer thonartigen Erde bedeckt. Die nicht mit Bäumen versehenen Berge sind mit Perennen, niedrigen Melastomen, Polygala-Arten, den schönen Befarien und einer Menge von Gräsern bewachsen, wogegen die Bergschluchten die herrlichsten 20—30 Fuss hohen Baumfarrn, Palmen, doch nur wenige, Plumerien und Cecropien aufzuweisen haben. Es war die üppigste Blüthezeit, und wusste ich nicht, wohin ich meine Augen zuerst richten sollte. Hat man den Gipfel erreicht, so steigt man den Berg (Higuerote) in der Richtung nach Südwest hinab,

und hat gleich in der Nähe San Pedro, wo wir um 10 Uhr Morgens anlangten, und in einer Posada (Gasthaus) absattelten und frühstückten. Wir fanden alles äusserst rein und eine gute Auswahl von Speisen, was aber nur daher kam, weil man den Präsidenten der Republick auf seiner Reise nach Maracay erwartete, und wir den Leuten die Nachricht ertheilen konnten, dass er erst zwei Tage später eintreffen würde. Das Gasthaus, eins der besten in Venezuela, wie alle übrigen auf der Strasse nach Valencia ausgezeichnet für die dortige Gegend sind, führt über der Thür die Inschrift: Quien quiera seais, si sois feliz, gozaran este sitio de la dicha, y si la desdicha aqui os espera la paz y la afabilidad. 1839 *).

San Pedro liegt freundlich in einem Becken, 3300 Fuss über dem Meere, und gleicht einer Schweizer-Landschaft. Eine kleine freundliche Kirche liegt unmittelbar an der Strasse, umgeben von nur wenigen zerstreut liegenden Häusern. Das Klima ist herrlich, man findet dort Pisang in Vereinigung mit europäischen Früchten und Kartoffeln. Das Thal von San Pedro theilt zwei grosse Gebirgsmassen, die des „Higuerote“ und der „Las Coquyzas“, letztere 5000 Fuss über dem Meere, und von den

*) Wer ihr auch sein möget, wenn ihr glücklich seid, geniesset diesen Ort der Glückseeligkeit, und wenn das Unglück euch verfolgt, erwartet hier Friede und Wohlthätigkeit. 1839.

vielen darauf wachsenden Agaven-Arten *) (Coquyza) so benannt. Nach zwei Stunden setzten wir unsere Reise fort. Gleich hinter San Pedro geht der Weg steil an, und verursachte der Staub und die brennende Sonne keine angenehme Empfindung. Wir passirten zuerst die sogenannten Las Lagunetas (kleine Seen) und Garavatos, einzeln zerstreut liegende Häuser, deren Bewohner ein wenig Ackerbau und Viehzucht treiben, und den Reisenden für Geld einige Erfrischungen reichen. Die Strasse ist hier und da sehr schlecht und oft mit Geröll bedeckt; Unannehmlichkeiten auf dieser Reise, die aber in kurzer Zeit ebenfalls beseitigt sein werden, da schon der grösste Theil der Strasse von der Regierung neu angelegt worden ist. Wo man früher steile Berge zu ersteigen hatte, sind jetzt ebene und bequeme Strassen angelegt. Vor Las Lagunetas geniesst man eine weite, doch einförmige Aussicht, und steigt nun allmählig in's Thal des Rio Tuy hinab, welcher Abhang den vorher erwähnten Namen, Las Coquyzas führt. Das Thal des Rio Tuy ist schmal, aber ungemein angebaut, und gewähren die herrlich grünen Zuckerrohr-Felder einen prächtigen Anblick. Im Vereine mit mehreren Plantagen liegt am Flusse des Thales ein freunliches Gasthaus, das beinahe deutsch eingerichtet ist, so dass wir, da es bereits finster geworden, die Nacht gern in demselben zubrachten. Am folgenden Morgen setzten wir die Reise fort; der Weg führte mehrere Male durch den Fluss und

*) *Yucca acaulis Humb. et Bonpl.*

durch kleinere Bäche, deren Furthen durch mächtige Stämme der *Hura crepitans* und *Ficus nymphaefolia* beschattet sind. Bald erreichten wir Mamon de Consego, ein langes, doch unbedeutendes Dorf, und eine Stunde später das geschichtlich berühmte Victoria. Die Gegend um Victoria (1600 Fuss über dem Meere) ist öde und nur durch Menschenhände kultivirt worden. Die Stadt ist ziemlich gross, mit 8000 Einwohnern, einer schönen grossen Kirche, einigen ansehnlichen Wohnhäusern und mehreren Pflanzungen in der nächsten Umgebung. Hinter Victoria sah ich die ersten Waizenfelder, des so berühmten Victoria Waizens *), dessen Ertrag hundertfältig ist. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, Waizenfelder, Kaffeebäume und Zuckerrohr neben einander zu sehen. Dennoch scheint dieser Waizen nicht mehr in solchem Umfange angebaut zu werden, als A. v. Humboldt darüber berichtet **). Noch eine mehrere Hundert Fuss sich erhebende Anhöhe hatten wir zu übersteigen, ehe wir nach San Mateo kamen. Vom Gipfel dieser Höhe, über den man durch einen Hohlweg gelangt, erweitert sich plötzlich eine bezaubernd schöne Fernsicht. Das Thal von Aragua in seiner ganzen Ausdehnung mit dem herrlichen See von Valencia lag vor uns. Im schnellen Ritt gelangten wir zwischen Bauhinien Hecken und

*) Ein neuerer Bericht über diesen Waizen findet sich im Gardener's Chronicle No. 2. S. 20. No. 3. S. 36. No. 4. S. 53. von 1842.

**) A. v. Humboldt's Reisen etc. III. Buch V. S. 90 seq.

mit *Eriochloa punctata* und *Saccharum contractum Kth.* bedeckten Wiesen nach dem Dörfchen San Mateo, und gleich darauf nach der Pflanzung El Palmar, wo mich der freundliche Besitzer Herr Schael, ein Schlesier, empfing. Die Kaffeepflanzung ist äusserst vortheilhaft gelegen, da sie in der Mitte von mehreren Städten und Dörfern liegt; so ist Cagua ¼ Stunde, San Mateo ½ Stunde, Maracay 3 Stunden, Turmero Eine und Valencia 18 Stunden entfernt.

Seit meinem Aufenthalte in Caracas hatte ich mich schon wieder an eine nur mässig heisse Temperatur gewöhnt, so dass mir die Hitze von durchschnittlich 25° R. täglich in der Ebene sehr auffiel. Das Thal von Aragua ist bei Palmar gegen zwei deutsche Meilen breit, von mittelhohen Bergen begrenzt, die mehr oder weniger kahl sind. Der ebene Theil ist mit Zuckerrohr und Indigo bepflanzt, weniger mit Kaffee. Als Unkraut zwischen dem Zuckerrohr findet sich häufig das *Paspalum virgatum* vor. Ich hatte mich im Hause des Herrn Schael, der eine liebevolle deutsche Gattin hat, häuslich niedergelassen, und ging meinem Berufe eifrig nach, wozu mir die Gegend manche Gelegenheit darbot*).

Die Wege oder schmalen Landstrassen von einem Orte zum andern sind durch Hecken von Cereen,

*) Die dortigen feuchten Wiesen sind reich an *Pancratium*, *Hymenocallis*, *H. guianensis*, *undulata*, *Arum pedatum*, *Amaryllis*, *Zephyranthes*, *Ruellia clandestina* u. a.

Bauhinien, Leguminosen, Cassien, *Panicum lanatum Sw.* und anderen niedrigen Gesträuchen begrenzt, und diese Gesträuche dicht mit *Convolvulus-, Passiflora*-Arten wie mit *Aristolochia hians W.* und *A. Ottonis Kl.* bezogen. An vielen Stellen der monotonen Gegend zeichnen sich ungemein grosse Bäume der *Bombax Ceiba* und *Hura crepitans* aus, deren Stämme mit Bromelien und Orchideen bedeckt sind. Alle in diesem Bezirk liegende Städte, besonders aber Cagua und Turmero sind freundlich gelegene, saubere Städte, und sämmtlich nach demselben Schnitt angelegt. Sie haben alle gerade, breite, ungepflasterte, sich rechtwinkelig durchschneidende Strassen, und die entfernt von einander stehenden Häuser sind durch lebendige Hecken verbunden. Hinter und neben den Häusern sieht man Prachtexemplare von dortigen Fruchtbäumen, als Tamarinden, Aguacaten (*Laurus Persea*), Saman (*Inga*), Totuma (*Crescentia Cujete*), *Anona* mehrere Arten, *Cainito* (*Chrysophyllum Cainito*), Cocos-Palmen, Apfelsinen und mehrere andere. Eine für den Botaniker sehr interessante Gegend sind die von San Mateo südlich gelegenen Gebirge, und die zwischen diesen liegenden kleinen Thäler. Mehrere Male ritt ich durch steile Engpässe nach jener Gegend, um die in einer kleinen Laguna (See) vorkommende Bava (ein zur Alligator-Gattung gehörendes Thier) zu erlangen. Der ganze See, zwei Stunden im Umfang, ist mit einer Rohrart bewachsen, das zum Decken der Häuser benutzt wird, wo dann beim Schneiden des Rohres öfter die Bava gefangen werden; leider konnte ich aber keine bekommen. Von

dieser Laguna machte ich eine befriedigende Exkursion durch das ganze enge Thal, in welchem grosse Heerden Rindvieh weideten, gelangte auf den Camino real (Heerstrasse) die von Victoria nach Villa de Cura, Calaboza etc. führt, und fand dann meinen Weg nach Palmar zurück.

Am 9. Juni verliess ich die schöne Pflanzung El Palmar und begab mich zunächst nach Maracay. Ich wählte den Weg über Turmero, freilich eine kleine Stunde um, aber unmöglich konnte ich den in ganz Venezuela berühmten grossen Baum, nur eine halbe Stunde von Turmero, ungesehen liegen lassen. Das Städtchen Turmero war in zwei Stunden erreicht, und ich entdeckte bald auf dem Wege nach Maracay in der Entfernung von etwa ¼ Meile einen Gegenstand, der sich vor mir wie ein abgerundeter Hügel darstellte. Aber bald zeigte sich dieser Hügel als der grosse Baum, der berühmte *Zamang de Guere* *). Der Baum, der sich mit einer Kuppel am

*) ***Inga cinerea Humb. et Bonpl.*** Die ***Mimosa de Guere*** oder ***Guayre***, denn ***Zamang*** oder ***Saman*** ist der indische Name, welcher die Gattungen ***Mimosa, Desmanthus, Inga*** und ***Acacia*** bezeichnet. Die Gegend, wo der Baum wächst, heisst El Guayre. Die ***Mimosa (Inga) Saman*** von ***Jacquin*** Fragm. bot. pag. 5. t. IX., die in den schönen Treibhäusern von Schönbrunn gezogen wird, ist eine andere Art, als die des Riesenbaumes von Turmero. —

A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial Gegenden des neuen Continents etc. III. p. 99. — Moritz in der Allg. Gartenz. IV. p. 335.

besten vergleichen lässt, die 184 Fuss im Durchmesser und 576 Fuss im Umfang hat, und in der die Aeste mit dem colossalen Stamm ein starkes Gerüst bilden. Der Stamm, der sich nach der Mitte zu etwas verdünnt, hat 1 Fuss über der Erde 44 Fuss im Umfang. Seine ersten Aeste entspringen in einer Höhe von 20 Fuss, und breiten sich beinahe horizontal aus, die untersten sind 94 Fuss lang, und 2—3 Fuss im Durchmesser. Die auf der Oberfläche der Erde sichtbaren Wurzeln erstrecken sich 46 Fuss weit vom Stamme. Da die Aeste, die sich nur wenig neigen, und gleichmässig 12—15 Fuss hoch von der Erde entfernt bleiben, nur mit wenigen zarten Blättern belaubt sind, ist man im Stande das ganze Gestell von Stamm und Aesten zu übersehen. Es liegt etwas Imponirendes und Majestätisches in dem Anblick hochbetagter Bäume, und verfährt man auch in jenem Lande mit Strenge gegen diejenigen, welche solche alterthümlichen Denkmäler der schaffenden Natur beschädigen möchten. Niemand weiss das Alter dieses Baumes anzugeben, und soll er sich nach den Aussagen der dortigen Bewohner seit Jahren nicht verändert haben, weder an Grösse noch Gestalt; nur nehmen die auf den Aesten lebenden Epiphyten überhand, die deren Rinde zerspalten und mit ihren Wurzeln durchweben *).

---

*) Ich sammelte dort eine Menge Orchideen, als: *Cattleya*, mehrere Arten *Epidendrum*, *E. ciliare*, *Tillandsia floribunda Humb.*, *T. vitellina Lk. Kl. et O.*, *T. polystachya Kl.* u. a.

Lange weilte ich in dem Schatten dieses Baumes, worin 500 Reiter bequem ruhen konnten. Nachdem aber Auge und Herz sich ergötzt hatte, wollte ich dem Magen auch was bieten, und fand dicht neben dem Baume eine Pulperia. Eine Speisekarte fand ich freilich nicht, denn Maisbrod, weisser Käse, etwas gedörrtes Fleisch und Brandtwein war Alles, was zu erwarten war. Ich trug der schwarzen Besitzerin auf, mir zu geben, was sie hätte, und war nicht wenig überrascht, als sie auf einen Baumstubben ein Pisangblatt legte, und mir darauf ein Omelett anrichtete, wozu sie mir noch eine Fruchtschale der *Crescentia Cujete* (*totuma*) voll von dünnen Cacao mit eingebrocktem Käse brachte; und ich kann versichern, dass mir das frugale Mahl im Angesicht des herrlichen Baumes sehr gut schmeckte.

In der dortigen Gegend giebt es viele Exemplare dieses *Saman*, von denen einige selbst stärkere Stämme, dabei jedoch keine solchen Umfang der Krone als der bei Turmero haben. Auch in Caracas sieht man einen bei der Brücke La Trinidad, der aus einem tiefen Flussufer heraufragt.

Meinen Ritt fortsetzend erreichte ich bald Maracay. Die Gegend zwischen San Mateo und Maracay ist stark bewohnt und angebaut. Grösstentheils sieht man Indigo- und Baumwollen-Felder, welche Produkte in dieser Gegend des gesegneten Thales von Aragua am meisten angebaut werden. Dieses herrliche Thal, bei Maracay über fünf deutsche Meilen breit, ist der angebauteste Theil

von ganz Venezuela, man sieht hier Dörfer und Städte, die von grossem Wohlstande zeugen *).

Maracay ist eine reinliche, freundliche, weitläuftig gebaute Stadt, die Häuser sind aus Backsteinen erbaut, und zeichnen sich einige durch schöne, doch einfache Bauart aus. Hinter jedem derselben stehen Cocos-Palmen und andere schöne Frucht- und Zierbäume, wie es in Turmero der Fall ist. Maracay ist bekannt durch die Erzeugung ausgezeichneter Früchte. Die Cocos-Palmen, die gewöhnlich nur an der Meeresküste gut gedeihen, fand ich dort in der üppigsten Schönheit, wie ich sie an keinem anderen Orte im Innern gefunden habe. Ein Gefängniss, so eben vollendet, und einem Pallaste ähnlicher als einem Gefängnisse, ist die Zierde des grossen Platzes vor der Kirche. Der jetzige Präsident, General Paez, hat Maracay zu seinem Sommersitz erkohren, und ganz in der Nähe liegen seine reichen schönen Kaffee- und Zuckerplantagen. Maracay soll ein Depot aller Kriegsvorräthe für das Innere des Landes werden, man war bereits beschäftigt, eine Kaserne und ein Arsenal aufzubauen, und wird der Bau von Sträflingen unter Militair Bewachung ausgeführt. Jeder Sträfling hat einen Soldaten zur Aufsicht, die grösseren Verbrecher arbeiten mit Ketten belastet, und macht irgend einer Miene zu entlaufen, so hat der Soldat den Befehl auf ihn zu schiessen.

---

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial Gegenden etc. III. Buch V. p. 100.

Das Anziehendste der Stadt ist aber unstreitig die herrliche Aussicht, die man von dem sich unmittelbar bei der Stadt erhebenden 400 Fuss hohen Hügel hat, auf dessen Gipfel eine alte Kapelle (Calvario) steht, von welcher die Prozessionen um Ostern ihren Anfang nehmen. Maracay liegt, von oben gesehen, gleich einem Modell zu den Füssen. Im Nord, NOst und NWest grenzen in nicht weiter Entfernung hohe schroffe Bergmassen, nach den übrigen Himmelsgegenden erblickt man das freundliche Thal mit den vielen Pflanzungen und Dörfern und eine Stunde von der Stadt entfernt den berühmten See von Valencia, mit seinen vielen darin liegenden Inseln.

Der See von Valencia oder Taricagua ist eine gute Stunde von Maracay entfernt, und man gelangt auf ganz ebenem Wege, durch niedriges Gebüsch von Leguminosen, Bignonien, Myrtaceen, Carnestolenden (*Bombax hibiscifolia*), einigen grossen *Saman* und *Bombax Ceiba* zu ihm. Der See soll hauptsächlich durch den Erguss mehrerer Flüsse gebildet sein, und hat eine Länge von etwa 18 deutsche Meilen und eine Breite von 10 Meilen. Seine Ufer zeigen unter sich eine ganz entgegengesetzte Vegetation. Die südlichen sind öde und beinahe ganz unbewohnt, während die auf der Nordseite mit Zuckerrohr, Kaffee und Baumwolle angebaut sind, und grosse üppige Viehweiden haben. Die einzelnen, am See zerstreut liegenden Hatos (Gehöfte) sind mit schönen Fruchtbäumen umgeben, und unter ihnen zeichnet sich die, unmittelbar am See liegende kleine Besitzung des General Paez aus, der

zugleich mit netten kleinen englischen Böten den See befährt, und mir Gelegenheit gab mehrere kleine Inseln zu besuchen. Ein in Maracay ansässiger Baumwollen-Plantagen Besitzer, der, beiläufig gesagt, die erste und einzige Dampfmaschiene in Venezuela zur Reinigung der Baumwolle besitzt, transportirt seine Baumwolle in Kähnen bis nach dem Westende des Sees, von wo sie nur noch eine kurze Strecke Weges nach Valencia zu machen hat. Die Tiefe des Sees variirt sehr; man findet Stellen 12 bis 14 Klafter tief, doch ist sein Wasser ruhig und nicht gefährlich. Die Temperatur desselben fand ich bei mehrmaligen Beobachtungen im Juni +25 u. 26° R. — Ueber das eigenthümliche Fallen und Steigen des Sees spricht sich A. v. Humboldt ausführlich in seinen Reisen aus*). Ich war zu kurze Zeit dort, um darüber nähere Beobachtungen machen zu können. Nach den Aussagen der am See wohnenden Leute ist das Fallen und Steigen des Sees nur unbedeutend, und er soll nur nach langen und heftigen Regen etwas austreten.

Die Zahl der mit dem Gestade zusammenhangenden oder als Felsen mitten im See hervorragenden Inseln beläuft sich auf etwa zwanzig; jedoch ist keine dieser Inseln von menschlichen Wesen bewohnt. Der See selbst enthält nur drei, aber in grosser Menge vorkommende Fischarten, nämlich die sogenannte Guavina, Vagre und Sardina, erstere und letztere bekam ich in Maracay zum Frühstück,

*) Band III. Buch V. Seite 132 seq.

und sie schmeckten, obgleich sie nur klein sind, recht gut. Die Sardina und Vagre habe ich später in mehreren kleinen Flüssen häufig gefunden; sie sind jedoch schwer zu fangen, da sie selten anbeissen und ungemein schnell sind.

Der Taricagua See selbst, abgesehen von seiner Grösse, hat dennoch so etwas Anziehendes und Schönes in seinen romantischen Umgebungen, dass man sich schwer von ihm trennt, und die von ihm zurückgelassene Eindrücke sind unvergesslich. Nicht schöner kann er beschrieben werden, als es A. v. Humboldt in seinen Reisen gethan hat *).

Eigenthümlich ist eine Krankheit, die in und um ganz Maracay sehr häufig vorkommt, nämlich eine Art Kropfkrankheit, die sich unter den Personen aller Stände, besonders aber bei dem weiblichen Geschlechte zeigt. Kein Mittel ist zur Vertreibung des Uebels, das sobald es sich zeigt schnell zunimmt, entdeckt worden; jedoch hat die Natur in dem Wasser des Sees von Valencia selbst ein Mittel für die an dieser Krankheit leidenden Menschen gegeben. Ein monatlicher Genuss des Wassers aus dem See vertreibt oder vermindert die Halsgeschwulst nach den Aussagen der Leute sicher, aber so überzeugt man auch von dem Nutzen des Wassers ist, so scheint es den jungen Mädchen, die lieber nach der Guitarre tanzen, oder sich in ihren Stühlen schaukeln, zu umständlich und mühsam, sich Monate an dem reizenden

*) Band III. Buch V. Seite 118 seq.

aber einsamen Gestade des Sees aufzuhalten und die Kur zu gebrauchen, und sie gehen lieber Zeitlebens mit ihren Kröpfen.

Der Präsident General Paez hatte mich schon in Caracas freundlichst eingeladen seine bei Maracay liegende Plantage „La Trinidad" zu besuchen, und ich unterliess nicht ihm dort meine Aufwartung zu machen. Nach einer halben Stunde sehr angenehmen Weges langte ich auf Trinidad an. Der Mayordomo, ein feiner Engländer, führte mich durch die grossartig angelegten Gebäude und durch mehrere Theile der Pflanzung. Eine durch Wasser getriebene neue eiserne Walze (Trapiche), zum Ausquetschen des Saftes aus dem Zuckerrohr, ist unstreitig die schönste und zweckmässigste im ganzen Lande; sie consumirt in einem Tage so viel Zuckerrohr, als in drei Tagen geschnitten werden kann. Die Pflanzung erzeugt Farinenzucker, Papelon (braun Zucker in Hüten), Syrop und Brandtwein. Ausser 200 Sklaven beschäftigt die Pflanzung eine Menge Tagelöhner und mehrere europäische Handwerker. Ihr grösstes Kapital besteht jedoch in dem Rindvieh, das sich auf 70 bis 80,000 Stück beläuft, mit denen ganz Caracas und Umgegend versehen wird. Ausserdem fehlt es nicht an Eseln, Pferden, Maulthieren und anderen Hausthieren. Der General kam mit seinen beiden Söhnen und mehreren Freunden von Maracay, als ich so eben abreiten wollte, und konnte ich es nicht gut umgehen, ihn nochmals durch die Pflanzung zu begleiten, obgleich es mein Magen anders wünschte, denn es war bereits 11 Uhr und ich noch

nüchtern. Dafür wurde ich aber mit zum Déjeûner um 1 Uhr gezogen, und hatte Gelegenheit den Präsidenten der glücklichen und immer mehr aufblühenden Republik Venezuela genauer kennen zu lernen. Er ist ein sehr einfacher, nicht allzukluger, bräunlich gefärbter Creole, aber was Tapferkeit und Muth anlangt, so sucht er seines Gleichen. Er soll weder lesen noch schreiben kömnen, und seine Umgebung ist feiner und gebildeter als er selber. Nach spanischer Sitte stellte er mir sein Haus zu meiner Disposition, das mir schon der herrlichen Aussicht wegen, die man von demselben hat, nicht unlieb gewesen wäre, hätte ich davon Gebrauch machen dürfen. Nirgend hatte ich das Zuckerrohr so hoch und üppig gefunden, als auf der Pflanzung Trinidad; ich konnte selbst zu Pferde nicht über die Felder hinwegsehen. Obgleich die Erzeugung des Rohzuckers und die des *Papelon* *) sehr gross ist, so ist sie dennoch nicht gross genug, um nach dem Verbrauch im Lande noch Zucker auszuführen. Der Transport der Produkte im Thale von Aragua geschieht grösstentheils auf grossen zweirädrigen Karren, da die Strassen von Natur eben sind. Selbst der Präsident reis't mit seiner englischen Equipage bis nach Calabozo, obgleich einige Stellen nur mit Mühe zu passiren sind.

Am 12. Juni verliess ich Maracay und begab mich mit meinen reich beladenen Eseln nach Valencia.

---

*) Ein *papelon* von 2 — 3 Pfund Gewicht kostet in Caracas 2 — 3 Realen (9 — 13 Sgr.)

Unbeschreiblich schön ist die erste Hälfte des Weges bis St. Joaquin. Vorzugsweise ist es aber die Gegend bei dem Vorgebirge Cabrera, das durch ein Thal mit dem Gestade des Sees von Valencia in Verbindung steht. Mit grosser Mühe erkletterte ich den steilen, schlüpfrigen Berg, wurde aber durch die anmuthigste Aussicht belohnt. Eine lange Strecke reitet man am See entlang, wo zur Rechten schöne, theils wild bewachsene, theils nackte Berge bis nach Valencia sich erheben. Zwischen St. Joaquin und dem nächsten, ziemlich grossen Dorfe Guajare war die Sonnenhitze so gross, dass ich kaum zu reiten vermochte, und trug der versengte Boden deutliche Spuren der brennenden Sonnenstrahlen; nur hier und da sah man einige Indigo-Felder, die jedoch auch eine nur dürftige Vegetation zeigten. Die ganze Gegend gewährt einen sonderbaren Anblick, sie ist mit 8—15 Fuss hohen Gesträuchen, meistens Mimosen, über die hinaus einzelne hohe Bombax Ceiba und Zaman hervorragten, bewachsen, und diese sind mit unzähligen Schlingpflanzen (Bryonien), dreikantigen Cereen, Vanilla und anderen dergl. verflochten, welche die unter ihnen wachsenden Bromelien und Orchideen beschatten. Unzählige Ochsen und Kühe beleben die Ebene, die so gut sie können ihre Nahrung suchen, und auf das Getöse der Reisenden nach der Landstrasse kommen, um sie vorüberreiten zu sehen. Die Dürre nimmt zu, je mehr man sich Valencia nähert, bis man den eine halbe Stunde vor Valencia liegenden Berg „El Morro“ erreicht hat, hinter welchem der grüne, thonige Boden — nach

dem Regen kaum passirbar — aufhört und ein rothgefärbter an seine Stelle tritt. Eine grosse grüne Grasfläche dehnt sich, gleich einem Teppich, vor Valencia aus, und erstreckt sich vom Morro bis an die schöne, massiv gebaute steinerne Brücke, welche 370 Fuss lang ist, und den Reisenden in die Stadt führt.

Die Stadt Nueva Valencia, wo ich nun in dem schönen amerikanischen Hôtel meine Wohnung nahm, ist mittler Grösse, doch auch für diese nur wenig bevölkert, denn sie zählt jetzt kaum 8000 Einwohner, obgleich sie früher die erste Stadt des Staates war. Sie liegt ungefähr 1500 Fuss über dem Meere, hat bis auf wenige Ausnahmen nur kleine, doch schöne Häuser, breite, ziemlich gut gepflasterte Strassen, und eine nicht vollendete, doch alte und schöne Kirche mit einer Uhr. Der Luxus, den ich zu beobachten Gelegenheit hatte, ist gross und übertrifft den noch von Caracas bei weitem.

Eine grosse Plage, so wohl in Valencia, wie in vielen anderen Orten, namentlich aber in Maracay und Umgegend und in Angostura, sind die grossen rothbraunen Ameisen (Bachacos). Diese Thiere leben in unglaublicher Anzahl beisammen, unterminiren grosse Häuser, selbst Stadttheile und werden diesen gefährlich. Während meiner Zeit stürzte ein von diesen Ameisen unterminirtes Haus zusammen, und benachbarte Häuser mussten geräumt werden. In Maracay werden die Sträflinge benutzt, ihre unterirdischen Gänge aufzusuchen und die Ameisen durch heisses Wasser zu tödten, oder die Königin dersel-

ben aufzufinden, denn sobald diese gefangen ist, zertheilt sich der ganze Haufe.

Um eine Schiffsgelegenheit nach Europa zu benutzen, mit der ich die eingesammelten Naturalien absenden konnte, begab ich mich nach dem Hafen „Puerto Cabello.“ Es führen von Valencia zwei Strassen nach dem Hafen, die eine durch eine grosse Bergschlucht (Abra), auf der man bei den heissen Quellen von Las Trincheras (Aguas calientes de Trinchera) vorbei kommt, und in Zeit von sechs Stunden in Puerto Cabello sein kann. Die andere Strasse geht über die Küsten-Cordillere, ist viel beschwerlicher zu bereisen und zwei Stunden länger, aber dennoch sicherer, und wird von allen Reisenden der ersteren vorgezogen, bevor jene nicht ausgebessert sein wird. Durch die Unwissenheit meines Führers hatten wir die warmen Quellen von Mariara *) in der Entfernung von einigen Stunden passirt, ohne dass ich darauf aufmerksam gemacht worden war, und entschloss ich mich als Ersatz die anderen, bedeutenderen und dort mehr bekannten von Trinchera zu besuchen, mithin auch die Reise nach dem Hafen durch die Bergschlucht zu machen.

Ich verliess Valencia am 20. Juni Morgens fünf Uhr. Der erste Theil des Weges führte mich durch unfruchtbare, unebene Gegenden, aber später, als ich die grosse Schlucht erreichte, hatte sich die öde Gegend in eine der üppigsten verwandelt. Riesenhafte

---

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial-Gegenden etc. III. Buch V. S. 142 seq.

Bäume, Palmen, Farrn, grosse stämmige Pothos und unzählige Orchideen bedeckten theils die steilen feuchten Felsen, oder ragten auf langen Stämmen aus der Tiefe der Schlucht empor; die sonderbarsten Töne erzeugte das Rieseln der Bäche, die von dem grellenden Pfeifen einiger Vogelarten begleitet wurden. Ich wusste nicht, wohin ich mich zuerst wenden sollte, alles war mir neu und fremd, wie gern hätte ich meine Freude über eine so reizende Natur meinen Kammeraden mitgetheilt, doch ich war allein und mein Führer gleichgültig gegen alles Schöne und Erhabene. So schön aber die Natur ist, so schlecht ist der künstliche Weg, und erreichte ich erst nach sechs Stunden „La casa de las Trincheras.“ Nach den Aussagen in Valencia sollte ich dort eine Pulperia (Schenke) finden und mit Bequemlichkeit übernachten können, doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Eine alte Mulattin erhörte mich nach langem Pochen, und erwiederte auf meine Fragen, dass die Pulperia geschlossen sei und Niemand sich darin aufhalten noch etwas zu Essen bekommen könne. Es blieb mir nun nichts zu thun übrig, als nach der eine Stunde weiter in den Bergen gelegenen Kaffee- und Cacao-Plantage des Sõr. Escurivela zu reiten, den ich zufällig in Maracay kennen gelernt hatte, aber leider hier nicht antraf. Der Mayordomo, ausnahmsweise ein sehr unfreundlicher Mann, erlaubte mir auf dem Corridor des Hauses meine Hangematte aufzuschlagen, um dort zu übernachten. Ich hatte nur nothdürftige Lebensmittel bei mir, und war froh wenigstens für Geld etwas Futter für meine Thiere

zu bekommen. Die heissen Quellen sind von dieser Pflanzung nur eine halbe Stunde entfernt, und die einzige Gefälligkeit, die mir der unleidliche Mayordomo zu Theil werden liess, war, dass er mich nach diesen Quellen führte. Die Bergschlucht, worin diese Quellen entspringen, ist ziemlich breit. Sie springen unmittelbar aus der Erde, zuerst zwischen Kalkstein ein 1—2 Fuss breites Bassin bildend, aus dem dann das Wasser abfliesst und sich in einen kälteren kleinen Gebirgsfluss ergiesst. Das Gestein, woraus die Quelle ursprünglich herkommt, ist grobkörniger Granit *). Die Dämpfe des Wassers sind stark mit geschwefeltem Wasserstoff geschwängert. An der Stelle, wo sich das warme Wasser in das kalte ergiesst, bilden sich angenehme Bäder von allen Temperaturen. Das Wasser ist klar und hat am Ursprung eine Temperatur von 71—73° R. Halbreife Pisang und zwei Eier kochte ich in fünf Minuten gar. Die Vegetation bei diesen Quellen ist eigenthümlich üppig, und fand ich dicht an der Quelle Mimosen, *Plumeria alba*, *Clusia rosea*, *Bombax hibiscifolia*, *Hura* u. a. Sämmtliche Bäume haben jedoch nur ein sehr geringes Wurzelvermögen, und lassen sich ohne grosse Gewalt umreissen. Unmittelbar am Wasser auf heissen Steinen wächst ein Cactus (*Epiphyllum*) und an den Stämmen der Bäume mehrere Orchideen, als *Epidendrum* und *Oncidium*.

---

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial-Gegenden etc. III. Buch V. S. 166.

Nach der Rückkehr auf der Pflanzung war es meinen ermüdeten Thieren unmöglich die Reise fortzusetzen, wie ich überhaupt die Idee, die untere Strasse nach Pto. Cabello zu verfolgen, aufgeben musste. Meine Lebensmittel waren ausgegangen und auf dem ganzen Wege nichts zu haben, auch die Strasse so im Verfall und unsicher, dass man mich abrieth sie zu nehmen. Früh brach ich am nächsten Morgen auf und ritt bis an den Fuss der Cordillere, wo sich eine freundlich gelegene Pulperia (La recolation) befindet, in der die meisten Reisenden bis Mitternacht bleiben, um die Cordillere in der Kühle zu übersteigen. Ich hatte noch Zeit dort ein wenig zu botanisiren, und war auch glücklich genug eine Menge Orchideen zu finden. Gegen Abend trafen noch mehrere Reisende von Valencia ein, unter diesen ein Irländer und ein Schotte, mit denen ich um 2 Uhr Morgens aufbrach. Es hatte stark geregnet und mit Mühe erkletterten die Thiere die steilen, theils kalkigen, theils lehmigen Höhen, bis zur Cumbra oder zum Rücken der Cordillere. Auf dieser (Süd) Seite ist die Vegetation traurig und öde, nur die Quebraden, die nicht tief in die Berge einschneiden, sind bewachsen, die Nordseite der Cordillere jedoch ist dicht bewaldet und zeigt die üppigste Vegetation, bis man auf 2—3000 Fuss hinabgeritten ist, wo die Bäume nur noch Sträucher sind, und die Vegetation wieder dürftig wird. Der helle Mondschein erlaubte mir nur die von ihm hellbeschienenen grossen glänzenden Blätter der Palmen und Scitamineen zu erkennen, die den Weg begrenzen und ihn zu einer

der schönsten Heerstrassen machen; oft führt er zwischen 15—20 Fuss hohen Felsenwänden, durch die er gehauen, oft am Rande tausend Fuss tiefer Abgründe, schneckenförmig zum Hafen hinab. Eine Stunde Weges vom Hafen, sobald man aus den Bergen tritt, hört die angenehme Kühle auf, und eine drückende Schwüle überfällt den Wanderer. Die üppige Vegetation ist verschwunden, und man sieht nur dürre Lantanen, Mimosen, Plumerien, unzählige Melocacten und mannshohe Cereen und Opuntien, ferner sehr häufig die *Craniolaria annua L.*, die sogleich an eine heissere Region erinnert. Noch eine beträchtlich lange Ebene hat man zu durchreiten, ehe man an die Stadt kommt, ähnlich der bei Cumaná. Bei häufigen starken Regen ist diese Ebene überschwemmt, und in der trocknen Zeit mit Sesuvien-Arten bewachsen.

Hat man endlich die Ebene, die Jedem, der aus dem Gebirge kommt, sehr lästig fällt, durchschritten, so kommt man in einen, erst seit den letzten Jahren entstandenen Stadttheil, der von beiden Seiten von Seebuchten, die mit Manglebäumen *) eingefasst sind, begrenzt ist, welche während der grossen Hitze und Dürre übermässig ausdünsten und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Von diesem Stadttheil führt eine lange, schön gepflasterte Strasse in die zweite Vorstadt, und gleich darauf in die eigentliche Stadt und Festung. Der geebnete Platz zwischen der Stadt und ersten Vorstadt bildet den Marktplatz, auf dem jeden Morgen der Markt abgehalten wird, welcher

---

*) *Rhizophora Mangle Willd.*

einer der reichsten an Gemüsen und Früchten ist, den ich in Südamerika gesehen habe. Die Stadt selbst ist mittelgross, und von der N. W. und Ostseite durch das Meer und einige Meerbusen begrenzt. Sie hat gut gepflasterte Strassen und kleine, aber freundliche Häuser; auch zwei gute Werfte, so dass die Schiffe dicht bei der Stadt anlegen können. Die Citadelle, die ziemlich im Verfall sich befand, wurde reparirt und neu befestigt. Der Haupthandel ist in den Händen der Europäer, namentlich der Deutschen. Das Klima ist nicht so heiss, als das in Laguayra, was den stärkeren und mehr regelmässigen Seewinden zuzuschreiben ist, aber dennoch ungesund durch gelbe und hitzige Fieber.

Der Hafen scheint durch Batterien hinreichend geschützt und der am stärksten befestigte Ort von Venezuela. Die noch von A. v. Humboldt erwähnte Brücke und das feste Thor „Estacade", welche die alte Stadt mit der neuen vereinigten, sind abgerissen und ein schöner Damm verbindet jetzt beide Stadttheile. Zu den Befestigungen gehört noch das Belvedere (Mirador) von Solano, ein Fort auf einem nahe gelegenen Berge, Süd vom Hafen, der zwar sehr steil und nur mit vieler Mühe zu erklimmen ist, von dem man aber eine Aussicht geniesst, welche die gehabten Anstrengungen vollkommen belohnt.

Einen grossen Theil der Bevölkerung von Pto. Cabello machen die von der Insel Curaçao herüberkommenden Farbigen, grösstentheils Frauenzimmer, aus, die, indem sie vergebens Arbeit suchen, in der Regel ein liederliches Leben führen. Ihre Sprache

ist ein Gemisch von Spanisch und Holländisch, und ihre Tracht abweichend und auffallend. Sie tragen über ihrem Hemde einen langen Schleppock und ein besonderes Leibchen mit unter den Armen sitzender Taille und ganz engen Aermeln. Der Busen ist bei ihnen mehr bedeckt als es bei den Creolen auf dem Festlande der Fall ist.

Das heisse Klima von Pto. Cabello wirkte nicht günstig auf meine Gesundheit, so dass ich mich bald in die Gebirge zurückzog, und einige Zeit in dem kleinem Orte St. Estevan am Flusse gleiches Namen aufhielt. Die Ufer des Rio Estevan sind schroff, felsig, aber bieten dennoch eine üppige Vegetation dar. Auf alten mit Schmarotzern bewachsenen Baumstämmen fand ich auch die schöne *Utricularia alpina W.* und *Gloxinia hirtiflora Kl.* Der Fluss hat eine Menge kleiner Wasserfälle, die oft 10—20 Fuss herabstürzen und ein sehr weit hörbares Rauschen verursachen. Meine Ausbeute an diesem Flusse, wie die auf der Rückreise nach Valencia, die ich nun am Tage machte, war nicht unbedeutend. Je höher man steigt, je kühler wird die Atmosphäre, desto üppiger ist die Vegetation. Die aus den Abgründen hoch aufsteigenden und nur mit Mühe zu erreichenden Bäume sind förmlich mit Epiphyten übersäet, und welchen Anblick und Freude die hoch auf den Bäumen sitzenden und blühenden Cattleyas und Oncidien mir gewährten, vermag ich nicht auszudrucken. Hat man beim Ueberschreiten der Cordillere vom Hafen aus nach Valencia die Höhe von ungefähr 3000 Fuss erreicht, welcher Punkt mit Recht Bella

Vista heisst, so erfreut den Reisenden eine Aussicht, die unbeschreiblich schön ist. Nach Norden hin zeigt sich Pto. Cabello mit seiner unfruchtbaren, ebenen Umgegend und das herrliche Meer; wendet man sich nach Süden, so hat man in der Ferne das reizende Thal von Aragua in seiner ganzen Länge und Breite mit dem See von Valencia, dessen Vordergrund noch hohe Bergmassen sind, von denen man, ehe man ins erwähnte Thal gelangt, hinabsteigen muss. Langsam setzte ich meine Rückreise fort, und erreichte erst spät Abends Valencia. Bevor ich nach Maracay kam, hatte ich den Fluss Tapatapa zu passiren, der durch starke Regen diesmal hoch angeschwollen und dessen Uebergang etwas beschwerlich war. Als Grund seiner Benennung erzählt man Folgendes: Es badeten sich einige Mädchen in demselben, als zufällig ein Geistlicher geritten kam, der, als er sie nackt erblickte, plötzlich ausrief „tapate, tapate!“ (bedecke dich, bedecke dich) und seitdem heisst der Fluss, mit Weglassung des te, Tapatapa.

Auf meiner ganzen Reise von Maracay, die ich schnell fortsetzte, um meine gesammelten Naturalien in La Guayra verschiffen zu können, hatte ich mit nichts mehr zu kämpfen, als mit den fürchterlichen Wegen, die zuweilen ganz ungangbar sind. Unzählige Mal trifft man auf Hindernisse, welche die Reise aufhalten, doch traf ich am 16. August glücklich in Caracas wieder ein.

Die Gegend rechts von Las Ajuntos bei Caracas, Macarao, deren bedeutenste Höhe etwa 4000 Fuss über dem Meere liegt, war mir noch bis dahin un-

bekannt geblieben, und machte ich noch nach dieser Gegend eine Exkursion, hauptsächlich in der Absicht, den dort vorkommenden Wachsbaum *), den ich auch später bei Caracas auf dem Wege nach La-Guayra fand, aufzusuchen. Die Bewohner jener Gegend brennen beinahe keine andere Lichte als die aus dem Wachse dieses Bäumchens bereitet sind. Sie gewinnen das Wachs oder Talg, an Consistenz ähnlich dem Sperma, aus den kleinen Früchten dieser Myrica. Die erhaltene Masse ist bläulich grün, fettiger Substanz, hart, krümelig und nicht sehr angenehm riechend. Die Bereitung geschieht ungefähr folgender Maassen. Die kleinen Früchte werden auf Haufen geworfen und bleiben so 4 bis 5 Tage liegen, wo sie dann in kaltes Wasser gethan und allmählig gekocht werden, wobei sich auf der Oberfläche des Wassers eine fettige Substanz absondert. Diese wird abgeschöpft und in kaltes Wasser gethan, damit sie sich verhärtet; dies ist das Wachs, aus dem sodann die Lichte bereitet werden.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Caracas machte ich die Bekanntschaft eines jungen Brasilianers, eines Naturforschers, der auf Kaiserliche Kosten bereits zehn Jahre in Südamerika reis'te, in allen Fächern der Naturwissenschaft bewandert war, sieben Sprachen redete und nach Caracas gekommen war, um sich vom kalten Fieber, dass er bereits zwei Jahre hatte, heilen zu lassen. Er beabsichtigte nach Rio Janeiro zu Lande und auf den Flüssen zurück zu

*) *Myrica caracasana Humb.*

reisen, und machte mir den Antrag, ihn wenigstens bis Para, die Hauptstadt der nördlichsten Provinz gleiches Namens von Brasilien, zu begleiten. Auf Zureden der erfahrensten Männer von Caracas, selbst der fremden und dortigen Minister, bei denen er sich sehr einzuschmeicheln gewusst hatte, entschloss ich mich ihn zu begleiten. Nur zu bald, aber leider schon zu spät, erkannte ich ihn als einen unreellen Menschen, der mich mit ins Verderben gezogen hatte, aus dem ich nur durch Gottes Hülfe gerettet wurde.

Vierter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Reise von La Guayra nach Cumaná. Salinas de Cumaná. — Cumánacoa. —

Am 31. August 1840 schiffte ich mich in La Guayra mit meinem Reisegefährten ein, den ich nie gefunden zu haben wünschen muss, denn, obgleich ich durch ihn, durch seine Bemühungen, durch seine ungemeine Redekunst, seine Art und Weise, wie er sich bei den ersten Männern des Staates beliebt zu machen wusste, viel erfahren, gesehen und gesammelt habe, so kann ich ihm doch nicht verzeihen mich mit seinem Wissen in grosse Verlegenheit gebracht zu haben. Er schilderte mir seine Verhältnisse glänzend, und zuletzt fand ich, dass er auch von Allem entblösst war. Gelder, Böte zur Flussreise, Sklaven, die in Angostura sein sollten, waren nicht dort und sind es niemals gewesen. Doch jetzt genug von ihm, da ich noch verschiedene Male auf ihn zurück kommen muss.

Viele meiner in La-Guayra gewonnenen Freunde, namentlich mein Freund und Landsmann O. Harrassowitz begleiteten mich bis auf die Werft. Die kleine Goleta Santana nahm uns auf. Unser

sämmtliches Gepäck, das nicht unbedeutend war, wurde in die kleine Kajüte gebracht, die es ganz anfüllte, so dass wir auf dem Deck schlafen mussten. Die widerwärtige Windstille und die kaum zu ertragende Sonnenhitze machte die Reise zu einer der unangenehmsten; dennoch war sie für mich in so fern höchst interressant, als ich die reizendste Aussicht nach dem Festlande hatte. Der Cerro von Avila, die Silla von Caraças, mit den am Fusse dieser Gebirge zerstreut liegenden Pflanzungen gewährten einen unbeschreiblich schönen Anblick.

Ehe noch der erste Tag verstrich bekam mein Reisegefährte, den ich kurz Don Pedro nennen will, einen tüchtigen Anfall des kalten Fiebers, die kühle Nachtluft und die grosse Sonnenhitze hatten nachtheilig auf ihn eingewirkt, da jede Bequemlichkeit am Bord fehlte um sich vor beiden zu schützen. Der vierte Tag störte die grosse Einförmigkeit unserer Reise. Schon in der Nacht vorher hatten wir Gewitter mit heftigen Regengüssen begleitet, die wir im Mantel gehüllt auf dem Deck überstehen mussten. Am Morgen, sobald die Dünste an der Küste von der Sonne verscheucht waren, zeigte sich uns in S. Ost die Insel Boracho, am Südende der Bahia de Barcelona. Diese Insel, die wir des leisen, kaum merklichen Windes wegen erst am Abend erreichten, erhebt sich gegen 1200 Fuss aus dem Meere, ist felsig und nur wenig bewachsen. In ihrer Nähe liegen eine Menge kleinerer Inseln, von denen die grössten Guacaro und Chinare sind, gleichfalls felsig und unbewohnt, sie bilden aber ihrer eigenthümlichen

Form wegen ein schönes Gemälde. Die Hitze war unerträglich, das Thermometer zeigte über 27° R. und selbst das stärkste Segeltuch gewährte nicht Schutz gegen die Sonnenstrahlen. In der Nacht des siebenten Tages endlich erhob sich ein frischer Wind, und wir hätten ohne Zweifel Cumaná noch vor Sonnenaufgang erreicht, wenn der, sich vor dem Hafen ins Meer ergiessende Manzanaresfluss nicht so stark angeschwollen gewesen wäre, und seine starke Strömung uns nicht immer wieder zurückgetrieben hätte, so dass wir erst um 8 Uhr Morgens die Anker im Hafen von Cumaná auswerfen konnten. Die Berge in Süden lagen noch halb im Nebel verhüllt, und von der Stadt konnte man nur so eben das alte Fort zwischen Cocos Palmen hindurch scheinen sehen. Ehe die Hafen-Officiere an Bord kamen, und uns die Erlaubniss zur Ausschiffung gaben, erfreute ich mich an der unzähligen Menge von Fischen aller Art, welche die dortigen Gewässer stark beleben. Schon seit einigen Tagen hatte ich mehrere, dem Wallfisch ähnliche Thiere (purposes), über 15 Fuss lang, beobachtet, die nun das Schiff im Hafen förmlich umzingelten, und auf die kleinen Fische Jagd zu machen schienen, die sich nicht anders von ihren Feinden zu retten wussten, als kurze Zeit sich mehrere Fuss über das Wasser zu erheben, wo sie aber denn eine Beute der vielen auf sie lauernden Möwen, Reiher und Pelikane *) wurden. In Cumaná sind die Fische so wohlfeil, dass man für 1 Real (4 Sgr.) neun grosse

*) *Pelicanus fuscus L.*

Fische bekommt, von denen eine Person bequem eine Woche leben kann.

Um 10 Uhr setzte uns der Kapitain ans Land. Ein sandiges, sonniges Ufer empfing uns. Ehe man in die Stadt kommt, hat man eine weite Ebene, el Salado genannt, zu durchwandern, die in der Mittagsstunde kaum zu passiren ist. Die ausserordentliche Hitze der Atmosphäre, die durch den Reflex der Sonnenstrahlen von dem meistens von Pflanzen entblössten Boden noch unangenehmer wird, ist unerträglich. Das Thermometer zeigte in dieser Ebene + 29° und der Sand brannte durch die stärksten Schuhsohlen. Die Vegetation in dieser Ebene, deren Boden mit Salz geschwängert ist, kann, wie sich leicht erklären lässt, nur sehr dürftig sein; man erblickt einige *Sesuvien*, *Avicennia tomentosa*, einige Opuntien und Cereen, eine gelbe *Gomphrena* und dicht am Meere die Manzanilla, die jedoch nur sehr geringe giftige Eigenschaften zeigt, da ich mehrere Knaben unter den grün belaubten Bäumen ohne Nachtheil ruhen sah. Wie aus dem Wasser gezogen erreichten wir nach einer guten halben Stunde Cumaná *), die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, am Flusse Manzanares, der jedoch nur für kleine Böte schiffbar ist. Seine Mündung, eine Stunde von der Stadt entfernt, und durch die Batterie de la Boca befestigt, ist so versandet, dass 2 Fuss tief gehende Böte nicht aus- und einfahren

---

*) Im 10° 27′ N. Breite und 66° 30′ W. Länge von Greenwich.

können. Unser erster Gang war nach dem Gouverneur der Stadt und Provinz Cumaná, an den wir von der Regierung auf's beste empfohlen waren. Señor Coronel Ant. Avendaño sowohl als Gouverneur, als auch als Mensch schätzenswerth, ein sehr liebevoller und freundlicher Mann, empfing uns artig, und bat uns sogleich seine Wohnung an, von der wir auch Gebrauch machen mussten, da in der ganzen grossen Stadt kein Hôtel oder Gasthaus sich befindet. Nach dem Mittagsessen, in der kühlen Abenddämmerung liess es sich der Gouverneur nicht nehmen, uns persönlich durch die Stadt zu führen, und auf die merkwürdigsten Gegenstände aufmerksam zu machen. Cumaná zeichnet sich von vielen anderen Städten Venezuela's durch zwar ungepflasterte, doch schöne, breite, luftige Strassen und Plätze aus. Ueber den 100 Fuss breiten Manzanaresfluss führt eine von den Spaniern erbaute schöne, hölzerne Brücke. In der Mitte ist sie erweitert und mit Ruhebänken versehen, auf denen die Bewohner von Cumaná des Abends die frische Kühle einathmen, und sich zugleich der schönen Aussicht auf den Fluss und einen Theil der Stadt erfreuen. Der jetzige Gouverneur, der zum zweiten Male als solcher erwählt worden; hat seit seiner Regierung ungemein viel Gutes für seine Stadt und Provinz gethan. Auf seine Veranlassung ist ein Colegio (Pensions-Anstalt), eine neue Kirche erbaut worden, und ein neues Theater seiner Vollendung nahe. Die Häuser der Stadt sind meistentheils einstöckig, luftig, freundlich und im Durchschnitt von $\frac{2}{3}$ Frauen bewohnt. Die Anzahl der Weiber

ist in ganz Venezuela unverhältnissmässig gegen die der Männer, namentlich aber in Cumaná, wo 7 Frauen auf 1 Mann kommen, was theils seinen Grund in den letzten Kriegen hat, theils aber auch darin, dass in der Regel mehr Mädchen als Knaben geboren werden. Die Mädchen, wie das weibliche Geschlecht im Allgemeinen, sind in Cumaná durchgängig schön, in ihrem Benehmen freier und zutraulicher, als es bei denen in Caracas der Fall ist. Sie verstecken sich nicht hinter ihren Fensterläden oder Gardinen, sondern zeigen sich an den offnen Fenstern, und es ist ein allgemeiner Gebrauch, Abends vor den Thüren auf der Strasse zu sitzen, um die frische Abendluft zu geniessen, wie es auch in vielen Städten auf Cuba der Fall ist. Es war gerade ein Sonntag und der Gouverneur führte uns an diesem Abend ins Theater, wo alle Sonntag eine Vorstellung gegeben wird. Das Theater, vielleicht 300 Menschen fassend, ist ein freier, von einer 12 Fuss hohen Mauer umgebener Platz. Selbst die kleine Bühne ist nur nothdürftig gedeckt, so dass der Mond durchscheint und er die Stelle eines künstlichen vertritt. Die Vorstellungen, die man producirt, waren der Art, dass ich nicht davon reden mag. Einen schönen Eindruck machte die Versammlung der jungen Damen, deren Anzüge weniger reich als geschmackvoll und niedlich waren. Die meisten jungen Damen kleiden sich in Weiss mit rothen Bandschleifen auf den Schultern und an der Taille; Blumen und Bänder im Haar. Die auf Anstand Anspruch machenden Herren tragen Tuchröcke, eine für das dortige Klima höchst lästige Mode.

Ehe wir unsere Reise fortsetzen konnten, machten wir mehrere Exkursionen in die in botanischer Hinsicht reiche Umgegend von Cumaná. Der Boden worauf Cumaná steht, war ehemals eine Insel im Golfe von Cariaco, die aber nun nach dem Zurücktreten des Meeres durch eine sandige Ebene „Playa Chica“, den vormaligen Meeresgrund, mit dem festen Lande verbunden ist, und die sich bis zur Punta Delgada östlich von Cumaná erstreckt. Die mehrere hundert Fuss sich erhebenden Hügel auf der Südseite der Stadt, auf denen das Fort „Antonio“ liegt, bestehen aus Kalkstein und sind mit unzähligen verwitterten Muscheln bedeckt, die in früheren Zeiten durch das Meer aufgespült worden sind. Opuntien, Cereen, die oft eine Höhe von 20—25 Fuss haben, und einige Mimosen Arten machen die Hauptvegetation auf diesen Kalkbergen aus. Ich fand in der Nähe von Cumaná Cereen, *C. Moritzianus*, deren Stämme fünf Fuss im Umfang hatten und vollkommen verholzt waren. Das Fort Antonio liegt auf der Ostseite der Hügel, und ist, obgleich noch ziemlich gut erhalten, nur von einem Wächter bewohnt. Die unzähligen Opuntien machen das Ersteigen des Berges so beschwerlich, dass bei vorkommender Belagerung der Feind Mühe haben würde in das Fort einzudringen; aber dennoch suchte ich auf allen Seiten die Höhe zu erreichen, um so oft als möglich die schöne Aussicht von demselben zu geniessen. Nach Süden sieht man höhere Berge sich erheben, bis zu welchen vom Standpunkte aus eine Ebene sich ausbreitet. Im Norden zeigt sich in weiter Ferne

die Insel Margarita, und in Westen die vorher erwähnte Insel Boracho mit ihren kleineren Nachbar-Inseln in dem ruhigen Caraibischen Meere. Im Osten endlich hat man den schönen Golf von Cariaco und die nördlich davon liegende Landzunge Araya. Herrlich nimmt sich der grüne Saum an der im Osten von der Stadt liegenden und vom Golf begrenzten Ebene aus, der durch Rhizophoren gebildet wird. Auch im Westen von der Stadt dehnen sich Ebenen aus, die theilweise bebaut, theilweise aber auch ausschliesslich mit Mimosen, Capparis, Bauhinien und Cereen bewachsen sind. Das Längsthal, das durch die hohen Berge des Innern und des südlichen Abhanges des Cerro von San Antonio gebildet ist, wird vom Manzanares-Fluss durchströmt, dessen Ufer theilweise bebaut, theils auch mit herrlichen Bäumen bewachsen sind. Berühmt sind bei Cumaná die Cocos Haine, und das aus den Cocosnüssen daselbst bereitete Oel das einen beträchtlichen Handelszweig ausmacht.

Der 10. Septbr. war bestimmt, eine Reise nach der Halbinsel Araya zu unternehmen, die eine für den Handel höchst wichtige Insel ist, indem sie beinahe für das ganze Binnenland die Salzvorräthe liefert, die von Cumaná zuvörderst zu Schiffe nach Angostura geschafft werden. Der Gouverneur war uns zu unserer kleinen Reise behülflich, indem er ein kleines Kriegsboot, eine kleine Faluche gegeben hatte, welches uns von der Brücke abholte und schnell mit uns den mit Cocos Palmen bewachsenen Manzanares hinabseegelte. Im Hafen lag zufällig ein

Venezuelanischer Kriegsschoner, an dessen Bord wir auf Befehl des Gouverneurs die Nacht zubringen mussten, um mit Sonnenaufgang die Reise in unserem Boote fortzusetzen. Der Kriegsschoner, deren Venezuela vier besitzt, führt eigentlich nur den Namen eines Kriegsfahrzeuges, und dient die Küsten zu befahren, um den Schmuggelhandel zu verhüten.

Die ganze Besatzung bestand neben einem muntern, doch rauhen Kapitain, aus 26 Mann, von denen 2 Unterofficiere, 4 Soldaten, 1 Korporal und die übrigen Matrosen und Burschen waren. Ausser den vier mit Karabinern bewaffneten Soldaten führt das Fahrzeug eine Kanone.

Der Mond ging eben prächtig unter, als die Faluche uns vom Bord abholte, die Luft war kühl und ein leichter Wind schwellte die kleinen Segel, so dass wir schnell vorwärts kamen. Unsere Faluche war ein offnes, ungefähr 15 Fuss langes Boot, mit zwei 10—12 Fuss hohen Masten, von denen jeder an einer Queerstange ein Segel trug. Da sie auch zum Kriegsdepartement gehörte, und mit zur Bewachung des Hafens und der Küste dient, so führte sie Waffen und Mannschaft; letztere bestand aus einem alten Mann, dem Patron, und sechs Ruderern. Ihre Waffen waren drei Karabiner (alte englische Tower Stücke) mit losen Schlössern und halb verrostet, und aus drei Säbeln, die nicht mit aller Gewalt aus der Scheide zu ziehen waren. Wir hatten bald die andere Seite des Golfes von Cariaco erreicht, die unter dem Namen „Küste von Araya" bekannt ist. Die Ufer sind gegen 90 Fuss hoch, felsig und sandig, auf

denen nur einige Mimosen und Cactus wachsen. Nach ungefähr zwei Leguas von dem Nordpunkte des Golfes bildet das Meer eine kleine Bucht, an deren Westspitze ein altes Schloss (Araya) steht. Man fährt in diese hinein und ankert an der flachen, sandigen und übermässig heissen Küste. Wir schlugen unsern Weg durch dürres Gestripp und Cactus (*Melocactus amoenus*) direkt nach den Salinas oder Salzminen ein, und gelangten nach einer halben Stunde an einige Hütten ähnliche Häuser, in denen die Aufseher der Arbeiter wohnen, und in der Nähe der Laguna (See), woraus das Salz gewonnen wird, liegen. Die Laguna ist ungefähr eine Meile lang und ½ Meile breit, und stand nach den Aussagen früher mit dem Meere in Verbindung, wie die ganze Halbinsel unter Wasser gestanden haben soll. Jetzt findet nur selten eine sichtbare Vereinigung oder Ueberschwemmung des Meeres Statt, jedoch soll es noch unter der Erde nach dem See Zufluss haben, welche Gründe zu dieser Vermuthung Anlass geben, konnte ich indessen nicht erfahren. Das Wasser in dem See vermehrt sich nur nach sehr heftigen Regen, so dass, da es lange nicht geregnet hatte, ein grosser Theil des Sees trocken lag. Die Tiefe des darin befindlichen Wassers ist 4—5 Fuss, und an den Stellen, wo das Salz gewonnen wird, nur 3 Fuss. Das Salz wird während der Nächte, indem es Sonne und Hitze am Tage nicht erlauben, von 20—30 Männern mit Schaufeln aus dem Wasser genommen und in Körben auf Haufen ans Ufer getragen. Die Salzbänke sind unerschöpflich, denn nachdem Heute das Salz

gegraben, findet sich Morgen schon wieder eine neue Bank. Die Ufer des Sees sind sumpfig und mit einer harten Salzkruste überzogen. Der reine Ertrag des Salzes beläuft sich jährlich auf 38,000 Piaster.

Die ganze Gegend auf dieser Halbinsel gleicht einer Steppe, sie ist theils sandig, theils kalkig, steinigt und reich an verwitterten Seemuscheln und Korallenriffstücken, zwischen denen Cereen, Opuntien und *Melocactus amoenus* in grosser Menge und Ueppigkeit wachsen, und der Landschaft einen eigenthümlichen, traurigen Charakter geben. In den letzten Jahren sind auf der Nordwestseite der Laguna einige zwanzig Lehmhäuser erbaut, worin die Arbeiter der Salina wohnen, und grösstentheils von Fischen und Tassago leben, denn nicht einmal Pisang und andere Früchte gedeihen dort. Nach Osten von diesen Häusern liegt auf einer reich mit Cactus bewachsenen Höhe eine von den Spaniern erbaute, zerfallene Kapelle, in der jetzt die dort Gestorbenen begraben werden. Von dieser Kapelle arbeiteten wir uns durch die stachelige Pflanzenwelt nach dem Ostende der Landzunge, nach dem alten verfallenen Schlosse von Araya. Dieses von den Spaniern erbaute und von den Engländern in die Luft gesprengte Schloss ist ungefähr 150 Fuss im Quadrat, 40 bis 50 Fuss hoch und gränzt mit der einen Seite an das Meer, welches zu dessen leichter Zerstörung viel beigetragen hat. Nur noch die 4 bis 6 Fuss dicken, aus gehauenen Steinen erbauten Mauern sind gut erhalten und wie die inneren Räume mit vielen Cactus-Arten bewachsen. In der Mitte

dieser alten Ruine befindet sich eine 30 Fuss tiefe Cisterne; der Raum jedoch in dem sie sich befindet ist zu tief, um sie benutzen zu können. Am Ufer des seichten Sees auf dieser Halbinsel halten sich eine grosse Menge kleiner und grosser Becassinen, mehrere Arten von Reihern und eine Menge Hasen (lapas) auf. Letztere können sich nur von Cactus oder Mimosen nähren, die ihnen gut zu bekommen scheinen, da einem erlegten etwa schmale Kost nicht anzusehen war.

Nach den Nachrichten A. v. Humboldt's *) sind die Salinas in damaliger Zeit, vor ungefähr 50 Jahren, noch ergiebiger gewesen, als es jetzt der Fall ist.

Am 18. Septbr. 1840 Morgens 3 Uhr traten wir unsere Reise nach dem Innern an, deren erstes Ziel Cumanacoa sein sollte. Sechs Lastthiere (Esel) und drei Pferde für uns und unsern Sklaven waren am Tage zuvor auf die Ordre des Gouverneurs von Cumaná von dem nächsten Orte Cumanacoa angelangt. Das Sattel- und Zaumzeug dieser gemietheten Thiere war in einem solchen Zustande, dass es eine Kunst war damit die Pferde zu regieren. Den einem Pferde fehlte der Sattel, dem andern die Zügel, statt dessen befand sich ein Strick um den Hals gebunden. Der Mond schien herrlich und war uns zum Antreten der Reise sehr dienlich. Die Esel waren bald beladen, und zwar mit weniger Umständen und Redensarten als es in La-Guayra und Ca-

*) A. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoctial-Gegenden etc. I. Kap. 5. S. 502 seq.

racas bei den Arrieros oder Eseltreibern zu geschehen pflegt, und unsere Rosse unter spezieller Aufsicht des Gouverneurs gesattelt. Noch in der kühlen Morgenluft durchritten wir die unfruchtbare Ebene bei Cumaná, bis wir nach 1½ Stunde den Fluss Manzanares durchschritten, und die Natur sich nun wie umgeschaffen zeigte. Herrliche Bäume beschatteten unsern steilen, steinigten Pfad, und erst nach fünf Stunden machten wir bei einem Gehöft, Ortiz genannt, Halt. Dasselbe war von einer ärmlichen Mulattenfamilie bewohnt, die sich sehr bereit zeigte, das auf dem Wege gekaufte Huhn für uns zum Frühstück mit allen möglichen Wurzeln zu bereiten, während welcher Zeit ich die Umgegend recognosirte. Mächtig grosse Cactus, Heliconien, Maranta und dergleichen Pflanzen bekleideten die steilen Ufer des vor dem Hause vorbeifliessenden Flusses. Ein Grausen erregender Steinweg führte uns, nachdem wir die Reise um 2 Uhr fortsetzten, auf einen ungefähr 12—1400 Fuss hohen Berg, der nur nothdürftig mit einigen Gesträuchen bewachsen war, und unter denen ich dieselben Pflanzengattungen bemerkte, als ich sie in der Umgegend von Orituco fand. Es waren besonders viele Gräser, einige *Malpighia-*, *Polygala-* und *Melastoma-* *) Arten, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Eine prächtige Fernsicht bot sich uns von der Höhe auf das Meer mit einigen Vorgebirgen dar. Ein undurchdringlicher Wald lag zu unsern Füssen; aber links von uns, in S. W., jenseits eines

*) *Polygala monticola Kth. Melastoma rufescens Aubl.*

tiefen Thales, lag eine noch bedeutendere Bergkette, über die der Weg von Cumaná nach Cumanacoa führt, und welche mit dem Namen Cerro del Impossible belegt ist, weil man sie früher zu passiren für unmöglich hielt. Wir hatten noch keine zwei Stunden geritten, so befanden wir uns auch schon auf dem beinahe 2000′ über d. M. erhabenen Gipfel, wo wir in einer am Wege stehenden erbärmlichen Hütte auf das Zureden unsers Führers übernachteten, da wir nach seiner Meinung den Cerro del Impossible vor Einbruch der Nacht und vor Aufgang des Mondes nicht hinabgeritten sein konnten, und ausserdem starke Gewitter uns zu überfallen drohten. Da wir den Weg nicht kannten, mussten wir dem Willen unsers Führers beistimmen und sattelten ab. Eine Negerin und deren zwei halberwachsene nackte Mädchen bewillkommten uns und erlaubten, dass wir bei ihrer Hütte die Hangematten aufhängen konnten. Nach Mitternacht zeigte sich der Mond und mit ihm brachen auch wir auf. Es ging Berg auf und Berg ab, ehe wir den Gipfel des Impossible erreichten, der allerdings mit Recht den Namen des Unmöglichen führt, denn kaum ist es möglich den steilen, mit Löchern und losen Steinen reich versehenen Weg hinabzureiten. Ehe noch die Sonne aufging, hatten wir aber den Berg im Rücken. Leider sah ich nur die Aussicht beim Mondlichte, die am Tage eine der schönsten sein muss. Die unzähligen losen Steine scheinen mir ein quarziger Sandstein zu sein, in denen ich jedoch vergebens nach Versteinerungen forschte.

So sehr schlecht auch dieser Pass über das Gebirge ist, so bildet er dennoch, wie schon erwähnt, die Hauptstrasse zwischen Cumaná und Cumanacoa. Mehrere kleine Karavanen beladener Esel begegneten uns, und zogen mit ihren Produkten nach Cumaná. Die Führer dieser Karavanen sind meistentheils Mulatten oder Indianer, und ihre Produkte bestehen in Mais, Cassave und Taback von Cumanacoa, letzterer ist sowohl in Cumaná als auch in Caracas sehr beliebt. Am Fusse des Impossible überschritten wir ein kleines Flüsschen, und kamen dann in eine sehr fruchtbare und höchst interessante Gegend, meistens Hochebene zwischen dem reissenden Flusse Manzanares und der nun hinter uns liegenden Bergkette. Es waren theils grosse herrliche Wälder von Cinchona-Arten, durch die wir kamen, theils solche die von 60—90 Fuss hohen *Myristica Bicuhyba Schott* gebildet sind. Ich sammelte so viel als möglich Exemplare von der Cinchona, die in dortiger Gegend unter dem Namen *Cuspa* bekannt, und von A. v. Humboldt in seinen Reisen in die Aequinoctial-Gegenden genau beschrieben ist*), mir sind aber sämmtlich auf der Reise gesammelten Gegenstände, ehe ich den Orinoco erreichen konnte, durchaus vom Regen verdorben worden, und so bleibt die dortige *Cuspa* Art, vielleicht noch auf lange Zeit, ein in Europa zweifelhafter Baum, obgleich er in der Medizin so sehr wichtig ist. Nicht minder schön sind die ausgezeichneten *Ficus*, *Myrtaceae* und ähnliche Bäume, die man ihrer

*) Band II. Cap. VI. S. 24.

Höhe wegen oft nicht im Stande ist genau zu erkennen. Die unzähligen kleinen Bäche, die über den schmalen Weg rieseln, sind mit Farrn, Pothos, Caladien, Dorstenien und dergleichen Pflanzen geschmückt, während die Epiphyten die Stämme der in der Nähe dieser Bäche stehenden Bäume bekleiden.

Drei volle Stunden ritten wir im Dickicht des Waldes, bis wir endlich in der Nähe des Dorfes St. Fernando aus demselben in eine offne, sumpfige Gegend kamen, die wir auf vielen Umwegen und mit Gefahr, im Moraste stecken zu bleiben, zu passiren hatten. Ein schmaler Weg, begränzt von riesenhaften Bambusrohr *) führte uns rechts vom Dorfe St. Fernando vorbei, das früher eine bedeutende Mission **), jetzt jedoch nicht einmal Einen Geistlichen besitzt, und die erste Mission war, die A. v. Humboldt zu Gesicht bekam ***). Wir kamen dann nach dem Flecken Arenas, mit einer alten zerfallenen Kirche. Am Eingange von Arenas mussten wir Wegezoll für den kaum zu reitenden, sumpfigen Damm von Arenas bis Cumanacoa zahlen, welchen Ort wir nach einer Stunde erreichten. Wir ritten sogleich

---

*) *Guadua angustifolia Kth.*

**) Mission oder pueblo de Mission nennt man in Süd-Amerika eine Anzahl Wohnungen, die um eine Kirche herstehen, die von einem Missionair, gewöhnlich einem Mönch, bedient wird. Jetzt findet man in Venezuela keine Missionen mehr, doch bezeichnet man die früheren immer noch mit dem Namen Mission.

***) A. v. Humboldt's Reisen II. Cap. VI. p. 35.

vor die Wohnung des Jefé politico, des ersten Staatsbeamten im Orte, an den wir vom Gouverneur empfohlen waren. Derselbe war bereits von unserm Eintreffen vorher benachrichtigt worden, und hatte für eine Wohnung Sorge getragen, d. h. für eine Hütte aus Lehm und Holz zusammengesetzt, aus der erst noch ein Haufe Schutt geräumt werden musste, ehe wir sie beziehen konnten. Das ganze Dorf versammelte sich um uns zu sehen, selbst die Honorationen machten sogleich ihre Aufwartung, unter diesen ein Siebziger, ein Señor Pedro Alcala, der A. v. Humboldt oft auf seinen Exkursionen begleitet hatte, und sich ungemein freute von ihm durch mich zu hören.

Cumanacoa ist nur ein kleines Städtchen mit jetzt kaum 500 Einwohnern, deren Reichthum in Ländereien und Vieh besteht. Die Häuser sind erbärmlich und nicht eins ist massiv gebaut, aber viele der Zeit trotzende Ruinen früherer Zeiten, unter diesen besonders eine nicht vollendete Kirche, von schönem Styl, sind noch vorhanden. Die gegenwärtig zum Gebrauch dienende Kirche ist ein von Brettern aufgeschlagenes Häuschen. Mehrere Indianer-Familien der Cumanacotes Indianer leben im Orte, und haben in der Umgegend ihre Canucos oder kleinen Pflanzungen.

Das Klima ist heiss, und obgleich wir während unsers Aufenthaltes täglich Regen und Gewitter hatten, so stieg die Hitze dennoch täglich bis auf 26° und fiel während der Nächte auf 18° R. Die Morgen sind neblig, und der Thau ungemein stark.

Die mit Taback, Mais und etwas Indigo bebaute und von hohen Bergen eingeschlossene Ebene von Cumanacoa, bietet einen freundlichen Anblick. Eine Stunde westlich von der Stadt liegt ein kleines Dorf Aricagua, eine frühere Mission aus einigen Lehmhütten und einer massiven, doch jetzt zerfallenen Kirche bestehend. Der Altar der Kirche ist ein Schutthaufen, auf ihm stehen fünf kleine in Holz geschnittene Heiligen-Bilder, von denen das grösste, 3 Fuss hoch, den heiligen Petrus vorstellt, und nach den Meinungen aller Bewohner aus Marmor sein sollte, bis wir ihnen zu ihrem grössten Leidwesen bewiesen, dass es nur Holz sei, und es mir leid that sie nicht bei ihrem Glauben gelassen zu haben. Von diesem Dorfe bestiegen wir einen 800 Fuss hohen Berg, der mit wenigen Gesträuchen, aber mit desto mehr Grasarten bewachsen ist, und uns die Aussicht auf das ganze Thal und den Canton Cumanacoa verschaffte. Man sieht von der Höhe sieben Dörfer in einem Umkreise von 3 Meilen, ausserdem aber noch eine Menge zerstreut liegende Gehöfte, deren ich über Hundert zählte, und um welche Pisang, Mais, Kaffee, Taback und alle mögliche Erdfrüchte gebaut werden.

Zweites Kapitel.

Reise von Cumanacoa über San Antonio, San Francisco, Caripe, Cueva (Höhle) de Guacharo nach Aragua.

Am 25. Septbr. verliessen wir Cumanacoa. Beim Aufbruch war der Nebel so stark und die Luft so

kühl, dass wir kaum vor uns zu sehen und uns zu erwärmen im Stande waren, dazu führte der Weg durch 6 Fuss hohes Gras und unzählige Male durch kleine Flüsse, so dass wir ganz durchnässt wurden. Um 11 Uhr befanden wir uns aber schon am Fusse des 408 Toisen hohen Berges von Cocollar, der mit der grössten Anstrengung unserer Thiere bestiegen wurde. Der Weg ist äusserst beschwerlich, die Vegetation aber eine der imposantesten, welche ich sah. Das Steigen fing schon beim Dorfe Aricagua an, und währte vier Stunden. Der Pfad ist steinigt und an beiden Seiten dicht bewachsen. Hier merkt man, dass man sich im Mittelpunkt der Tropen befindet. Riesengrosse Bäume erheben sich nach allen Richtungen, deren Stämme dicht mit Orchideen, besonders Stanhopea Wardii, Peperomia-, Pothos- und Farrn-Arten bekleidet sind. Aus den feuchten Schluchten erheben sich 20—30 Fuss hohe Baumfarrn, stämmige Calladien, die mit ihren schlanken Stämmen durch Heliconien, Maranta, Calamus und andere Pflanzen hervorragen, und von den höchsten Bäumen hingen die Lianen, als Passifloren in lieblichen Bogen, reich mit Blüthen besetzt herab. Die Stille der Wälder ist belebt durch das Geschrei der Papageyen, Aras und anderer Vögel, nur an einzelnen Stellen sieht man durch das dichte Laub der Bäume das glänzende Blau des Himmels, vergebens sucht man aber einige Sonnenblicke zu erhaschen. Von der Spitze des Cocollar, auf der ein einzelnes Haus steht, wo wir uns durch Maisbrodt und Käse erquickten, und das wir um 2 Uhr wieder verliessen,

führt bis nach dem Dorfe San Antonio unfruchtbare Savana. Nur hier und dort erblickt man kleine Sträucher von Mimosen, Cassien, und an etwas feuchteren Stellen, gewöhnlich an einzeln liegenden Felsenblöcken, die schöne *Clusia alba.* Sehr häufig aber ist in diesen öden Gegenden die *Palicourea rigida Humb.* (*Chaparro*). Auf den höheren Gipfeln dieser Bergreihe fand ich *Myrthus longifolia*, *Gaultheria odorata* und dergleichen merkwürdige Pflanzen.

Zwei steile, steinigte, nasse Bergschluchten sind es, die dem Reisenden vom Cerro de Cocollar bis nach San Antonio besonders auffallen, und die unter den seltsamen Namen Los Yepes und Fantasma bekannt sind, aber nicht ohne Stöhnen der Thiere und Säufzer der Menschen zurückgelegt werden. Sind diese kaum passirbaren Stellen zurückgelegt, so befindet man sich auf einer Höhe und erblickt vor sich ein schmales, 4—5 Leguas langes üppiges Thal in der Richtung von Osten nach Westen, worin die Dörfer San Antonio und Guanaguana liegen. San Antonio, eine frühere bedeutende Mission, und jetzt ein kleines, reinlich aussehendes Dörfchen, und von Indianern und einigen Creolen-Familien bewohnt, erreichten wir noch kurz vor Sonnenuntergang. Der Alcalde (Schulze) vom Orte gab uns den Corridor seines Hauses zum Quartier, in dem wir trotz der unzähligen Mosquitos, der vielen Fledermäuse und des Lärmens der Indianer bald in einen festen Schlaf verfielen, da wir von dem beschwerlichen Ritte zu sehr ermüdet waren. Am folgenden Tage besahen wir das Wunderwerk des Ortes und der ganzen Ge-

gend, die Kirche, von der man schon in Caracas spricht, und sie auch dort als ein grosses Werk der Baukunst betrachtet, welcher Meinung ein Europäer nun freilich so leicht nicht sein wird. Jedoch ist es zu bewundern, wie die Spanier in den frühesten Zeiten solche prächtige Gebäude, namentlich für die dortige Gegend, und so tief im Innern des Landes, gewiss nicht mit geringen Kosten, aufführen konnten. Die Kirche ist aus Backstein gebaut, mit zwei Thürmen versehen und in verschiedenem Styl ausgeführt. Die im Innern der Kirche befindlichen Säulen sind dorischer Ordnung; die Wände sind mit Heiligen-Bildern, Fresko Malerei, geziert. Der Altar ist bereits im Verfall. Das Schiff der Kirche hat eine Länge von 200 Fuss und der Altar 24 Fuss Tiefe. Ohne Zweifel wäre diese Kirche eine der schönsten im Innern des Landes, wenn sie vollendet wäre oder doch wenigstens so weit sie vollendet ist, unterhalten würde.

Die Umgegend von San Antonio gehört mit zu den schönsten, die mässig hohen und nahe bei liegenden Berge sind bewachsen, das Land ist gut und ergiebig, und wird von den Indianern zum Anbau von Mais, Zuckerrohr, Taback und etwas Kaffee benutzt, jedoch bauen sie von dem letztern nur so viel an, als sie zu ihrem eignen Bedarf nöthig haben. Sehr freute ich mich, dicht bei San Antonio auf einem üppig, feuchten Boden, über eine 3—4 Fuss hohe Hecke rankend, das schöne, in unsere Gärten durch den Reisenden und Naturforscher Herrn

Moritz zuerst eingeführte *Tropaeolum Moritzianum*, in voller Blüthe zu finden.

Am 27. Septbr. gedachten wir früh nach dem nächsten Dorfe San Francisco abzureisen, aber ein sehr heftiges Gewitter vereitelte unsern Plan, und hielt uns bis Mittag zurück. San Francisco ist nur 3½ leguas entfernt, und war es noch Zeit genug um Mittag dorthin aufzubrechen. Der Alcalde gab uns aus Vorsicht zwei Indianer mit, die uns beim Uebergange über den Rio Guarapiche, da derselbe bei hohem Wasserstande gefährlich zu passiren ist, behülflich sein sollten. Nach einer Stunde, nachdem wir San Antonio verlassen, durchschritten wir den Fluss Colorado, der sich durch das Thal von San Antonio schlängelt, und diesem einen besonderen Reiz giebt. Die Benennung des Flusses rührt von seinem Wasser her, das eine röthliche Farbe hat, und schon von seinem Ursprunge auf dem Cerro de Cocollar ihm eigenthümlich ist. Vom Flusse Colorado, so bald wir ihn passirt hatten, führte der Weg durch Hecken einer 15—20 Fuss hohen Gras- oder Rohr-Art *) mit sehr schneidenden Blättern, ähnlich dem *Arundo Donax*, dann durch einige sumpfige Stellen, bis wir den Rio Guarapiche erreichten, der gleichfalls auf dem Cocollar seinen Ursprung hat, und nach einem langen, gekrümmten Lauf als ein ziemlich bedeutender Fluss sich in den Golf von Paria ergiesst.

---

*) Beschrieben von H. v. Humboldt unter *Gynerium*. (*Fl. equin.* Vol. II. p. 112.) A. v. Humboldt's Reisen II. Cap. VI. S. 86.

Er war an der Uebergangsstelle ungefähr 50 Fuss breit, reissend, doch eben flach genug, um ohne Hülfe der Indianer mit unserm Gepäck ihn trocken durchreiten zu können.

Schon nach drei Stunden schnellen Reitens erreichten wir, vom Regen durchnässt San Francisco. Der Alcalde, bei dem wir uns meldeten, gab uns eine zufällig leer stehende Indianer-Wohnung, ein sehr luftiges aus Rohr und Lehm erbautes einzimmeriges Haus, eben gross genug für die Hangematten und das Gepäck.

Um nicht noch einmal nach San Francisco zurück kommen zu müssen, beschlossen wir gleich von hier aus die Reise nach dem Kloster Caripe und der Höhle, Cueva de Guacharo, zu machen. Zu diesem Zweck beorderten wir das überflüssige Gepäck mit unsern Leuten nach der Stadt Aragua, mit dem Befehl an den Jefé politico daselbst, uns von Aragua frische Thiere und Führer zur Reise nach der Höhle zu schicken.

Das Dörfchen San Francisco zählt kaum 40 Häuser, die sämmtlich von gleicher Grösse und Form, aus lehmiger Erde gebaut, mit Heu oder Palmenwedel bedeckt und mit zwei Gitter ähnlichen Thüren, die zugleich die Fenster ausmachen versehen sind. Diese Häuser, da sie nur von Indianern bewohnt werden, stehen gewöhnlich in der Woche leer, indem diese in ihren Canucos (Gärten) arbeiten und wohnen, und nur des Sonnabend Abends, oder am Sonntage nach dem Dorfe kommen. Zufällig traf es sich aber, dass sämmtliche Dörfer in diesem Canton (Aragua) ihren

heiligen Tag hatten, d. h. den Tag des Heiligen, der des Dorfes Schutzherr ist, festlich zu begehen und überall, wohin wir kamen, wurden Vorkehrungen dazu getroffen. Das ganze Dorf wird zu diesem Feste gereinigt, zu welcher Arbeit täglich eine Anzahl Indianer, Männer, Frauen und Kinder vom Alcalden beordert werden. San Francisco fand ich unter diesen Umständen sehr lebhaft; eine Menge Indianer-Familien waren beschäftigt die sandigen Strassen, den Platz vor der Kirche vom Unkraut zu reinigen und zu planiren. Die Indianer arbeiten fleissig, die Mütter mit ihren kleinen Kindern im linken Arme rutschen auf der Erde entlang, in der rechten Hand ein grosses Messer, vermittelst dessen sie das Unkraut ausgäten, das von den Kindern alsdann zusammengefegt und fortgetragen wird. Die Männer sind aber in der Regel fauler als die Weiber, und kommt der Abend heran, so sind sie beinahe sämmtlich betrunken. Die Frauen messen ihnen zwar selbst zu, was sie trinken sollen, geben ihnen aber in der Regel zu viel, obgleich sie wissen, dass sie, wenn die Männer betrunken sind, schlecht und grausam behandelt werden. Seltener betrinken sich die Weiber, obgleich sie den Branntwein nicht verschmähen. Die Mädchen der Indianer besitzen eine ungemein grosse Schüchternheit; so bald sie einen Weissen erblicken, flüchten sie sich in ihre Wohnung, aber dessenungeachtet sind sie nichts weniger als tugendhaft. Das Arbeiten im Dorfe geschieht unter Leitung eines Oberen und unter Begleitung einer Trommel oder Querpfeife.

Drei Tage vergingen ehe die bestellten Thiere und Führer aus Aragua eintrafen, in welcher Zwischenzeit ich Zeit hatte mich mit der Umgegend von San Francisco bekannt zu machen. Der Boden ist fruchtbar und theilweise angebaut, aber ganze Strekken Landes findet man mit monotonen Gesträuchen, namentlich Mimosen bewachsen. Eine *Mimosa (Parica)*, die in Brasilien viel als ein berauschendes Mittel, ähnlich dem Opium gebraucht wird, das man aus der Rinde und den Blättern bereitet, und *Mimosa pernambucana L.* fand ich in grosser Menge.

So entlegen auch San Francisco von allen Zufuhrquellen liegt, so fanden wir dennoch zu unserer Verwunderung sehr gute spirituöse Getränke, die uns in der zufällig nassen und kühlen Witterung sehr willkommen waren, und die der Alcalde uns für schweres Geld mit Freuden abliess.

Am 29. Septbr. waren unsere frischen Maulthiere eingetroffen und wir gegen Mittag auf dem Wege nach Caripe. Ein tüchtiger, selbst durch die wollenen Cobijas dringender Regen überfiel uns bald, und machte die schon schlechten Wege, wenn möglich noch schlechter. Unfruchtbare, sehr bergigte, durch Bäche zerschnittene Savanen hatten wir zu durchreiten. In Westen von uns lag eine 1000—2000 Fuss hohe Bergkette, der berühmte Felsendamm oder Kalkgräte, Cuchillo de Guanaguana, der uns für so gefährlich und beschwerlich zu passiren geschildert wurde, dass wir ihn nicht zu unserer Strasse wählten. Der Pfad auf dem Rücken dieser Bergkette entlang führend, hat an vielen Stellen nur 14

bis 16 Zoll Breite *). Gleich schmale Steige passirten wir jedoch auch auf dem anderen Wege, und waren diese noch dazu mit kurzem, glatten Rasen bedeckt. Beim Sturze oder Fehltritt des Thieres kann der Reisende in einem Augenblick 900—1000 Fuss hinabstürzen. Die Maulthiere und auch die dortigen Pferde gehen jedoch so sicher, dass man sich nur auf sie verlässt, und ihnen die Zügel giebt. Nach einem Ritt von einigen Stunden kamen wir in eine waldigere Gegend, wo der Weg so morastig war, dass unsere zwei Lastthiere stecken blieben und nur mit Mühe wieder flott gemacht werden konnten. Je näher wir aber an Caripe kamen, desto üppiger wurde der Pflanzenwuchs und desto dichter die Wälder. Man befindet sich in einer ganz verschiedenen Natur, selbst der gräulich braune Boden hat sich in eine schwarze, leichtere Erde verwandelt. Tritt man endlich aus dem dichten Wald, so zeigt sich eine ¼ Meile lange Avenue aus *Laurus Persea L.* bestehend, an deren Ende das Dorf Caripe sichtbar ist, das wir mit Sonnenuntergang erreichten.

Der Alcalde, ein alter Indianer befand sich nicht im Dorfe, und sein Stellvertreter, der kaum spanisch verstand, war in nicht geringer Noth uns eine Stube zu geben, bis er uns zuletzt die Wohnung seiner 15jährigen Schwiegertochter gab, die sich aber flüchtete, als sie uns kommen sah.

Caripe, das früher berühmte arragonische Kapuziner-Kloster, ist jetzt ein kleines Dörfchen mit

*) A. v. Humboldt's Reisen II. Cap. VI. S. 91.

einigen zwanzig Indianer-Hütten, der alten Kirche mit den in Ruinen liegenden Convictorium und einigen massiv gebauten, dem Kloster gehörig gewesenen Häusern. Ausser den wenigen Indianern wohnt nur eine Creolen-Familie, aus einer Mulattin mit ihren zwei Kindern bestehend im Dorfe, die es freundlich übernommen hatte, täglich unser getrocknetes Fleisch zu braten.

Das Kloster, von dem wie bemerkt nur noch Ruinen vorhanden sind, ist an eine mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckten Felsenwand gelehnt. Eine Menge schöner Palmenformen, grosse Bombax Ceiba, Carica Papaya, Musa, Mimosen, Bignonien u. a. prangten in üppigen Exemplaren aus dem herrlichen Dikkicht hervor, in dem zur Belebung der Natur eine grosse Anzahl Araguatos (Brüllaffen) *) hausen, die des Morgens und Abends ein fürchterliches Geschrei anstimmen, und von den Indianern als das Gebet derselben bezeichnet wird, weil es einem dortigen Gesange nicht unähnlich ist.

Die unmittelbare Höhe des Klosters Caripe ist 412 Toisen; das Klima angenehm und kälter als das von Caracas, aber gesund. Die Morgen sind gewöhnlich neblig und auffallend kühl. Der Boden in dortiger Gegend ist äusserst fruchtbar und zur Kultur jeder Frucht geeignet. Die Indianer bauen Mais, Taback, etwas Kaffee und Zuckerrohr zur Bereitung von Branntwein, Yuca (Jatropha) und andere dort einheimische Früchte und Gemüse. Die Spanier ha-

*) *Stentor Geoffroy, Simia ursina Humb.*

ben zu ihrer Zeit viele Nutzpflanzen dorthin eingeführt, und noch sieht man mit den dortigen Gewächsen in gleicher Ueppigkeit verwildert mehrere dergleichen wachsen, als die Kamille, Rauthe, Petersilie, Fenchel, Melissen, Hollunder (*Sambucus*), Mohrrüben und mehrere Kohlarten, die für den Indianer aber von geringem Werth sind.

Gleich nach unserer Ankunft in Caripe hatten wir den Befehl des Gouverneurs von Cumaná, uns zur Reise nach der Höhle von Guachero behülflich zu sein, an den Alcalden abgesandt, der uns am folgenden Morgen seine Aufwartung machte. Nachdem wir ihm unsere Absicht mitgetheilt, schien er keine Ohren dafür haben zu wollen, und gab vor, die Leute hätten nicht Zeit, indem ihr Kirchfest vor der Thür sei, und der Geistliche, der das Fest abhalten solle, schon in eilf Tagen erwartet würde, bis zu welcher Zeit das Dorf gereinigt sein müsse (sechs Mann konnten es in einem Tage thun), und ausserdem hätte noch jede Familie hinlänglich zu backen und zu brauen. Wir erkannten diese Ausreden jedoch nicht als begründet an, und nach langen Unterhandlungen gelang es uns den Indianer andern Sinnes zu machen, und er bequemte sich endlich zwei Indianer nach der Höhle zu schicken, um die zum Hinneingehen in dieselbe erforderlichen hachas (Fackeln) anzufertigen und zu trocknen. Diese hachas werden aus Palmenstämmen, vermuthlich der *Mauritius Palme*, gemacht. Ihre harten Rinden werden der Länge nach aufgespalten, die dünnen Längsstücken in Bündel zusammengebunden, und sind dann, nachdem sie getrocknet

sind, zum Gebrauch tauglich und brennen vorzüglich gut. Wir gaben den alten Indianer-Schulzen vor, nur einen Theil der Höhle besuchen zu wollen, und als er sich dazu verstand und versprach hülfreiche Hand zu leisten, gingen wir mit unsern Forderungen weiter, und zuletzt hatten wir Alles, was wir brauchten und was zum Unternehmen nöthig war. Eine Art und Weise, wie man die Indianer für seine Absichten gewinnen kann; wie denn kleine Geschenke, Schmeicheleien und dergleichen ihre Wirkung auch nicht verfehlen. An dem Tage wo die hachas gemacht und zur Reise nach der Höhle Alles vorbereitet wurde, machte ich Exkursionen in die Umgegend, und hatte eine erfreuliche Ernte von Samen, Pflanzen und mehreren Vögeln, namentlich eine neue Colibri-Art, die dort in sehr grosser Menge mit einigen anderen Arten vorkommt. Am 1. Oktober war alles bereit, und die nöthigen Indianer nach der Höhle, die sich zwei Stunden West Südwest von Caripe befindet, gesandt. Der Alcalde stand selbst an der Spitze und leitete das Unternehmen als alter Praktiker. Er war ein starker, schlauer aber neugieriger Caribe, und um seine Kameraden auch mehr anzuspornen, mussten wir ihm ein Garaffon (10 Flaschen) von seinem fabrizirten Rum abkaufen und in der Höhle Preis geben. Um 12 Uhr Mittags bestiegen wir die Maulthiere und ritten mit unseren zwei Leuten und dem Alcalden nach der Höhle ab, die in einem Seitenthale des Thals von Caripe, das nach der Sierra de Guachero ausläuft, liegt. Ein schmaler Fusssteig führte uns durch eine frische und grüne,

mit Rasen bewachsene Ebene, bis wir in ein Gehölz kamen, und theils längs einem Waldstrom, theils in demselben, theils auf höchst steinigtem Wege einen sehr beschwerlichen Ritt zu bestehen hatten. Besonders sind es die einzelnen durch Zeit und Sturm gefallenen Bäume, die Steine, die mit Stacheln versehenen Gewächse, die das Reiten auf dem an sich morastigen Boden so sehr erschweren. Den Eingang der Höhle, in einer schauerlich schönen Gegend erblickt man erst, wenn man vor demselben steht; die Höhle, Cueva de Guacharo *) öffnet sich im senkrechten Durchschnitt eines Felsens. Der Eingang ist auf der Südseite des Berges, ungefähr 80 Fuss hoch und 60—70 Fuss breit. Von dem oberen Saume des Einganges hangen 10—20 Fuss lange Zapfen, durch Tropfstein gebildet, in allen möglichen länglichen Gestalten herab. Der Felsen über die Höhle, wie die zur Seite liegenden sind mit herrlichen Bäumen, von majestätischen Wuchse besetzt, dürre Stämme, wie auch die Felsenabsätze mit Farrnkräutern, Pothos und Orchideen bewachsen, und mit Lianen verbunden. Um 2½ Uhr stiegen wir im Vordertheile der Höhle von unseren Thieren und schickten sie, da es dort an Nahrung für sie fehlte nach dem freien Thaltheile zur Grasung zurück. Gleich

*) Guacharo bedeutet im Spanisch einen der schreit und jammert, und so hat man den Vogel in der Höhle „Guacharo," den starken Schreivogel *Phasianus Parraka* „*Guacharaca*" den es namentlich am Orinoco-Strom viel giebt, genannt.

am Eingange der Höhle befinden sich eine Menge aus Palmenwedel erbaute Hütten, von denen wir eine in Beschlag nahmen, eine zweite bezogen die Indianer, die Frau, Kinder und Hunde mit sich geführt hatten, und in einer dritten wurde unser Mittagbrodt, ein alter Hahn, bereitet. Der erste Salon oder die erste Abtheilung der Höhle, bis zu deren Ende noch schwaches Tageslicht dringt ist ungefähr **400** Fuss lang, **40—50** Fuss breit und **70—80** Fuss hoch. Die Temperatur in derselben, wie in der ganzen Höhle ist nur + 14—15° R. (3 Uhr Nachmittag), das Wasser des Flüsschens, das aus der Höhle kommt und sich in einen grossen Bach (Quebrada) dicht vor derselben ergiesst, hatte gleichfalls eine Temperatur von + 14° R. Ich machte zu verschiedenen Zeiten die Messungen, erhielt aber immer die gleichen Resultate. In dem Vordertheile der Höhle und vor dem Eingange wächst der berühmte Taback (*tabaco de Guacharo*), den ich jedoch für keine eigene Species halte und der vielleicht nur eine vom Boden und Standort abhangende üppigere Form ist.

Um 5 Uhr hatten wir unseren zähen Hahn mit *Cassave* Brodt und Pisang verzehrt und bereiteten uns vor, weiter einzudringen. Die Beinkleider wurden so hoch als möglich aufgestreift, Jacken etc. abgelegt, die hachas angezündet und die Wanderung angetreten. Die sechs Indianer, die uns begleiteten, von denen vier die brennenden Fackeln, die anderen die Reservefackeln und jeder einige Flaschen Rumm trugen, hatten sämmtlich schon ein Wenig des Guten zu viel genossen. Am Ende des ersten Salons über-

schritten wir den 8 Fuss breiten und 1 Fuss tiefen Fluss, dessen Kälte wir an den entblössten Füssen unangenehm empfanden, und traten in den zweiten Saal, wo die unzählige Menge der Guacharo-Vögel ein so starkes, klägliches Geschrei erhoben, dass wir nicht im Stande waren, uns gegenseitig zu verständigen. Der zweite Salon ist ziemlich gleicher Dimension wie der erste, der Boden steinigt, uneben und schlüpfrig von dem Kothe der Vögel, mehrere Male hat man den Fluss zu passiren und gelangt dann in die dritte Abtheilung, welche den beiden andern an Gestalt und Grösse nichts nachgiebt, der Weg ist jedoch noch schlechter, denn bis an die Knie sanken wir in den Koth der Vögel ein. Dieser dritte Saal bildet das Ende der Höhle in dieser Richtung, er schliesst mit einer schräg anlaufenden, sich bis zur Decke erhebenden Felsenwand, die zu erklettern die Indianer für unmöglich halten. Unserer Alcalde bemerkte, dass dies die Stelle sei, wo A. v. Humboldt umgekehrt sei, und weiter könne man auch nicht gehen. Nur in diesen drei Räumen halten sich die Guacharo-Vögel auf, und sind in einer kaum glaublichen Menge vorhanden. Sie nähren sich, wie der Unrath zeigt von öligen Früchten, z. B. der Palmen, (*Mauritius*, *Areca*), denen des *Laurus* und anderer ähnlichen Bäume. Sie scheinen die ganz hinuntergeschluckten Früchte so wenig zu verdauen, dass diese, nachdem sie wieder auf die Erde gefallen sind, sogar in den Keller ähnlichen Räumen keimen und gleich einem Grasshalme 2—3 Fuss in die Höhe schiessen. Oder sollten es viel-

leicht die beim Futtern der Jungen entfallenen Früchte sein? Der Unrath der Vögel hat sich so hoch angehäuft, dass er im strengen Wortverstande Berge bildet, und die Wege unpassirbar macht. Die Indianer nennen diese drei Räume, in denen allein sich diese Vögel aufhalten, „*La cueva de nosotros*“ (die unsrige Höhle). So gross und geräumig auch die Räume sind, so sind sie aber keinesweges dem Auge wohlgefällig. Die Farbe des Gesteins ist bräunlichgelb und grau, es ist der Juralkalkstein der in der Höhle vorkommt*). Die Wände sind mit Bildungen von Stalaktiken desselben Gesteins bedeckt, die oft eine eigenthümliche Gestalt zeigen, mehrere namentlich auf das täuschendste Statuen von Heiligen darstellen, die zu vielen seltsamen Geschichten und den Indianern in diesen finstern Räumen selbst zur Furcht Anlass geben. Unser Führer wollte am Ende des dritten Salons umkehren, und verweigerte durchaus weiter zu gehen, weil wie er behauptete, die Höhle dort ihr Ende hätte, was wir auch geglaubt haben würden, da keine weiterführende Oeffnung sichtbar war, wenn uns nicht bekannt gewesen wäre, dass Señor Coronel Codazzi bis zu einer sogenannten Laguna (See) vorgedrungen sei. Ein Glas Rumm war stärker als der Vorsatz des Alcalden, und mit Freuden führte er uns nun weiter. Auf der rechten Seite des dritten Sales oder Abtheilung, kamen wir durch einen schmalen, niedrigen Gang, halb kriechend auf se r schlüpfrigem, thonartigem Boden, in andere

*) A. v. Humboldt's Reisen II. Cap. VII. S. 121.

ungleich grosse, doch ziemlich mit einander übereinstimmende Räume. Der schon erwähnte Fluss, hier 3—4 Fuss tief, bildet den Weg zwischen steilen und gewölbten Wänden. Nach Verlauf von einer Stunde mühseligen Gehens sagte man uns, hier seien wir an der Laguna, und weiter könne Niemand gehen, noch würde es irgend Jemand zu thun wagen. Die Laguna, von der so viel geredet, und die als so gross beschrieben wurde, ist nur fünf Fuss lang und drei Fuss breit, und hatte auf sehr weichen Boden 4 Fuss Wasser. Sie sperrte den Weg und schien ein Reservoir des Flusses zu sein. Die beiden Seitenwände, die kaum 6 Fuss Höhe hatten, waren so glatt und abgerundet, dass man sich weder daran anhalten noch festen Fuss darauf fassen konnte. Die Wand jenseits der Laguna war gleichfalls abgerundet, erreichte aber nicht die Decke, sondern liess noch eine kleine Oeffnung zwischen sich und derselben sichtbar werden. So weit in der Höhle vorgedrungen, wollten wir auch noch weiter, um wenigstens zu wissen, was hinter der vor uns liegenden Wand verborgen sein möchte. Es hielt sehr schwer, die Indianer zu bewegen weiter zu gehen, was freilich mit grosser Gefahr verknüpft war, indem man nicht im Stande ist, sich an der glatten Wand zu halten, und leicht in die Laguna fallen konnte, aus der man ihres morastigen, thonigen Bodens wegen nicht gut sich zu retten im Stande gewesen wäre. Nach langen Debatten, durch frischen Rum und erregte Neugierde angereizt, fasste der alte Indianer Muth, und kletterte mit Hülfe der anderen die schräge Wand hinan, denen wir denn auch

bald folgten. Unsere Neugier wurde sehr schnell befriedigt. Auf der anderen Seite des Hügelchens nahm uns der nämliche Fluss wieder auf, und wir konnten in demselben höchstens neun Schritte vordringen, indem die Höhle sich dort in einem spitzen Winkel schliesst, wo das Wasser mit der grössten Gewalt durch eine kleine Oeffnung einströmt. Ob sich nun hinter diesem spitz zulaufendem Raume noch andere Räume befinden, mögen später Reisende untersuchen. Wir kamen so weit, als bis jetzt Niemand gelangt war. Um von dieser Stelle wo uns das Athmen schwer fiel, durch andere noch nicht gesehene Räume wieder nach dem Ausgang der Höhle zurück zu kommen, waren wir genöthigt durch mehrere kleine Gänge auf dem Bauche zu kriechen. Der Indianer führte uns in immer andere grössere oder kleinere Räume, von denen einer immer noch schöner als der andere war. Einige glichen Kirchen; Säulen von allen Grössen und einer kalkigen kristallähnlichen Masse erhoben sich von der Erde, oder hingen von der Decke herab, und verbreiteten beim Fackelschein einen diamantartigen Glanz. Wir marschierten über vier Stunden in der Höhle umher und steuerten dann dem Ausgange zu, den wir glücklich und befriedigt, aber ermüdet, durchnässt und ausgefroren erreichten.

Die Eulenart, Guacharo *) war jetzt in voller Thätigkeit, d. h. sie flogen aus und ein, und machten ein so fürchterliches Geschrei, dass man sich keine Idee davon machen kann. Wir versuchten in der

*) *Steatornis caripensis Humb.*

Monddämmerung einige zu schiessen, jedoch vergeblich, ihr Flug ist so ungemein schnell und so ungleich, dass wir nicht im Stande waren sie zu treffen. Am nächsten Morgen, als sie sich in der Dämmerung ihre Nahrung suchten, liess ich mir die Mühe nach ihnen zu schiessen nicht verdriessen, und hatte das Glück drei zu treffen *). Dieser Vogel kommt nach den Aussagen der Indianer auch noch in anderen Höhlen vor, wie in der Höhle auf der Insel Trinidad. Ob es dieselbe Species sei, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Vögel nähren sich, wie schon erwähnt, von Palmenfrüchten als *Mauritia vinifera Mart.* (*Palmicho*), *Mauritia flexuosa L.*, wie auch von *Laurus* und ähnlichen Früchten. Sie verschlingen die Früchte ganz, verdauen aber nur die äussere Schale und geben den Kern unverdaut von sich, der mit der Zeit auf der Erde keimt. — Um Johanni begeben sich die Indianer von Caripe mit ihren Familien nach der Höhle und fangen die jungen Vögel (*los pollos del Guacharo*), die sie aus den Nestern, welche sich in den Spalten und Löchern der Felsenwände befinden, ausnehmen. Zu diesem Zweck haben sie in der Höhle Pfähle mit Seitensprossen angebracht, ähnlich einer Leiter, auf der sie hinaufsteigen und sich in die gallerieähnlichen, oberen Räume der Höhle begeben und die fetten Jungen aus den Nestern nehmen. Jeden ergriffenen jungen Vogel werfen sie hinab, die Frauen und Mädchen sammeln sie auf und legen

*) Zwei von diesen befinden sich ausgestopft, der andere in Weingeist in den Kgl. Zool. Sammlungen in Berlin.

sie hundertweise in Reihen. Auf diese Weise fangen sie alljährlich unter dem furchtbarsten Geschrei der Alten mehrere Tausend. Die Vögel werden sogleich ausgenommen und dann aus ihnen das Fett ausgebraten, das sich in grosser Menge auf dem Bauchfell und an den Theilen zwischen den Schenkeln befindet. Das Fett, welches weisslich von Farbe und geruchlos ist, hält sich in verschlossenen Gefässen lange Zeit, und wird in dortiger Gegend allgemein gegessen. Auch die jungen Vögel, aus denen das Fett ausgebraten ist, werden verzehrt und schmecken gut. Für die Indianer ist diese Ernte des Fettes (*la cosecha de la manteca*) ein Fest und dauert 4 bis 6 Wochen.

Die ganze Höhle kann man in drei Hauptabtheilungen scheiden, von denen die grösste 975 Varas (Ellen) oder 2925 Fuss Länge hat, und die der Aufenthalt der Guacharo-Vögel ist, unter dem Namen *Grita*. Diese Abtheilung besteht aus alten Petrefacten. Um in die zweite Abtheilung zu gelangen, muss man 75 Fuss wieder zurückschreiten, und es besteht diese aus sandiger Thonerde, die stets vom Wasser befeuchtet ist. Sie enthält keine Guachero-Vögel aber eine Unzahl von Hasen (Lapas) und Ratten, und hat eine Länge von 225 Varas oder 675 Fuss. 25 Varas mehr nach Vorn tritt man in die dritte Abtheilung, die noch mehr von Lapas bewohnt, und nur 135 Varas, 405 Fuss, lang ist. Diese ist die schönste, pittoreske und bewunderungswürdigste Abtheilung von den drei unterirdischen Räumen. Die

Länge sämmtlicher drei Abtheilungen beträgt mithin 1285 Varas oder 3855 Fuss *).

A. v. Humboldt setzte seine Reise von Caripe über S. Maria nach Cariaco und Cumaná fort, wir hingegen nahmen unsern Rückweg wieder über San Francisco nach Aragua. Am 2. Oktbr. verliessen wir die Höhle und ritten zuerst nach dem Canuco unsers Indianer-Alcalden „Lopez," wo er uns erst noch reichlich mit Pisang und Cassave versah, und dann reiten liess. Eine kleine Stunde hinter San Francisco passirten wir die frühere Mission Guanaguana, jetzt ein kleines, freundliches, mit einer Kirche versehenes Dorf. Die Indianer und die wenigen dortigen Creolen pflanzen Baumwolle, Kaffee und Mais, welche Produkte in dem guten Boden herrlich gedeihen. Von Guanaguana führte ein sehr bergiger, öder Weg einige Leguas gleichförmig fort, bis man einen sehr steilen Berg hinabreitet, den Fluss Guarapiche passirt, und sich dann bald wieder auf einer Höhe befindet, von der wir die prächtigste Aussicht auf die vor uns liegende Ebene hatten. Am 3. Oktbr. erreichten wir die Stadt Aragua, die Hauptstadt des Cantons gleichen Namens. Der Jefe politico gab uns eine Wohnung im Rathhause, d. h. ein Zimmer mit vier weissen Wänden und einer langen Bank. Aragua ist eine kleine, freundliche Stadt, deren Häuser sämmt-

*) Eine noch ausführlichere Beschreibung dieser Höhle, welche unstreitig eine der schönsten und grössten Höhlen ist, besonders auch für Geologie, siehe in v. Humboldt's Reisen II. Cap. VII. S. 103 seq.

lich mit Palmenwedel gedeckt sind. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Creolen, meistens wohlhabenden Leuten. Ich erlebte in Aragua eine eigenthümliche unchristliche Feier, nehmlich wegen des Dahinscheiden eines 6jährigen Kindes. Die Feier bestand darin, dass am Abend im Hause der Eltern ein Tanzvergnügen gegeben wurde, woran alle Freunde und Verwandte Theil nahmen, und dass am folgenden Morgen das Kind unter Paukenschall beerdigt wurde. Dieser unpassende Gebrauch findet in der ganzen dortigen Gegend statt, sobald ein Kind unter 7 Jahren alt gestorben ist. Man freut sich, dass es unschuldig und als Engel in das Jenseit hinübergegangen ist.

Drittes Kapitel.

Reise von Aragua über Maturin nach Barrancas am Orinoco - Strom.

Nachdem der Jefe politico von Aragua unsere Thiere bestellt hatte, verliessen wir die Stadt am 6. Oktbr. in Gesellschaft eines Creolen, der sich uns zur Begleitung angeboten hatte. Durch eine ziemlich angenehme und fruchtbare Gegend, bald Waldung, bald Ebene, mit einzeln stehenden Gebüschen, kleine Wälder von *Cocos aculeata Jacq.* kamen wir nach 4 Stunden bei dem netten Dörfchen Chaguamare, zum Canton Maturin gehörend, an, wo wir, da die Sonne zu mächtig brannte, bis zum nächsten Morgen blieben. Schon bei Sonnenaufgang befanden wir uns

am Anfang einer unabsehbaren Ebene, und ich hatte den herrlichen, für mich neuen Anblick, den Sonnen-Aufgang zu sehen, der sich am Horizont einer unendlichen Landebene noch herrlicher ausnimmt als auf dem Meere. Der Dunstkreis ist auf dem Lande grösser und die Sonne erscheint dadurch unglaublich gross. Die Ebene bis zum Flusse Guarapiche ist eine unabsehbare, monotone, grüne Fläche, die nur durch einzelne zerstreut liegende Bosquets, gleich kleinen Inseln im Meere, unterbrochen wird. Abermals war der Rio Guarapiche zu durchreiten, der eine halbe Stunde von der Stadt Maturin vorüber fliesst.

Maturin ist ein regelmässig angelegtes Städtchen, mit meistens massiv gebauten und mit Palmenblätter gedeckten Häusern, nur ein Haus ist merkwürdiger Weise mit Ziegeln, und ein anderes mit Zink gedeckt. Die Stadt, die durch den genannten Fluss mit dem Meere in Verbindung steht, und lebhaften Handel mit der Insel Trinidad treibt, führt den Titel Hafenstadt, obgleich ihr Hafen sich 10 Leguas davon entfernt befindet. Eine Menge Ausländer, namentlich Franzosen, sind in Maturin ansässig, und man hört mehr französisch als spanisch reden, selbst der Jefe politico ist ein Franzose.

Der Boden um Maturin ist ausgezeichnet gut und viel angebaut, besonders aber sind es die Ufer des Flusses Guarapiche. Der dort häufig gebaute Cacao wird mit für den besten gehalten und geht in grosser Menge nach den grösseren Häfen, um von dort nach Europa verschickt zu werden.

Die Franzosen, die in der Regel schon an sich aufdringlich sind und sich gleich als Freunde beweisen wollen, sind es aber noch vielmehr in Maturin. Kaum hatten wir unsere Wohnung bezogen, so suchten sie uns auf und erboten sich uns in jeder Weise behülflich zu sein. Eine sehr angenehme Bekanntschaft machte ich indessen mit den Familien des Hrn. Villedon und der Herren Beauportui, zweier Brüder, von denen der eine sich Doktor der Medizin tituliren liess, und seiner geringen Kenntnisse ungeachtet dennoch viel Geld verdiente. Er reisste umher, verordnete allen Leuten Arznei, die sich ihm anvertrauten, und deren es nicht wenige gab, weil Jeder ihn für den gescheutesten Arzt hielt, obgleich er, wie er selbst sagte, nur wenige Kenntnisse von der Medizin besass, die ihm aber so viel einbrachten, um dort anständig leben zu können. Seine Hauptgeschäfte waren bedeutende Sammlungen von Vögel und dergleichen zu machen, die er an das Cabinet d'Histoire naturelle in Paris einsandte. Herr Beauportui hatte sich zur Zeit der Guacharo Vogel-Ernte in der Höhle von Caripe vier Wochen aufgehalten, und bei dieser Gelegenheit mehr als achtzig Exemplare dieser Vögel erbeutet, die, wenn sie nach Europa kommen sollten, sich bald in alle Sammlungen verbreitet haben werden. Die Hitze in Maturin war uns zu unsern Unternehmungen oft sehr hinderlich, täglich zeigte das Thermometer 26 bis 28° R., und selbst während der Nächte fiel es nicht unter 20°.

Die Umgegend von Maturin ist für einen Geologen von mehr Interesse, als für einen Botaniker,

wenigstens fand ich damals in der trocknen Jahreszeit ausser einigen schönen und seltenen Pflanzen wenig von Bedeutung *). In sehr grosser Anzahl finden sich die Mauritia-Palmen in den Savanen, dort unter dem Namen *Carata* bekannt, die hauptsächlich zum Decken der Häuser benutzt werden. Die Stämme stehen in der Regel in grosser Menge beisammen und zwar im Wasser, welches gewöhnlich sehr tief und gefährlich zu passiren, aber stets klar, auffallend kühl und von angenehmen Geschmack ist. Eine mit vielen Mauritia-Palmen bewachsene Fläche wird mit dem Namen *los Murichales* bezeichnet.

Eine der merkwürdigsten Naturerscheinung in der Nähe von Maturin ist der sogenannte Reverbero (Kocher-Ofen). Ungefähr 3 Stunden westlich von Maturin, zwanzig Minuten von einem kleinen See entfernt, befindet sich in einem lichten kleinen Gehölze, das nur eine dürftige Vegetation zeigt und aus Mimosen, Cassien etc. besteht, dieser Reverbero, ein beinahe runder Platz, 60 Fuss im Durchmesser, und frei von allen Gewächsen. Vom Rande des Gehölzes ab erhebt sich das Terrain bis zur Mitte 15 Fuss hoch gleichsam zu einem Kegel, der in der Mitte eine 2 Fuss im Durchmesser haltende Oeffnung hat, die mit einer bläulichgrauen, dickflüssigen Masse an-

*) Unter den bei Maturin eingesammelten Pflanzen zeichnen sich besonders aus: eine *Jussieua* mit dachziegelförmig auf einander liegenden Blättern, die im Habitus dem Hauslauch nicht unähnlich sieht, ferner *Eriocaulon fasciculatum W.* und *caulescens Poir.*, *Pontederia paradoxa Mart.*, u. a.

gefüllt ist. Diese hat beinahe dieselbe Temperatur als die sie umgebende atmosphärische Luft, und stösst in kleinen Zwischenräumen Luftblasen aus, ungefähr 12 bis 15 Mal in einer Minute, ähnlich wie beim Löschen des Kalkes. Der Geruch, den wir schon eine halbe Stunde davon entfernt empfanden, ist sehr salpetrig und eben so ist auch der Geschmack jener Flüssigkeit. Die Tiefe der Oeffnung mass ich auf 15 Fuss in einem thonig, sandigen Boden. Ungefähr 50 Schritte von diesem Reverbero entfernt, ist noch ein anderer kleinerer Kegel, der aber noch stärker und aus 10 Oeffnungen zu kochen schien. Der Erdboden um diesen Kocher ist mit Salpeter bedeckt, der sich in Menge absondert, und von den in der Nähe weidenden Rindvieh, Eseln und Pferden, welche diese Stelle häufig besuchen, eifrig aufgeleckt wird. Das sich an einigen Stellen absetzende Wasser hat gleichfalls einen salzigen oder salpeterartigen Geschmack, äusserte aber durchaus keine Wirkung, obgleich wir Alle eine ziemliche Quantität davon getrunken hatten.

Nach den Aussagen der dort wohnenden Leute hätte man früher in jener Gegend Salz gewonnen, was ich jedoch dahin gestellt sein lassen will. — In ziemlicher Nähe dieser Reverberos, mitten in der trocknen Savana, sind mehrere kleine Gruben von 1—2 Fuss Tiefe, aus denen man viel Asphalt gewonnen hat, der namentlich in früherer Zeit, wie auch auf Trinidad, einen bedeutenden Handelsartikel ausmachte.

Am 15. Oktbr. 1840 waren alle Vorkehrungen so weit gediehen, dass wir unsere Reise nach dem

Orinoco-Strom fortsetzten konnten. Der Jefe politico von Maturin hatte uns ein Boot mit den nöthigen Mannschaften besorgt und so schifften wir uns früh Morgens ein. Der Fluss Guarapiche, den wir zunächst hinabfahren mussten, liegt eine Viertel Stunde von Maturin entfernt. Das Boot, Curiara genannt, in dem wir die Reise antraten, war aus einem einzigen Stück Holz gehauen und ungefähr 36 Fuss lang, kaum 5 Fuss breit und ganz offen. Unsere Bagage war in der Mitte der Curiara aufgepackt, und mit einer mit Asphalt bestrichenen Decke bedeckt, auf der wir unsern Sitz nahmen. Die Mannschaft bestand ausser unserem Sklaven, aus dem Patron (Führer des Bootes) und zwei Ruderern. Salzfleisch, Fleischwürstchen, Käse, Kaffee, Cassave und einige Flaschen Rum machten unseren Proviant aus. Der erste Tag unserer Flussreise liess sich gut an, nur peinigte uns die Sonne stark, und vergnügt legten wir bei Sonnenuntergang am Ufer an, um auf dem Lande in den Hängematten zu schlafen, aber die Furcht vor Tiegern und Schlangen (Boas) hielt unsere Leute, und mich die Millionen stechender Mosquitos die ganze Nacht wach; wir waren insgesammt froh, als der Tag graute, wir die Reise fortsetzen und dem Hafen zuzusteuern konnten, den wir gegen Abend auch erreichten. Ich hatte viel von diesem Hafen (Puerto del caño colorado) gehört, und mir eine grosse Meinung von demselben gemacht, ich erstaunte daher nicht wenig, als der Führer unweit zweier kleinen Hütten anlegte und diesen Ort für den Hafen erklärte, bis wohin die 3—6 Fuss tief gehenden Balandras (kleine einmastige

Fahrzeuge) beladen von der Insel Trinidad den Fluss hinauf kommen können, um die dort aufgestapelten Landesprodukte als vorzüglich Baumwolle mit zurückzunehmen. In diesem Hafen glaubten wir wenigstens frische Speisen zu erhalten, aber auch nicht für grosse Summen war etwas zu bekommen, wir hätten denn von einem englischen Matrosen einen uns für drei Piaster angebotenen kleinen, so eben gefangenen Fisch kaufen müssen, dessen Preis uns indessen doch zu hoch schien. Unser Boot musste jetzt zur Seereise vorbereitet werden, was uns einen halben Tag im Hafen aufhielt. Von Maturin bis zum Hafen ist der Fluss Guarapiche nur sehr schmal, oft nur für ein schmales Boot fahrbar, und häufig durch die vom Wasser niedergerissenen Bäume gesperrt. Das Fortschaffen des Bootes geschieht durch lange Stangen, da Ruder nicht angewendet werden können. Die Ufer des Flusses sind unweit Maturin hoch, fruchtbar und von Indianern bewohnt und bebaut, je weiter man aber hinabfährt, desto flacher und trauriger werden sie. Alte, hohe Bäume stehen entlaubt und todt da, nur noch mit lebenden Epiphyten bekleidet. Der zu Zeiten angeschwollene reissende Fluss überschwemmt die ganze Gegend, reisst Erdstrecken mit sich fort, vergräbt sein früheres Bett und bildet neue Kanäle. Zum ersten Male fand ich in diesem Theile von Südamerika in dieser sumpfigen Flussgegend die herrliche Königspalme *), aber nicht wie auf Cuba unter dem Namen *Palma real*, sondern

*) *Oreodoxa regia Kth.*

als *Chaguarama* bekannt. Zugleich ist diese sumpfige, kaum zugängliche Gegend belebt von vielen schönen Vögeln und einer unzähligen Menge Brüllaffen, *Araguatas*, von denen ich mit unsäglicher Mühe und Anstrengung ein Weibchen mit ihrem Jungen im Arme schoss. Erst nach dem achten Schusse, von denen keiner sie verfehlte, fiel das Thier. Nach dem ersten Schuss flüchtete es sich höher und wickelte seinen Schwanz um einen Ast, an dem es, nachdem es bereits todt war, hängen blieb. Es wurde abgebalgt und das Fleisch gab uns einen guten Braten, den die Indianer über dem Feuer ohne alle Zuthaten bereiteten. Das Fell hatte mit vielen schönen Vogelbälgen ein gleiches Schicksal, nemlich es verfaulte, da ich es bei dem häufigen Regen, den wir bis Barrancas zu ertragen hatten, nicht trocknen konnte. Während der Zeit, dass unser Boot seefertig gemacht wurde, untersuchte ich die dortige Gegend, jedoch erlaubte der seichte, thonige Boden kein weites Eindringen ins Innere. Die Ebbe und Fluth geht noch eine Legua weit über den Hafen hinaus.

Um 1 Uhr war das Boot fertig nnd wir ruderten nun mit neuem Muthe den Fluss hinab, dem Meere zu. Der Fluss erhält vom Hafen ab ein ganz anderes Ansehen, erweitert sich plötzlich und erscheint in grossartiger Stromgestalt. Die Ufer, obgleich flach, sind üppig und herrlich bewachsen, und hauptsächlich von Palmen, die mir einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährten. Mehrere Kanäle oder caños, gehen bald links bald rechts vom Flusse ab, als der caño Caruta, C. Bajanuca und C. Francesa, der nach

dem Hafen St. Juan führt, und sind alle für mittelgrosse Schiffe fahrbar. Vom letzteren Caño abwärts hört die üppige, mannigfaltigere Vegetation auf, und sind die Ufer mit Mangle (*Rhizophora Mangle*) bedeckt. Wir gedachten am Ufer zu übernachten, wurden aber durch die Mosquitos daran verhindert und genöthigt auch die Nacht hindurch zu rudern, so dass wir schon am andern Morgen den Golf von Paria erreichten.

Die Ufer des Flusses Guarapiche sind vom Ausfluss desselben in den Golf von Paria, etwa 30 Meilen aufwärts, nur mit mehreren Mangle-Arten bewachsen, die nur mit wenigen Palmen (Bactris) untermischt sind. Höher hinauf bis etwa 15 Meilen vor Maturin zeichnen sie sich aber durch üppige Vegetion und romantische Gruppirungen aus und werden dann bis Maturin wieder einförmiger, und es sind meistens nur Heliconien *), *Brownea racemosa*, Inga und Bambus, welche die Ufer dicht bekleiden. An einigen Stellen sind die Ufer flach, sumpfig und dort finden sich, wie schon erwähnt, die Oreodoxa regia, und auf hohen dürren Bäumen Clusien, Orchideen und Bromeliaceen. Vom Puerto del caño colorado fangen die Palmen an, und stehen in solcher Menge beisamen, wie ich es nie vorher gefunden habe. Bactris, einige Areca mit hangenden Wedeln, 20—25 Fuss hoch, *Elaeis*, *Cocos*, *Sagus Rumphii* und andere fielen mir besonders auf. Nach der Palmen-Region die 3—4 Leguas weit reicht, fängt

*) *Heliconia brasiliensis* und *gigantea*.

dann die der Rhiziphoren an, von denen es mehrere Arten und Bäume von 40 Fuss Höhe giebt. Viele der Kanäle sind beinahe bedeckt mit der *Pontederia azurea Sw.*, wodurch das Rudern oft erschwert wird.

Wir hatten nun die See erreicht, aber nicht ohne Unglück zu besorgen; es war stürmisches regnigtes Wetter, die See ging hoch und drohte unser Boot umzuwerfen. Wir mussten jedoch weiter, denn an den seichten und flachen Ufern des Flusses, der an der Mündung über eine deutsche Meile breit ist, anzulegen, war nicht auszuführen. Im Golfe hielten wir uns eine Viertel Meile von der gleichfalls nur mit Rhizophoren bewachsenen Küste entfernt, wo die Brandung nicht ganz so stark war als näher an der Küste. Gegen drei Uhr Nachmittags trat Ebbe ein, die uns, da wir nicht tiefer in die See stechen durften, aufs Trockne brachte, konnten aber, da der Boden so ungemein seicht und schlammig ist, nicht aus dem Boote steigen. Nach Verlauf von 8 Stunden trat die Fluth wieder ein, und machte uns flott. Unsere Leute hatten kaum eine Stunde gerudert, als sie wieder ankerten, wir zwangen sie aber die Reise fortzusetzen, weil wir es für gefährlicher hielten, mit einem kleinen Boote auf offner See festzuliegen, als uns fortzubewegen. Die See ging sehr hoch, und eine jede Welle brachte uns so viel Wasser über Bord, dass nicht nur wir, sondern auch unser ganzes Gepäck und die Sammlungen durchnässt wurden, und zwei Mann beständig das Wasser aus dem Boote herausschöpfen mussten. Ein schon bei Sonnenuntergang am Horizont sichtbares Gewitter

hatte uns um Mitternacht eingeholt. Es war eine so ungemein dicke, schwarze Wolkenmasse, die sich von SW. nach Norden erstreckte, wie ich sie nie gesehen hatte. Unzählige Blitze erleuchteten das Meer, die ziemlich fern liegende Küste des Festlandes und die so eben sichtbare Insel Trinidad; der ganze Himmel schien ein Feuermeer. Nie hatte ich ein solches Naturschauspiel erlebt, und mit nicht geringer Angst erwarteten wir das Ende, und das unsrige wäre gewiss auch nicht fern gewesen, wenn nicht ein tüchtiger Wind die Wolken zertheilt und das Gewitter der Insel Trinidad zugetrieben hätte. Mein Reisegefährte und ich hatten bereits die Ruder ergriffen, indem unsere Ruderer total ermattet waren. Am anderen Morgen hatten wir den Golf durchrudert und waren in einen Arm des Orinoco, in den Caño de Bagre eingelaufen. Wir legten bei den im Wasser stehenden Mangle-Bäumen an, nahmen auf deren Wurzeln Platz, und verzehrten ein aus gedörrtem Fleisch bereitetes Frühstück, dass uns ganz ausgezeichnet schmeckte weil wir nichts anderes hatten. Das Wetter war herrlich, die Hitze aber gross und die Mosquitos unerträglich, die am Tage von einer Art blinder Fliegen ersetzt wurden, deren Stich noch empfindlicher ist, der aber nicht wie der der Mosquitos eine anschwellende Wunde macht. Die flachen Ufer des Caño de Bagre sind monoton und nur mit Rhizophoren bewachsen. Das Wasser im Golf bis ziemlich in die Mitte desselben, wie das sämmtlicher Nebenarme des Orinoco, war zum Glück für uns noch süss schmeckend. Die Wassermasse des Orinoco, die sich in

den Golf ergiesst ist in der Regenzeit so gross, dass die Hälfte des Golfs und alle Arme des Orinoco mit Süsswasser auf 6 Monate gefüllt werden, und erst in der trocknen Jahreszeit, wenn der starke Zufluss aus dem Orinoco aufhört, wird es wieder salzig. Mit frischem Muthe setzten wir unsere Reise fort, und erreichten endlich nach vierundzwanzig Stunden den Flecken Pedernales. Der Alcalde, ein lustiger, doch zugleich weitschweifiger und lärmender Mulatte empfing uns, und wies uns den Corridor seines Hauses zur Wohnung an. Unsere Sammlungen so wie die Wäsche und Kleidungsstücke in den Koffern waren völlig durchnässt und mussten nun getrocknet werden, weshalb wir genöthigt waren, einige Tage in Pedernales zu bleiben. Die Ruderer, die wir bis Barrancas gemiethet hatten, liefen uns davon, weil sie keine Lust hatten ferner zu arbeiten und mit Mühe konnten wir als Ersatz einige Indianer auftreiben. Eine halbe Stunde von der Wohnung des Alcalden, unmittelbar am Caño de Pedernales, liegt der Flecken Pedernales, aus einigen Hütten bestehend und von wenigen Indianer-Familien aus der Raçe Guaraunos bewohnt *). Berühmt in jener Gegend ist die Isla de Plata (Silberinsel), die wir mit einigen Indianern in ihrem Canoa (Boot) besuchten. Schon vor unserer Ankunft in Pedernales fuhren wir an dieser Insel entlang, die sich uns durch einen starken Geruch nach Steinkohlentheer zu erkennen gab. Sie liegt im

*) Eine nähere Beschreibung der mir bekannt gewordenen Indianer-Stämme werde ich später folgen lassen.

selben Kanal, eine Stunde von Pedernales entfernt, ist etwas bergig und mit *Crescentia Cujete*, *Rhizophora*, *Sida*, *Bactris*, *Bignonia spectabilis Vahl.* und anderen Pflanzen bewachsen. Die Ufer sind, wie bei Pedernales ungemein steinig, und dicht am Ufer, vom Wasser bespült, findet sich der uns als Gold oder Silber beschriebene Stein, der aber nichts anderes als Cobald ist und besonders im Sonnenschein nach dem Abfluss (Ebbe) des Wassers gleich Gold glänzt. Steinkohlentheer-Minen sind in jener Gegend allgemein, und schwängern die Luft mit ihrem Geruch auf grosse Entfernung.

Einen unglaublich schönen Anblick bieten in allen diesen Kanälen, wie auch an der Küste des Golfs, die schönen Feuervögel, rothe Ibis, die gegen Abend in grossen Zügen sich dort niederlassen. Um einige dieser schönen Vögel zu erhalten, verliessen wir Pedernales in zwei Böten, von Indianern gerudert, und fuhren in die verschiedenen, entlegenen Kanäle auf der entgegengesetzten Seite des Caño de Pedernales. Die Verzweigung der Kanäle ist dort so gross, dass der, welcher mit diesen Verschlingungen unbekannt ist, sich unmöglich zurecht finden würde. Wir durchfuhren in allen möglichen Richtungen in unseren kleinen, schmalen Canoas die Insel, die durch die Kanäle in viele Theile getheilt und von zwei Seiten vom Meere bespült ist. Rhizophoren in allen Grössen sind es allein die daselbst vorkommen, und zur Fluthzeit fährt man in die Rhizophoren-Gehölze hinein, wohin sich die Vögel flüchten, sobald sie Menschen erblicken. Die Hauptabsicht der Ex-

kursion nach jenen Rhizophoren-Gehölzen war, einige der rothen Ibis und Enten zu erlangen, welche beide Vögelarten dort in grosser Menge vorhanden zugleich aber auch ausserordentlich scheu sind, so dass wir nur wenige erhielten, zumal wir nicht im Stande waren länger in den Gebüschen uns aufzuhalten, wenn wir nicht von den Mosquitos zu Tode gepeinigt werden wollten. Ich habe mich gewundert, mit welcher Ruhe die Indianer die Mosquitos-Stiche ertragen können. Das Wetter war zu unserer Rückfahrt sehr ungünstig geworden, und nur mit der grössten Gefahr setzten wir in unsern kleinen schmalen Böten über den eine halbe Meile breiten durch Sturm sehr stark bewegten Ca˜o de Pedernales.

Ganz in der Nähe von dem Orte Pedernales, auf dem Grnndstück einer sehr liebenswürdigen Wittwe und Besitzerin einer Rumfabrik, fanden wir einen Reverbero oder Kocher, ganz gleich denen bei Maturin, nur um Vieles grösser..

Am 27. Octbr. setzten wir mit vier Guaraunos-Indianern die Reise nach Barrancas am Ufer des Orinoco fort, welchen Ort wir erst nach 3 Tagen, nach ununterbrochenen Rudern, ermüdet vom gepressten Sitzen, ermattet von der Sonne, hungrig uud zerstochen vom Ungeziefer jeglicher Art erreichten. Wir ruderten zuerst den schönen, breiten Caño de Pedernales entlang und kamen aus ihm in den Caño de Manamo grande, den wir am Abend des zweiten Tages erreichten. Die Ufer des ersteren Kanal erschienen flach, indem der Wasserstand des Orinoco noch sehr hoch und die ganze Gegend überschwemmt

war, die Ufer des anderen Kanal hingegen sind steiler, fruchtbarer und schon an mehreren Stellen von Creolen bewohnt. Man sieht kleine Plantagen von Zuckerrohr, Cacao und Kaffee, und bezeichnet diese Gegend mit dem Namen Macare. Am Einfluss des Cano Manamo grande in den Orinoco liegt die lange, schmale Insel Jaga, welcher gegenüber ein Zollamt errichtet ist, wo jedes Fahrzeug, das den Orinoco hinauf will, vorbei fahren und anlegen muss. Die kleineren Böte werden von den Beamten untersucht, die grösseren erhalten einen Zollofficianten an Bord, der das Schiff bis nach seinem Bestimmungsorte begleitet, um allen Schmuggelhandel auf dem Orinoco zu verhindern. Wir erreichten Jaga am Abend 11 Uhr, und mussten daselbst bis zum nächsten Morgen warten, wo die Officianten sich durch unser Bitten zureden liessen, eine halbe Stunde früher aufzustehen, am Bord zu erscheinen und uns zu expediren. Von Jaga bis nach Barrancas hatten wir noch eine Stunde zu rudern, und Niemand war glücklicher als ich, als wir dieses Städtchen endlich erreicht hatten.

Barrancas ist ein kleiner Ort mit sehr breiten, sonnigen ungepflasterten Strassen, der Sitz eines Geistlichen und mehrerer Beamten. Die Einwohner sind Weisse, Neger, Mulatten und Indianer. Die Umgegend ist eine wenig angebaute öde Savana. Es war hier der Ort, wo ich mich mit meinem Reisegefährten entscheiden musste, die Reise den Orinoco hinauf bis Angostura fortzusetzen, oder zuvor noch einen Abstecher nach dem schönen Fluss Caroni und der Stadt Upata zu machen. Letzteres wurde aus

mehreren Gründen gewählt, denn wir fanden den Orinoco noch im bedeutend hohen Wasserstande und die Strömung so stark, dass ein Rudern gegen dieselbe für beinahe unmöglich gehalten wurde. Auch war Don Pedro schon wieder seit einigen Wochen und ich zum Erstenmal vom kalten Fieber befallen, eine Folge der feuchten, dunstigen Nächte, die ich im offnen Boote während so langer Zeit auf dem Wasser zubringen musste. Wir entschlossen uns daher zu Wasser bis Puerto las Tablas, und von da zu Lande nach Caroni und Upata zu reisen, und Angostura einstweilen ganz aufzugeben.

Viertes Kapitel.

Besuch des Flusses und Ortes Caroni, Upata und die Missionen. — Llaneros. — Indianer.

Um den Orinoco bis Puerto las Tablas hinauf zu kommen, fanden wir eine sehr günstige Gelegenheit, indem uns ein amerikanischer Schooner mitnahm, der daselbst Ochsen einladen wollte. Nach achtzehn Stunden hatten wir den kleinen, durch Verschiffung der Ochsen nach den Inseln Trinidad, Barbadoes, Martinique etc. berühmten Hafen erreicht, nachdem wir die alte berühmte, jetzt beinahe ganz in Ruinen liegende Stadt Guayana am rechten Ufer des Orinoco passirt hatten. Die Ufer des Orinoco von Barrancas bis P. las Tablas sind, mit Ausnahme der bei Gu-

ayana, flach, öde, sandig und zeigen eine wenig üppige Vegetation."

Nachdem ich in P. las Tablas, einem aus kaum 10 Familien bestehenden Orte, einen Fieberanfall abgewartet hatte, setzten wir die Reise zu Pferde nach dem 4 Stunden entfernten Dorfe Caroni fort. Die brennende Sonne in der dürren Savana verfehlte ihre Wirkung nicht, und ich war genöthigt, einen abermaligen Fieberanfall, der sich, ehe ich Caroni erreichte einstellte, auf dem Rücken meines Pferdes abzuwarten.

Caroni, in früheren Zeiten eine bedeutende Mission, ist ein freundlich gelegenes, kleines Indianer-Dorf, bewohnt von drei Creolen- und etwa achtzehn Indianer-Familien. Die alte, theils sehr baufällige Kirche mit dem daran stossendem Convictorium trägt noch Spuren des früheren Reichthums der Missionäre. Der Weg von P. las Tablas nach Caroni führt über S. Joaquin am Flusse Caroni, das nach A. v. Humboldt früher gleichfalls eine grosse Mission gewesen ist, aber jetzt kaum ein Flecken genannt werden kann.

Der Alcalde von Caroni, ein gutmüthiger, freundlicher Creole, der erst vom jenseitigen Ufer des Flusses Caroni aus seinem Canuco herbeigeholt werden musste, konnte für uns keine Wohnung im Dorfe finden, da sämmtliche Häuser von den Indianern bewohnt waren, und es blieb ihm nichts Anders übrig, als uns nach dem Convictorium, das aus einer Menge zerfallener Zimmer und Zellen besteht, und zum Theil von einem Aufseher der Kirche bewohnt wird, zu

bringen, der uns die Sacristei der Kirche als Wohnzimmer anwies. Diese bestand aus einem 60 Fuss langen, 24 Fuss breiten und 12 Fuss hohen, fest gebauten Salon, versehen mit einer nach Aussen führenden Thür, zwei Fenstern und zwei kleinen offen stehenden Eingängen in die Kirche. Dem Eingange gegenüber steht ein grosses einer Komode oder Schrank ähnliches Gestelle, mit einer Menge von Schubkästen, und auf demselben viele alte, zu den kirchlichen Functionen und Feierlichkeiten gebrauchte Sachen, als Crucifixe, Becher, Laternen und Zierrathe aus Holz und Pappe aller Art. In den Ecken des Saals standen Fahnen und Laternen, auf lange Stangen. An den Wänden hingen schlecht gemalte Heiligen-Bilder. In der Ecke neben meiner Hangematte stand ein mächtiges Kreuz mit unserm Heiland in Lebensgrösse, der eben nicht schlecht gearbeitet war. Die grosse Kirche ist aller beweglichen Zierrathen beraubt, nur einige Leuchter nnd Crucifixe stehen auf dem Altar. Dafür ist sie aber von unzähligen Mäusen und Fledermäusen bewohnt, welche durch die beiden Eingänge freien Zutritt in die Sacristei haben, und sich freuten bei uns eine ihnen vielleicht seltene Nahrung zu finden. Nie werde ich die erste Nacht vergessen, die ich in dieser schönen, aber dennoch unheimlichen Wohnung in der grössten Fieberhitze zubrachte.

Das Klima in Caroni ist ebenso wie das Wasser des eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt liegenden Flusses, ein sehr angenehm und gesündes. Der Fluss ergiesst sich eine halbe Legua oberhalb P. las

Tablas in den Orinoco, ist von einer beträchtlichen Breite, tief und schiffbar bis S. Joaquin, woselbst die vielen Wasserfälle, Raudales, Saltos ihren Anfang nehmen. Wir bestiegen eine kleine Curiara (Indianer-Boot) bei Caroni, um den Fluss stromabwärts zu befahren, und die Wasserfälle zu besuchen. Nur eine Stunde konnten wir segeln und mussten dann das Boot verlassen, weil der Fluss voller Steinen ist. Wir setzten die Reise zu Fuss fort, und umgingen über eine Anhöhe die steinigte Stelle, gelangten nach einer Stunde an einen kleinen Arm des Flusses, wohin eine Curiara von S. Joaquin beordert war, die uns aufnahm und nach dem grossen Wasserfall brachte, der einer der schönsten und üppigsten ist. Der Fluss ist durch mehrere Arme getheilt, so dass seine Wassermasse nicht im Ganzen und an derselben Stelle hinabstürzt. Der Fall geschieht dabei in drei Abstufungen, deren letzte 30—40 Fuss hoch ist. Alle zusammen haben eine Höhe von ungefähr 100 Fuss, das Wasser stürzt mit einer furchtbaren Gewalt hinab, verursacht ein stark brausendes Getöse und vertheilt sich in einen dichten Staubregen, der bei Windstille über die ganze Höhe des Falles hinausreicht. Die Ufer von beiden Seiten sind hoch, und bestehen aus grossen, übereinanderliegenden Steinmassen (Granit), die einen glänzend schwarzen Ueberzug haben und einer Steinkohlen-Masse ähnlich sehen. Von diesem Katarakt liegt ein anderer kleiner nach Osten, der ungefähr 20 Fuss hoch und stufenförmig gebildet ist, von dem wir endlich nach einem noch grösseren bei dem Dorfe

San Joaquin gelangten. Das Wasser stürzt in seiner ganzen Masse 50 Fuss hoch, von schroffen Felsen herab, und verursacht ein schauerliches weit hin vernehmbares Getöse. Sämmtliche Cascaden sind drei Stunden vom Orinocostrom entfernt, bis zu welchen der Caronifluss für grössere Fahrzeuge schiffbar ist. Später kann man ihn nur mit Unterbrechung in kleineren Böten befahren. Die Vegetation in der Nähe dieser Katarakten ist üppig, die Baumstämme sind mit kletternden Cereen, Orchideen und Bromelien, die Felsen mit Agaven und dergl. bewachsen, so dass sie einen höchst malerischen Anblick gewähren.

Die Ufer des Caroni, oberhalb des Dorfes Caroni, sind grösstentheils flach und steinig aber üppig bewachsen, und besonders sind es *Couepia vismioides Kl.*, *Eugenia emarginata DC.* (*Myrtus Kth.*), *Myrtus salutaris Kth.*, *Cassia flexuosa L.* (*C. arenaria Kth.*), *Campsiandra corymbosa Kl.*, die mit ihren schönen Blüthen die Flussufer zieren. Mehrere kleine steinige und vielen Eisenocker enthaltende Inseln liegen zerstreut im Flusse und sind dem Befahren desselben oft hinderlich. Das Dorf Caroni ist von der Südseite von einem dichten Gehölz begrenzt, in welchem die Indianer ihre Canucos besitzen, in denen sie Jatropha, Pisang, Baumwolle und viele Erdfrüchte zu ihrem Bedarf anbauen. Während der Wochentage leben die Indianer in ihren Canucos, und kommen nur am Sonnabend Abend ins Dorf um am Sonntage früh ihr Gebet in der Kirche unter dem Vorsitze eines alten Indianers zu verrichten, und den übrigen Theil des Tages mit Tanz und Trinken zu verbringen.

Die Kinder von 4—6 Jahren bleiben in der Regel im Dorfe, um an jedem Morgen dem Religionsunterricht beiwohnen zu können. Sie begeben sich, so wie der Tag graut in die sonst leere Kirche. Ein Indianer stellt sich auf die unterste Stufe des Altars, die Kinder knieen um ihn herum und singen die ihnen vorgesprochenen Worte des Katechismus nach, was so lange wiederholt wird, bis sie den Katechismus auswendig wissen, womit der Religions-Unterricht sein Ende hat.

Sehr fruchtbar ist der Boden am entgegengesetzten Ufer des Flusses, wo mehrere reiche und angesehene Creolen ihre Besitzungen haben, und besonders viel Viehzucht treiben. Beim Uebersetzen nach dem anderen Ufer hatte ich die Freude mehrere der schönen grossen Vögel, Soldado oder Jabaru genannt, am Ufer gleich Menschen einhergehen zu sehen, auf die ich sogleich meine Flinte anlegte und einen derselben im Flügel verwundete. Der Vogel, 4 Fuss hoch, stürzte sich sogleich in den Fluss, wo er sich sicher glaubte; wir ruderten ihm aber nach, und warfen ihm eine Schlinge um den Hals, womit er an das Land gezogen wurde. Er wehrte sich entsetzlich, und brachte dem Alcalden und mir einige Bisswunden bei, bevor wir ihm den Hals zuschnüren konnten. Mit grosser Mühe balgte ich ihn ab, und suchte ihn bis zu meiner Rückkehr nach Berlin aufzubewahren, wo er jetzt im Königl. Zoologischen Museum aufgestellt ist.

Ich hatte schöne Sammlungen von Pflanzen und Vögel zusammengebracht und sie in der Sacristei

der Kirche zu Caroni aufgestellt; es war nur jetzt noch die Frage zu beantworten, wie diese Sammlungen mitgenommen oder nach Europa gesendet werden könnten. Wir waren im Begriff nach den Missionen zu reisen, und blieb mir nichts anderes übrig, als die Schätze an Ort und Stelle bis zu meiner Rückkehr liegen zu lassen, wo ich sie dann theilweise verfault oder vertrocknet, oder von Ratten und Mäusen zerstört wieder fand. Zu den selteneren bei Caroni gesammelten Pflanzen gehören *Acacia tamarindifolia W.*, *A. Clauseni Benth.*, *Kalliandra Ottonis Kl.* u. *K. gracilis Kl.*, *Leucaena trichodes Benth.*, *Campsiandra corymbosa Kl.*, *Mabea Taquari Aubl.* u. a. m.

Mein Reisegefährte hatte auf einer in der Tageshitze unternommenen Exkursion den Sonnenstich bekommen, und mein Gesundheitszustand war gleichfalls schlecht, was auch nicht auffallen konnte, da mir jedes Stärkungsmittel abging, und hartes, gedörrtes, oft schon riechendes Rindfleisch, Hühner waren für Geld nicht zu bekommen, und die dem Fieber so förderlichen Bananen die tägliche Nahrung ausmachten. So fischreich auch die dortigen Flüsse sind, so sind die Anwohner doch zu faul um sich mit dem Fischfang überhaupt abzugeben.

Auf erbärmlichen, steifen Kleppern verliessen wir Caroni am 17. November 1840, und erreichten das eine Stunde davon gelegene alte, zerfallene Dorf S. Feliz. Noch beinahe zwei Stunden hatten wir durch eine dürre, sonnenreiche Savana zu reiten, ehe wir den Wald, la Montaña grande, erreichten, der

uns vor der brennenden Sonne, die unser fieberhafter Körper kaum ertragen konnte, Schutz geben sollte. Mit der Montaña grande fing eine andere Natur an. Stattliche Bäume und Palmen, unter denen sich besonders eine *Corypha* in allen Grössen, oft 70—80 Fuss hoch, auszeichnete, wie die schöne Brownea, *Chiococca*, *Bonplandia trifoliata*, *Quassia amara* meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Am reichsten und üppigsten sind die Waldungen der Gebirgskette „Sierra Imataca". Die Corypha findet sich zu Tausenden beisammen, und bildet herrliche Waldungen für sich. Die lichteren Stellen dieser Montaña sind mit 8-10 Fuss hohen Gräsern, Bambusen (*Caña braba*), *Cocos aculeata*, und an feuchteren Orten mit Heliconien, Amaryllis und einer 3—4 Fuss hohen Martynia, mit grossen dicken Knollen bewachsen. Mitten in diesem üppigen Walde liegt die Pflanzung (Hacienda) des Don Pedro Bolastero, die wir gegen Abend erreichten. Der Kaffee gedeiht hier herrlich, und werden jährlich über 20000 Pfund gewonnen. Die Pflanzung würde aber mindestens noch einmal so viel geben, wenn der Besitzer zur gehörigen Zeit Leute zum Einsammeln der Früchte erhalten könnte. Die Creolen sowohl, wie die Indianer fragen nicht nach Geldverdienst, da die Natur ihnen freiwillig Alles darbietet, was sie bedürfen.

Am folgenden Tage ritten wir gegen Mittag von der Pflanzung ab, berührten das Dorf Alta Gracia, und hatten nun einen zwei Stunden langen angenehmen Weg bis Upata, zwischen alten Kaffeeplantagen, die aus Mangel an Arbeitern nicht hatten be-

arbeitet werden können, und von ihren Besitzern verlassen werden mussten. Der Jefe politico von Upata war bereits von unserm Eintreffen in Kenntniss gesetzt, und hatte uns zu unserer Wohnung die Casa del consejo (Rathhaus) eingeräumt, da keine andere Wohnung im Dorfe aufzufinden war. Der Geistliche (Padre) des Orts machte sogleich nach unserm Eintreffen seine Aufwartung, offerirte uns seinen Tisch zum Früh- und Mittagsmahl, was uns nicht ungelegen kam, denn er verstand, wie alle Geistlichen auf Kosten seiner Gemeinde-Glieder zu leben.

Upata, mit dem Beinamen Villa, ist der Hauptort der Missionen, und bildet nach unserm Sinn ein weitläuftig gebautes Dorf, mit ungefähr 4000 Seelen, theils Creolen, theils Neger und Indianer. Der Ort liegt in einer grossen, freundlichen Ebene; sein Klima ist gesund und die Temperatur nicht zu heiss *); die Abende sind sogar kühl. Obgleich unmittelbar beim Orte einige Bäche fliessen, so herrscht dennoch oft Wassermangel, indem das Wasser dieser Bäche nicht trinkbar ist und das gute Wasser eine halbe Stunde weit aus einer sehr kleinen, jedoch unversiegbaren Quelle, geholt werden muss. Die Mehrzahl der Bewohner beschäftiget sich mit der Viehzucht, und viele besitzen 1000—2000 Haupt Rinder, die von dort zu Lande nach Puerto las Tablas transportirt und dann nach den englischen Colonien ver-

*) In den acht Tagen meines Aufenthaltes fiel das Thermometer nicht unter + 18° und stieg nicht über + 24° R.

schifft werden. In der Nähe von Upata liegen eine Menge kleinere Ortschaften, wie auch Angostura, die Hauptstadt der ganzen Provinz Guayana nur drei gute Tagereisen davon entfernt ist.

Die Umgegend von Upata ist eine grösstentheils öde Savana und von einigen kleinen Bächen durchschnitten, die in der trocknen Jahreszeit ganz austrocknen, aber auch wieder in den nassen Monaten die Gegenden theilweise überschwemmen. Von den in diesen Savanen wachsenden Pflanzen will ich nur folgende anführen: *Crepidocarpus cubensis Kl.* (*Scirpus cubensis Kth.*), *Sagittaria guianensis Humb.*, *Cipura linearis Kl.* (*Moraea Kth.*), *Cip. paludosa Aubl.*, *Mimosa debilis Humb.*, *Lantana scabrida Ait.*, *Brachystachya glandulosa Kl.*, *Cassia rotundifolia L.*, *C. lotoides Humb.*, *C. trijuga Kl.*, *Microlicia recurva DC.* und an den Rändern kleiner Gehölze sehr häufig *Jacaranda brasiliana Pers.* Unmittelbar neben der Stadt auf der Nordseite erhebt sich ein ungefähr 200 Fuss hoher Granitfelsen, von dem man eine sehr freundliche Aussicht geniesst, und der auch eine Menge eigenthümlicher Pflanzen aufzuweisen hat *).

Meines Reisegefährten, wie meine Gesundheit war immer noch nicht wieder hergestellt; wir wech-

---

*) So fand ich *Melocactus amoenus*, die ersten Exemplare, die ich so weit im Innern antraf, dann *Amaryllis solandraeflora*, *Anemia repens*, mehrere *Irideae*, *Justicia*, *Orchideae*, besonders *Cyrtopodium*, *Labiatae*, *Miconia holosericea DC.*, *Hiraea discolor Kl.*, *H. prunifolia Kth.* u. a.

selten regelmässig mit den dreitägigen Fieber ab und kamen dadurch immer mehr von Kräften. In Upata machten wir die Bekanntschaft eines jungen Schotten, F. Hamilton, dessen Vater englischer Consul in Angostura und unlängst daselbst verstorben war. Er hat dem Sohne nicht nur ein grosses Vermögen, sondern auch grosse Ländereien hinterlassen, die mehrere Dörfer einschliessen, in den Missionen liegen und sich bis an den Fluss Cuyuni, der sich in den Essequibo ergiesst, also beinahe bis an die Grenze von Demerara erstrecken, und deren Hauptwerth 17—18000 Ochsen ausmachen, welche in diesen Distrikten weiden. F. Hamilton ist ein wild lebender Mann, und Llanero im wahren Sinne, der nur mit seinen Dienern und Ochsen lebt, und sein Vermögen durch unnütze Geschenke, Spiel, Trunk und Liebe vergeudet. Er lud uns ein auf seine Güter, namentlich Turmeremo, zu ziehen, versprach uns dort nicht nur Wohnung, sondern auch Unterhalt, und stellte alle seine Leute und Thiere zu unserer Disposition. Mir kam sein Anerbieten nicht unerwünscht, und ich glaubte noch zum Schluss meiner Reise daselbst tüchtige Sammlungen anlegen zu können, was ich aber des immer wiederkehrenden Fiebers wegen nicht genügend ausführen konnte. Mein von Caracas baar mitgenommenes Reisegeld war drauf gegangen, da ich zugleich die Reisekosten meines Gefährten mit zu zahlen hatte. Zu den nöthigsten Zahlungen hatte ich nur noch mehrere Dutzend Messer, Scheeren und unächte Schmucksachen aller Art. Dinge von grösserem Werthe, als Zeuge

mussten wir, da die Kisten zu schwer waren in Cumaná zurücklassen, von wo sie uns der Gouverneur nach Angostura zu Wasser nachschicken wollte, bis wohin wir sie auch nicht nöthig hatten, da sie erst zur Bezahlung der Indianer am Rio Negro und auf unserer weiteren Reise dienen sollten.

Wir hatten die Einladung des jungen Schotten angenommen, und reisten in dessen Begleitung mit unserm ganzen Gepäck am 30. November von Upata nach Tumeremo ab. Die beladenen Thière kamen uns nach. Die Sonne brannte heiss, und nur ein kühler Wind verschaffte uns beim schnellen Reiten durch die heissen Savanen Kühlung. Nach drei Stunden erreichten wir das ziemlich hoch gelegene kleine Caraiben-Dorf St. Maria, mit einer alten zerfallenen, grossen Kirche. Durch lichte kleine Gehölze, die mit sonnigen Ebenen abwechselten, kamen wir nach dem Gute Cume, wo wir zu übernachten beschlossen. Von St. Cruz aus, wohin wir am zweiten Tage kamen, sollte die Mission Miamo unser Ziel sein, welche 13 Leguas entfernt lag, und die ich, kleine Bäche, Gehölze und sonnige Strecken durchreitend, in der grössten Fieberhitze erreichte. Miamo das den früher besuchten Missions-Dörfern ganz gleich sieht, zählt kaum 200 Einwohner. Die Häuser sind mit Ziegelsteinen gedeckt, aber die meisten, wie die Kirche in sehr baufälligem Zustande. Die beim Dorfe gelegenen trocknen Wiesen bieten einen erfreulichen Anblick, indem sie durch die auf ihnen wachsenden *Ionidium Calceolarium Ging.*, die eben in Blüthe standen, beinahe weiss erscheinen;

die Pflänzchen sind kaum einen Fuss hoch und mit ziemlich grossen, weissen, sehr angenehm riechenden Blumen bedeckt, die sich bei Sonnenuntergang öffnen aber bald nach Sonnenaufgang wieder schliessen. Die Wurzeln, die mit der ächten *Ipecacuanha* viel Aehnlichkeit haben, werden häufig als solche verkauft.

Tumeremo ist von Miamo noch 18 Leguas entfernt, und zwischen beiden Orten befindet sich weder ein Dorf noch Haus, sondern die weite Strecke besteht aus von Rindvieh belebten Savanen, und wir waren daher genöthigt, diese Entfernungen in einer Tour zurückzulegen. Um uns nicht der brennenden Sonne auszusetzen, wählten wir die Nacht zur Reise, und verliessen Miamo 3½ Uhr Nachmittags am 4. Decbr. Der Weg führte ohne grosse Abwechselung durch Wiesen, lichte Gebüsche und Murichals, Mauritia-Palmen. Heftige Regengüsse durchnässten uns vor Einbruch der Nacht, was uns eben nicht sehr angenehm war. Zur Linken begleitete uns eine schön geformte Bergkette, und vor uns erhoben sich in weiter Ferne ansehnliche hohe Berge. Der schmale Steig, den wir beim matten Mondschein bis nach 8 Uhr verfolgt hatten, hatte mit einem Male aufgehört, wenigstens konnten wir ihn nicht mehr sehen, und auch nicht wieder auf ihn kommen. Das Maulthier, welches ich ritt, hatte den Weg schon öfters zurückgelegt, und es wissen diese Thiere oft die Wege besser als ihre Reiter. Ich ritt daher voraus, das Thier führte uns in die Berge, vom Berge in Thäler, aber stets treu die Richtung nach Tumeremo haltend. Wir kamen an Pässe, die nicht zu passiren waren

und mussten umkehren, wodurch das Maulthier vermuthlich auch irre geworden war. Nach 10 Uhr kamen wir endlich aus den Bergen in eine unabsehbare Ebene, wo es der Wege viele gab, von denen aber keiner der richtige war, weil sie nur von den weidenden Rindern gemacht waren, und meistens nach kleinen Seen führten, wo diese Thiere zu trinken pflegen. Bis Mitternacht irrten wir so umher, trafen auf viele lagernde Rinder-Heerden, von denen die Stiere oft sehr kampflustig schienen, bis unsere Reitthiere den Dienst versagten, und uns nun nichts weiter übrig blieb, als zu bleiben, wo wir gerade waren. Die Gegend war unglücklicher Weise ganz von Bäumen entblösst, so dass wir die abgesattelten Pferde nicht einmal anbinden noch unsere Hangematten aufhängen konnten. Lebensmittel hatten wir nicht bei uns, und hungrig mussten wir uns auf unsere Cobijas niederlassen. Schlaf war nicht viel zu erwarten, da wir auf unsere Thiere aufmerksam sein oder das Heranschleichen eines bösen Stiers oder eines Tiegers (Jaguars) gewärtigen mussten. So wie der Morgen graute, wollten wir aufbrechen, aber ein undurchdringlicher Nebel liess uns nicht zehn Schritte weitsehen. Der Nebel lös'te sich endlich in einen Regen auf, wir fanden nach einigen Suchen die richtige Strasse wieder, von der wir, ohne es zu wissen, nicht weit entfernt gewesen waren, und diese brachte uns gegen Abend nach Tumeremo.

Tumeremo ist unstreitig das schönste Indianer-Dorf der früheren Catalonischen Missionen. Es ist freundlich gelegen, reinlich, die Häuser sind gut ge-

baut, und wie in allen früheren Missions-Dörfern mit Ziegeln gedeckt, stehen 10-15 Schritte von einander entfernt und bilden lange gerade Strassen. Das Dorf zählt ungefähr 300 Seelen, die bis auf wenige Personen Indianer, Caraiben und Guayanos, sind. Sie gehen reinlich gekleidet, leben am Tage in ihren Canucos und kommen beinahe jeden Abend ins Dorf, besonders wenn der Herr anwesend ist.

Meine Lage, in der ich mich damals befand, war keinesweges erfreulich. Mein Gefährte hatte sich mit Hrn. Hamilton nach dem entfernt anliegenden Dorfe, nach Tupuquen begeben und ich lag krank darnieder, so dass ich nur mit grosser Anstrengung meinem Berufe nachgehen konnte. Die Indianer, denen die kupfernen Ringe, die Glasperlen und andere dergleichen Sachen sehr gefielen, brachten mir alle mögliche Naturseltenheiten ein, um sich für solche etwa einen Ring einzulösen. Eine alte Negerin, welche Köchin und Wirthschafterin war, und mein Sklave, waren die einzigen Menschen mit denen ich einige Worte wechseln konnte, indem die Indianer theils nicht im Dorfe waren, theils auch nur ihre eigene Sprache redeten, so dass ich nur den stillen Beobachter spielen konnte. Das Abziehen der Indianer nach ihren Canucos gewährt einen eigenthümlichen Anblick, sie führen Alles, was sie lebend umgiebt mit sich fort, Hunde, Ziegen, Schweine und Papagaien. Der Ort scheint dann verödet, bis sie gegen Abend reich beladen mit Früchten von allen Seiten wieder herbeiziehen. Der Genuss des Branntweins ist ihnen in diesem Dorfe verboten, dafür aber

wissen sie sich in ihrer Chicha (gegohrenem Zuckersaft) zu berauschen. Dieses Getränk, das auch von Jatropha-Wurzeln, Ananas und anderen Früchten bereitet wird, ist sehr berauschend, hat eine schmutzige Farbe, ist dick und schmeckt säuerlich, ist aber mässig genossen kühlend. Kaum sind die Indianer zu Hause, so kleiden sie sich an, zünden ein Feuer in ihrer Wohnung oder vor der Thür derselben an, und bald hört man Musik die zum Tanze einladet. Erlaubt es die Witterung, so tanzen sie beim Mondschein oder bei sehr matter Beleuchtung vor der Thür. Die Tänze haben etwas Eigenthümliches und machen ihnen viel Vergnügen. Die Musik besteht aus einem kleinen, der Guitarre ähnlichen Instrument (el Cinco) und zwei Klappern (Maraccas) die den Europäer freilich häufig Ohrenschmerzen verursachen.

Weihnachten war herangekommen, und mein Schicksal, dieses Freudenfest allein unter den Indianern zu verleben. Zur Feier des Festes wurde im Dorfe ein alter Stier geschlachtet, und das Fleisch unter die Indianer vertheilt. Für's Haus aber wurde ein junger Stier geopfert, so dass wenigstens an einem Mittage g tes frisches Fleisch mein sonst frugales Mahl bereicherte. Sobald ein Rind getödtet worden ist, wird das für den nächsten Tag bestimmte Fleisch bei Seite gelegt — denn länger als einen Tag hält es sich nicht — der Rest sodann von den Knochen abgelöst, in dünne Scheiben geschnitten, mit Salz eingerieben und zum Trocknen in die Sonne aufgehangen. Kaum ist ein Thier gefallen, ja selbst wenn es zur Schlachtbank geführt wird, so zeigen

sich sogleich eine grosse Menge der sogenannten Samuros (Aasvögel) und laben sich an den ihnen hingeworfenen Gedärmen und Knochen, um die sie aber mit den Hunden oft in Kampf gerathen. Ist es Instinkt, sehr scharfer Geruch oder das Auge dieser Vögel, dass sie sogleich wissen, und sich da einfinden, wo ein Thier geschlachtet, oder auf der Weide gefallen ist? Sie sind ungemein gefrässige, dabei sehr übel riechende Vögel *), und scheuen sich nicht, auch das für die Menschen bestimmte Fleisch unmittelbar beim Hause zu stehlen. Man sieht sie oft zu Hunderten in den Dörfern beisammen, und wenn man sie in den Savanen in der Luft auf einem Flecke versammeln sieht, so sind sie den Bewohnern des Ortes ein sicheres Zeichen, dass an der Stelle, über welcher sie sich in der Luft versammeln, ein Stück Rind gefallen oder von einem Tieger getödtet worden ist. Sehr häufig sieht man mit diesen schwarzen Geiern auch den sogenannten Königsgeier **) (el rey de los Samuros), der hinsichtlich seines schönen weissen Gefieders und seines herrlich gezeichneten Kopfes einer der schönsten Vögel ist, aber einen eben so unangenehmen Geruch besitzt. Der Königsgeier ist grösser, stärker als die gewöhnliche schwarze Art, und wird von diesen geachtet und gefürchtet, obgleich man unter Hundert schwarzen nur sehr wenige, oft nur Ein Paar von den Königsgeiern sieht. Treffen beide Arten auf ein todtes

*) *Vultur aura.*
**) *Vultur papa.*

Stück Vieh, so gehen einige der Schwarzen heran, machen eine Oeffnung in dasselbe und fliegen zurück, um den Königsgeiern erst ihren Appetit stillen zu lassen, und dann den Rest selbst zu verzehren. Ebenso verlassen sie ihren Fund, wenn Königsgeier herbeikommen und sehen in einer kleinen Entfernung zu, wie jene fressen. Am zweiten Weihnachtstage gelang es mir, einen dieser sehr schönen Königsgeier zu schiessen und abzubalgen; den Kopf zeichnete ich seiner herrlichen Farben wegen.

Am Heiligabend waren die Indianer ziemlich ruhig in ihren Häusern, da sie noch zwei Feiertage vor sich hatten. Um 12 Uhr Nachts läuteten die Glocken der kleinen Kirche zu verschiedenen Malen unter Begleitung von Flintenschüssen. Schon früh am ersten Feiertage kamen viele Indianer, grässlich ausgeputzt und entstellt zu mir gezogen, in der Absicht, für ihre Kunst eine Kleinigkeit zu erhalten, und denjenigen, welche keine Masken hatten, musste ich, um es nicht mit ihnen zu verderben, welche aus Papier anfertigen, oder ihre Gesichter und Brüste bemalen. Viele Indianerinnen hatten sich in schöne Kleider, einige sogar in solche mit Taille und langen Gigot-Aermeln geworfen, nur die ärmeren Mädchen blieben in ihrer Hemdstracht, die ihnen auch am besten steht. Arme, Beine und Hals waren mit Ketten und Schnüren reichlicher verziert als sonst. Vor dem Hause, wo der Tanz Statt fand, standen einige Bänke und kleine Schemel für die Honoratioren des Dorfes, die übrigen Anwesenden hatten sich im Kreise auf der Erde gelagert, und sahen dem Tanze zu,

oder warteten bis sie selbst dazu aufgefordert wurden. Aehnlich dem ersten verlebten die Indianer auch die folgenden Festtage.

Von den besuchten Missionen sind Tumeremo und Tupuquen die grössten, in deren Nähe eine Menge kleinere liegen, als Santa Maria und Miamo, die ich schon oben erwähnte, ferner Buena vista, auf einem Berge herrlich gelegen; Cariapo, Palmar 12 Legöas von Tumeremo, Pastora und Guri in in der Nähe von Upata. Jedes dieser Dörfer hat zwischen 100 und 300 Einwohner, meistentheils Indianer. Cume, St. Cruz, Cabogapa, St. Barbara und Massapari sind Hatos oder Gehöfte, und liegen einzeln zerstreut.

Im Nordwest von Tumeremo zieht sich die Sierra Imataca fort, von welcher bei Buena vista ein Arm ausmündet, der 1—2000 Fuss hoch ist, und auf dessen Höhe sich eine unabsehbare Hochebene ausbreitet. Nur von einer Seite ist dieser Gebirgsarm zugänglich, seine übrigen Seiten sind schroff und steil, aber dennoch treibt man von Buena vista aus grosse Heerden Rinder in diese Hochebene zur Weide.

Die Llaneros *), die ich hier erwähnen will ehe ich die Ebenen verlasse, sind ungemein geschickt im Reiten, und nicht selten hatte ich Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit beim Jagen und Einfangen der Stiere und Ochsen zu bewundern. Ihr Anzug unterscheidet

*) Diejenigen Creolen, die in grossen Ebenen (Savanen) wohnen, und meistens Viehzucht treiben.

sie schon von den übrigen Creolen. Die Oberbeinkleider schliessen eng an, und reichen nur bis dicht unter die Knie, wo sie mit drei Knöpfen zugeknöpft oder auch zugeschnürt werden. Die Hose ist unten aufgeschlitzt und laufen die Ecken in zwei langen Enden aus. Unter diesen Oberbeinkleidern tragen sie ein Paar weisse leinene, sehr weite Unterbeinkleider, die etwas länger sind, und weil erstere eng anschliessen, so bildet der hervorsehende Theil eine Art Krause. Unmittelbar auf der Brust tragen sie ein Unterhemdchen ohne Aermel und Kragen, ähnlich einem Vorhemdchen oder Chemiset, das nur die Brust bedeckt, und über diesem ein langes Oberhemd, das gewöhnlich über den Beinkleidern herabhängt. Die Kopfbedeckung besteht in einem runden, niedrigen Filz- oder auch Strohhut. An den Füssen tragen sie Sandalen oder Schuhe, oft gehen sie auch, besonders die ärmeren, baarfuss. Viele tragen sogar Kamaschen, aber nur auf Reisen. Es ist gleich, ob die Füsse bedeckt oder unbedeckt sind, die Sporen fehlen niemals. Ein langer Degen (Macheta), der über die Brust gehangen wird, und ein Dolch sind ihre Waffen.

Während meines Aufenthalts in den Missionen war die Witterung keineswegs günstig zu meinen Unternehmungen. Die häufigen kühlen Regen (los Nortes) mit rauhen Nordwinden hielten mich nicht nur von manchen Exkursionen ab, sondern wirkten auch nachtheilig auf meine Gesundheit. Die meisten Morgen waren neblig und kühl, und nur selten zeigte das Thermometer bei Sonnenaufgang über + 15° R., stieg jedoch bis Mittag bis auf + 24—26°.

Unter den verschiedenen Indianer-Stämmen, die ich in den Missionen, wie in den übrigen Theilen von Venezuela kennen gelernt hatte, zeichneten sich die Guayanos durch Fleiss nnd Ordnungsliebe, wie durch bessere Civilisation vor allen anderen aus *). Ihnen sehr nahe stehen die Caraiben, die ich schon öfters erwähnt habe. Die Indianer der Missionen beschäftigen sich alle mit dem Feldbau, werden durch einen ihnen vorstehenden Alcalden beaufsichtigt und zu öffentlichen Bauten, zur Reinigung der Ortschaften, denen sie angehören, benutzt. Nur in sehr wenigen Dörfern fand ich mehrere Raçen beisammen. Tumeremo und Tupuquen machen eine Ausnahme, da in diesen Dörfern Caraiben und Guayanos zusammen leben. Die Caraiben, Guayanos und Cumanagoten entstellen sich selten durch Färbung ihrer Beine, Arme und Gesichter, und noch seltener durch Tätowiren, nur bei Festlichkeiten färben die Frauen sich ihre Gesichter roth, oder auch wenn sie zur Stadt kommen, um Einkäufe zu machen; sie glauben dadurch schöner zu erscheinen. Die Guayanos sind von kleiner untersetzter Statur und dunkelbrauner Farbe. Ihr Blick ist finster, die Augen sind niedergeschlagen, schwarz. Die Frauen tragen ihr Haar in Flechten, die Männer lassen es talglicht-ähnlich herab hangen.

*) Ich finde die Bezeichnung dieser Indianer-Raçe ganz übereinstimmend mit der der Chaymas in A. v. Humboldt's Reisen II. Cap. IX. S. 176 sq., und glaube, dass beide eine Raçe sind, obgleich sie mir nie als Chaymas genannt wurden.

Der Mund ist gross, aber mit wenig hervorstehenden Lippen. Die Zähne sind weiss, aber häufig schlecht. Hände und Füsse sind klein. Ihre Bekleidung weicht, wenn sie in den Dörfern sind, wenig von der der Creolen ab, nur in ihren Canucos und in ihrer Wohnung werfen sie alles was Kleidung heisst von sich. Das Hemde der Frauen, das gewöhnlich allein ihre Bekleidung ausmacht, ist so geschnitten, dass der Vordertheil mit der Rückseite durch zwei Bändchen über den Schultern zusammenhängt. Anstand und Schamgefühl findet man selten bei den Mädchen, die oft im dreizehnten Jahre schon Mutter sind. Die jungen Mädchen sind häufig schön zu nennen und haben viel Sanftes und Angenehmes in ihren Blicken. Ihre Lebensart ist sehr einfach und regelmässig. Sie sind ungemein frostig, und in der Regel findet man sie am Feuer oder in ihren Hangematten liegend. Die härtesten Arbeiten liegen den Weibern ob; sie müssen meistens die Plätze und Strassen in den Dörfern mit ihren grossen Messern reinigen, und den Männern den Weg durch die Dickichte bahnen. Verrichtet die Frau die Geschäfte im Hause oder in ihren Canucos, so geht der Mann ins Gehölz, und schiesst sein Wild, sobald er es bedarf. Die meisten sprechen jetzt Spanisch, nur unter sich bedienen sie sich ihrer eigenthümlichen Sprache. Den Kindern wird der Katechismus in beiden Sprachen gelehrt.

Die Caraiben, von den Guayanos im Allgemeinen wenig verschieden, sind in den Llanos (Savanen) von Cumaná, des Orinoco und in den Missionen am meisten verbreitet. Sie sind in der Regel grösser von

Wuchs als alle übrigen Raçen. Ihre Farbe ist rothbraun, sie gehen meistens nakt, sind schmutziger, fauler und weniger ordnungsliebend. Sie treiben Landbau und sprechen ausser ihrer Sprache etwas Spanisch.

Die Cumanagoten oder Cumanacoten wohnen in der Provinz von Cumaná und treiben Feldbau. Sie sind kleiner Statur, gehen meistens nakt, und haben einen finsteren, scheuen Blick.

Die Guaraunos oder Gu-ara-uno. Diese leben noch zerstreut in kleinen Dörfern des Delta des Orinoco-Stroms. Ich fand sie bei Pedernales und an den Caños des Orinoco, sie sind gross, dunkelbraun, hässlich, färben und tätowiren sich häufig, auch tragen sie Ringe und dergleichen in der Nase oder in den Ohren. Sie sind faul und träge, und leben entweder in schlechten Hütten, oder in ihren selbst verfertigten Hangematten am Ufer des Flusses. Sie gehen beständig nakt, selbst wenn sie nach den Städten, namentlich nach Angostura kommen.

So lange ich auch unter diesen hier erwähnten Indianern gelebt habe, und so viel ich mit ihnen zu thun hatte, so habe ich sie immer als gute und friedliebende Menschen kennen gelernt und sie viel lieber gemocht als alle Neger. Es gehört freilich dazu, dass man ihnen manches gestatten muss, man muss ihnen beinahe stets Recht geben und darf sie nicht reitzen. Sie nehmen es sehr übel, wenn man ihnen abschlägt, was sie als Wunsch zu erkennen geben.

Fünftes Kapitel.

Abreise aus den Missionen. — Angostura. — Orinoco-Strom.

Die weitere Reise hatte ich mich entschliessen müssen ganz aufzugeben, theils erlaubte es meine Gesundheit nicht, eine so mühevolle Reise zu unternehmen, theils war es auch an das Licht gekommen, dass mich mein Gefährte Don Pedro durchaus hintergangen und in eine nicht geringe Verlegenheit gebracht hatte. Ich erfuhr zu grossem Leidwesen, dass Alles, was er mir von seinem Reichthum in Angostura vorgeredet, nur Blendwerk gewesen war, und dass er auch gar nichts besass, und mir selbst nicht einmal die für ihn ausgelegten Reisekosten zurückerstatten konnte. Die damals auf Anrathen des Gouverneurs in Camaná zurückgelassenen Effecten waren auf ein von ihm an den Gouverneur gesandtes Schreiben uns nicht nachgeschickt worden, und ich musste sie, da sie auf meine Anforderung an den Gouverneur bis zu meiner Abreise von Angostura nach Europa noch nicht eingetroffen waren, im Stich lassen. — Ich schied von meinem Gefährten, und trat die Rückreise über Upata, Puerto las Tablas nach Angostura an. Um nicht auf demselben Wege, den ich gekommen war, zurückzukehren, reiste ich über Tupuquen, wie schon erwähnt ein grosses Indianerdorf, zwei Stunden von Tumeremo entfernt, am Flusse Guruare gelegen, der sich in den Cuyuni und mit diesem später in den Essequibo ergiesst. Tupuquen liegt in einer bergigen Ge-

gend, und bietet die grösste Mannigfaltigkeit dar. Dicht bei einander finden sich Flüsse, feuchte und trockene Wiesen, Sümpfe, bewachsene und steile Berge. Der Cerro (Berg) von Tupuquen ist bewaldet; *Bonplandia trifoliata* (die *Cortex Angostura*) und die *Quassia amara*, Bäumchen von 10—15 Fuss Höhe, machen theilweise die Hauptvegetation aus, namentlich an dem Rande oder an den lichteren Stellen des Waldes. Als ich von Tupuquen weggeritten war, und die Spitze des Cerro erreichte, hatte ich die reizendste Aussicht auf die im Thale liegende Waldung, die sich gleich einem bunten Teppich ausbreitete. Gelbe, rothe, blaue und weisse Farben wechselten ab; es waren die Blüthen vieler Bignonien, Cassien und anderer Leguminosen-Arten, welche die Bäume bedeckten, und von der Höhe einen angenehmen Anblick gewährten. Unter den vielen Arten waren *Bignonia erubescens Kl.*, *spathodea Kl.*, *Chica Humb.*, *mollissima Humb. et Bonpl.*

Carapa, eine alte Mission, liegt beinahe ganz verlassen und zählt kaum 60—70 Einwohner. Der Ort liegt schön auf einem Kalkberge, und soll ein sehr gesundes Klima haben. Vier Leguas von dort weiter erreichte ich die Besitzung Parapara, wo mich ein noch nicht im Bau vollendetes Haus für die Nacht aufnahm. In dieser Gegend war es empfindlich kalt, es wehte ein strenger Ostwind und ich hatte seit langer Zeit nicht so sehr gefroren, als hier.

Bei Santa Maria, vier Stunden von Upata entfernt, hatte ich das kleine Unglück vom Pferde zu fallen; indem sich mein Pferd plötzlich bäumte und

den Hohlweg, der ins Dorf führt, nicht passiren wollte. Nach vielen Strafen musste es sich endlich dazu bequemen weiter zu gehen, und ich erfuhr im Dorfe, dass ein Tieger in der Nacht vorher zwei Hunde aus dem Dorfe geholt hatte, und den Hohlweg passirt sei, wovon das Pferd noch die Witterung empfand und deshalb nicht durch den Hohlweg wollte. Am vierten Abend, nachdem ich Tumeremo verlassen hatte, erreichte ich Upata glücklich und fand meine daselbst zurückgelassene Pflanzen zum Theil noch lebend. Ich hielt mich nicht lange in Upata auf, und eilte um nach Puerto las Tablas zu kommen. Altagracia, das ich diesmal berührte, liegt nach dem Coronel Codazzi höher als Upata, und ist ein freundliches mit einer schönen Kirche versehenes Dorf, das kaum 40 Einwohner zählt, unter denen nur 9 Männer sind.

Drei Tage musste ich in Puerto las Tablas bleiben, ehe ich eine Schiffsgelegenheit nach Angostura finden konnte, welche endlich in einer Lancha (grosses Boot) bestand. Meine Mitpassagiere waren ein alter kränklicher Creole, seine zwei kleinen Söhne und zwei farbige Frauen, die ihm zur Pflege dienten. Ein scharfer Nordostwind trieb uns nicht ohne grosse Mühseligkeiten und kleine Gefahren den Orinoco Strom in drei Tagen hinauf bis Angostura. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang legten wir an den Playas (sandige Ufer und trockne Bänke) des Orinoco an, wo unsere Schiffer das Ufer entlang gingen um Schildkröteneier aufzusuchen, aber immer waren ihnen die Indianer schon zuvorgekommen und hatten sie fortgeholt. Diese Leute begeben sich des

Abends an den Ort, um am Morgen früh genug dort zu sein. Ich kaufte mir zwei Dutzend Eier für ½ Real, die mir ein gutes Frühstück gaben. Es giebt runde und längliche von der Grösse kleiner Hühnereier, die im Wasser mit Salz gekocht einen sehr angenehmen Geschmack haben. Die Schale der Eier ist weich, lederartig, wie bei den sogenannten Windeiern. Die ungeheure Menge von Caymans (Alligator) die ich in allen Grössen an den Ufern des Orinoco sah, erregten meine Aufmerksamkeit nicht wenig, und ich kann nicht begreifen, dass man, wenn auch nicht die Thiere selbst, welchen schwer anzukommen ist, doch wenigstens ihre Eier, die sie gleich den Schildkröten in den Sand legen, nicht zu zerstören sucht, da sich diese Thiere fortwährend vermehren, und den Menschen so häufig gefährlich sind.

Die Ufer des Orinoco von Puerto las Tablas bis Angostura sind wenig anziehend, theils sind sie sandig, theils mit dürrem Gesträuch und Gras bewachsen, nur sehr wenige Stellen sind bebaut. Einige Strecken sind felsig und steil, aber desto flacher und sandiger die anderen.

Wir erreichten Angostura den 31. Januar 1841 Vormittags, und ich muss gestehen, dass ich froh war, mich wieder unter civilisirten Menschen zu befinden; besonders freute ich mich einige Landsleute zu treffen, die mich freundschaftlich und gastfrei aufnahmen und nach Kräften unterstützten.

Angostura, die Hauptstadt der Provinz Guayana, liegt auf einem unmittelbar vom Flusse sich erhebenden, isolirt stehenden Berge, und gewährt,

wenn man sich ihr nähert, einen sehr überraschenden Anblick. Die Stadt hat lange, grade, sich rechtwinklig durchschneidende Strassen, die mehr oder weniger bergig und sehr schlecht gepflastert sind. Die Häuser sind ein- und zweistöckig, freundlich, massiv und mehrere selbst schön gebaut, namentlich in der Calle (Strasse) del Orinoco, die schönste Strasse längs dem Flusse. In dieser wohnen die meisten Kaufleute und Honoratioren der Stadt. Das Leben ist sehr einförmig und langweilig. Vergnügungsorte kennt man nicht, nicht einmal giebt es Gasthäuser oder Restaurationen. Eine neue Kirche war zur Zeit der Vollendung nahe. Die Stadt zählt gegenwärtig 4-5000 Einwohner, unter denen eine Menge Deutsche, Engländer und Franzosen sind. Der Haupthandel besteht in Taback, der von Varinas kommt, in Häuten, Tonkabohnen (*Dipteryx odorata Willd.*), etwas Kaffee u.dgl.

Sobald ein Fremder in Angostura ankommt, muss er sich beim Gouverneur der Stadt und Provinz persönlich melden. Der Gouverneur, ein früherer Kaufmann, stellte mir einen Pass zur Rückreise nach Bremen aus, der in zwei geschriebenen Zeilen bestand, und worin nicht einmal die Worte „Republica de Venezuela" ausgeschrieben, sondern nur mit Rep. de V. bezeichnet waren, wofür ich aber dennoch zwei und einen halben Piaster (2 Thlr. 27 Sgr.) zahlen musste.

Die Vegetation um Angostura fand ich sehr dürftig, und es traf sich daher sehr günstig, dass unter den vor der Stadt liegenden Schiffen sich eins befand, das Ende Februar nach Bremen unter Seegel

gehen sollte; ich versäumte mithin nicht, zur Rückreise bei demselben mich zu engagiren.

Der Boden bei Angostura ist sehr uneben, sandig und steinig, daher im höchsten Grade dürftig, selbst die Ufer des Orinoço zeigten wenig Leben, da der Fluss erst seit kurzem im starken Fallen begriffen war. Die Hitze war gross, täglich 25—27° R. und während der Nächte fiel das Thermometer nur bis auf 20 Grad, wobei selten ein Lüftchen wehte, während am Tage ein starker Nordostwind blies.

Am entgegengesetzten Ufer des Orinoco liegt der kleine Ort La Solidad, der mit der Hauptstadt durch ein regelmässig gehendes Boot in Verbindung steht. La Solidad ist ein Dorf aus ärmlichen Häusern bestehend, die mit Palmen-Wedel gedeckt, sich kaum von dem grauen Boden, der sie umgiebt, unterscheiden. Alles Rindvieh, welches aus dem Innern von Westen herkommt, wird in Solidad verschifft.

Aus dem Pflanzenreich fand ich bei Angostura noch manche schöne Leguminose, mehrere Convolvulus, eine sehr zierliche *Salvia* und die *Krameria triandra*, deren Wurzeln in der Medizin Anwendung finden. Bei La Solidad wächst eine kleine Fächerpalme von 6—8 Fuss Höhe, deren Stämme dicht mit Blättern und alten Blattstielen besetzt sind, und die der *Chamaerops humilis* im Ansehen sehr nahe steht. Ausser Opuntien kommen wenige Cacteen vor, nur einzelne Felsen sind damit bewachsen. Eben so wenig scheinen die Orchideen dort zu Hause zu sein, was mir in sofern auffiel, als ich sie am Caroniflusse so reichlich gefunden hatte.

So heiss auch das Klima in dortiger Gegend ist, so fand ich dennoch dort erzogene Kohl- und Rübenarten, auch Salat auf dem Markte. In unglaublicher Menge werden die persischen Melonen, *patillas*, (Wassermelonen) dort verzehrt, die in grossen Kahnladungen von den Indianern zum Verkauf gebracht werden, und so billig sind, dass man für ½ Real (2 Sgr.) 6—8 Stück bekommt. Jederman isst sie, indem sie sehr saftreich, kühlend, süss und unschädlich sind. Ich sah Leute sie mitten in der Nacht ohne Nachtheil essen.

Bevor ich aber den Lauf und die Ufer des so majestätischen Orinoco-Stromes etwas näher erwähne, will ich noch einige allgemeine Bemerkungen über diesen herrlichen Fluss voranschicken. Er bildet an der Küste von Venezuela eine weit ausgedehnte Inselgruppe, indem er seine ungeheure Wassermasse durch 49 Kanäle oder Arme (Caños) ins Meer ergiesst, und zwar vom Cap (Punta) Barima bis zum Golf von Paria, den er noch bis zur Hälfte mit süssem Wasser anfüllt. Das Land der durch diese Caños gebildeten Inseln, wie die ganze Meeresküste ist flach, sumpfig und ausschliesslich nur mit Rhizophoren und Palmen bewachsen, und wird während der Regenzeit beinahe ganz überschwemmt. Diese Inseln umfassen 100 englische Meilen. Von den 49 sich ins Meer ergiessenden Kanälen oder Caños sind nur 7 für kleinere und nur einer (La Boca de Navios) für grosse Fahrzeuge schiffbar. Es erfordert die grösste Kenntniss, sich zwischen diesen Inseln zu recht zu finden, und oft ist es vorgekommen, dass sich Fahrzeuge verfahren haben, und nach langem Segeln endlich dahin zurück kamen, von wo

sie ausgegangen waren. Die Hauptmündung des Orinoco (Boca de Navios) liegt auf der einen Seite zwischen Cap Barima und Sabanetta mit mehreren im Norden gelegenen, kleinen, niedrigen Inseln, von denen die äusserste als Cangrejos bekannt ist. Die Mündung ist etwa 12 Meilen breit, und vor ihr liegt eine harte Sandbank, nahe an 6 Meilen lang, und dem Ein- und Aussegeln der Fahrzeuge sehr gefährlich. Die Ebbe und Fluth erstreckt sich in dem Monat April bis Angostura, in den übrigen Monaten aber ganzer 85 Meilen landeinwärts.

Das Befahren der kleinen Arme, wie des Hauptstroms erfordert die grösste Geschicklichkeit der Seefahrer wie der Eingeborenen, da sich in jedem Jahre ja man kann sagen, monatlich neue Sandbänke bilden und das Fahrwasser sich somit stets verändert. Gleich nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, oder um die Zeit des 25. März bemerkt man das Steigen des Wassers, anfänglich nur um einen Zoll in 24 Stunden. Im April pflegt es gewöhnlich wieder zu fallen, und erreicht erst im Juli seine höchste Höhe, oft aber auch früher, bisweilen später, und bleibt dann in dieser Höhe bis Ende August, nach welcher Zeit das Wasser wieder allmählig zu fallen anfängt, aber um vieles langsamer, als es gestiegen ist. Den niedrigsten Wasserstand hat der Fluss im Januar und Februar. Das Wasser soll im Laufe der Regenzeit um 80 bis 90 Fuss steigen, was man deutlich bei Angostura an dem mitten im Strom liegenden Felsen wahrnehmen kann, der bei hohem Wasserstande kaum 2 Fuss sichtbar ist, und bei niedrigem Wasserstande 60-70 Fuss

über dem Wasser hervorragt. Auf der Spitze des Felsen befindet sich ein kleiner Baum, der noch niemals überschwemmt worden ist.

Die Länge des Flusses wird auf 1780 englische Meilen geschätzt, 200 Leguas vom Meere entfernt ist er schon 2500—3000 Faden, jeder zu 6 Fuss gerechnet, breit, ohne dass er durch Inseln verengt würde. Bei Angostura ist die Breite 3850 Faden oder 23100 Fuss, und die Tiefe bei niedrigem Wasserstande 65 Faden.

Die merkwürdigsten im Orinoco lebenden Thiere sind der Lapa oder eine Art Seehund, das Manati oder die Seekuh, die mir jedoch nie zu Gesicht gekommen ist, das Chiguiri oder Wasserschwein, (*Cavia Capybara L.*). Man trifft diese Wasserschweine häufig in ganzen Heerden, sie schwimmen etwas schneller als sie laufen können, und beim Laufen stossen sie kleine Seufzer aus, als wenn sie beim Athmenholen gehindert würden. Ihr Fleisch schmeckt unangenehm, wird aber dennoch zuweilen gegessen; ferner eine grosse Menge Caymans (Alligators) und Bavas. Die Wälder, die sich jedoch erst unterhalb der Stadt Guayana als solche berühmt machen, sind belebt von Vögeln aller Art, namentlich Papagaien, Aras, Wasservögeln und Schlangen, die man schon an den Ufern in grosser Menge sieht.

Sechstes Kapitel.

Rückreise von Angostura nach Bremen.

Am 4. März 1841 war das Schiff segelfertig, und ich ging mit meinen noch gesammelten Schätzen, nachdem sie im Zollhause revidirt waren, an Bord, um die letzte Seereise anzutreten.

Das Fahrzeug, dem ich mich anvertraute, war eine dänische Brigg, und wurde von einem feinen und zugleich gescheuten Seemann, Kapitain Förste aus Bremen geführt. Als Mitpassagire hatte ich eine junge 25jährige Dame, aus Halberstadt gebürtig, die sich zwei Jahre zum Besuch bei ihrem Onkel, einem praktischen Arzt in Angostura, aufgehalten hatte. Der andere Passagier war ein junger Creole, der Sohn des obengenannten Arztes, der obgleich von einem deutschen Vater, dennoch kein Wort deutsch sprach und nach Europa zu seiner Ausbildung geschickt wurde. Die junge Landsmännin wurde in förmlicher Prozession von sämmtlichen Damen Angostura's an Bord geleitet, wo sie der Kapitain und ich empfing. Die Anker wurden gelichtet, und unter einer Kanonen-Salve ging es unter Segel, doch dauerte die Freude des Segelns nicht lange. Unser Lootse, der wie alle Lootsen auf dem Orinoco sehr unerfahren war, übernahm das Kommando, und kaum waren wir 2 Leguas gesegelt, und hatten die erste Insel passirt, die uns ihrer Höhe wegen Angostura verbarg, so verkündete uns ein harter Stoss, dass wir auf dem Grunde sassen. Die eine Mastspitze konnte so eben noch von der Stadt aus bemerkt werden,

und da man diese sich nicht fortbewegen sah, so schickte man uns die Matrosen eines zufällig noch im Hafen liegenden Hamburger Schiffes nach. Es wurde alles gethan um uns flott zu machen, was aber erst am vierten Tage gelang, nachdem alle Geräthschaften vom Deck ans Land geschafft waren. Der Hafenmeister erschien selbst, und überbrachte einen anderen Lootsen.

Das Hinabsegeln des Orinoco zur Zeit der Ostwinde, die dann gerade entgegen wehen, ist sehr gefährlich, und mit aller Vorsicht musste dabei zu Werke gegangen werden. Zwei Landspitzen Punta Angosturita, wo der Fluss am schmalsten ist, und Panapana, die wir am vierten Tage passirten, sind felsig und steil.

Unser Schiff glich einer Arche, denn ausser den Menschen befand sich noch eine ziemliche Menagerie an Bord, als 4 Ferkel, 50 Hühner, 1 Ente, 2 Puten, 9 Papagaien, 22 Landschildkröten (Morocoy), von denen uns einige wöchentlich ein delikates Fricassée gaben, 1 Pauji (*Crax alector*), ein Kanarienvogel und eine Katze, die sich als Rattenvertilger sehr nützlich erwies.

Am fünften Tage hatten wir abermals das Unglück, erst an einer Sandbank zu streifen und gleich darauf auf eine ihr gegenüber liegende aufzusegeln, wodurch das Schiff in eine sehr schiefe Lage gerieth aus der uns ein plötzlich sich erhebender Wind befreite, wobei aber auch ein Anker verloren ging. Einer der schwierigsten Pässe ist der Paso de Mano, der Fluss ist dort wegen der darin liegenden Inseln zwar eine Meile breit, das Fahrwasser aber nur

sehr schmal und reich an Sandbänken, wie die Ufer sehr flach und sandig sind. Am siebenten Tage ankerten wir bei Puerto las Tablas, um aus dem Flusse Caroni, der sich ¼ Stunde oberhalb des Hafens in den Orinoco ergiesst, unser Trinkwasser für die Reise einzunehmen, da dieses dem harten Wasser des Orinoco vorzuziehen ist. Das Wasser des Caroni ist schwarz, und das des Orinoco gelb. Mehrere Leguas unterhalb des Einflusses des Caroni in den Orinoco sieht man noch genau die beiden Flüsse sich von einander unterscheiden. Der Kapitain und ich fuhren während der Zeit, dass das Wasser eingenommen wurde, ans Land und kauften noch Cassave und Pisang, von denen wir die letzten in Bremen verzehrten. Am folgenden Tage erreichten wir Limones, einen Flecken mit einzeln am Ufer zerstreut liegenden Hütten, und gegen Abend passirten wir Alt-Guayana, die frühere Hauptstadt der Provinz, die jetzt zwar ganz verfallen ist, sich aber dennoch auf einem 50—60 Fuss hohen Berge gelegen vom Flusse aus sehr malerisch darstellt. Nach einer ruhigen und schönen, aber wegen der Mosquitos schlaflosen Nacht unweit Alt-Guayana wurden die Anker gelichtet, und die Reise bis Postadero fortgesetzt. Postadero ist, wie schon oben erwähnt ein kleiner Ort von kaum zwanzig Häusern, woselbst sich das erste Zollamt im Flusse befindet, und welches jedes Schiff passiren muss. Kaum hatten wir geankert, so kam auch schon die Visite an Bord, und revidirte die Papiere hatte aber weiter nichts auszusetzen. Es war schon zu spät um noch weiter zu segeln, zumal uns jetzt

den schwierigsten Pass, el Paso de Jaya zu überwinden bevorstand. Es ist dieser Pass unterhalb der Insel Jaya gelegen und der gefährlichste im Flusse, da die Sandbank nur 9-12 Fuss Wasser hat, viele Schiffe darauf festzufahren pflegen und nicht selten Schaden leiden. Wir langten am 13. März Morgens mit der Ebbe an die Barre oder Sandbank, und waren genöthigt die Fluth abzuwarten. Ueber die Barre, die 5500 Fuss breit ist und bei der Fluth nur 11—12 Fuss Wasser hatte, hinüber zu segeln, war zu gefährlich und es wurden Anstalten getroffen, das Schiff hinüber zu holen, d. h. von Station zu Station einen grossen Anker auszuwerfen und daran das Schiff vorwärts zu ziehen, eine freilich sehr langsame und mühselige, doch sehr sichere Operation. Vier mal wurde der Anker ausgeworfen und das Schiff 5760 Fuss weit gezogen. Eine völlige Windstille begünstigte die Operation, und schon um 4 Uhr Nachmittags waren wir wieder im tiefen Wasser.

Von Postadero an wird die Vegetation des Orinoco-Ufer immer schöner, es zeigen sich auf beiden Seiten dichte Wälder, belebt durch Vögel und Affen, und hier und dort sieht man einzelne Hütten der Guaraunos-Indianer. Die Breite des Fahrwassers ist der vielen Inseln wegen nur gering. Ein freundliches Dorf, Zarcopana, sahen wir am rechten Ufer liegen. Je üppiger die Vegetation wurde, je mehr vermehrten sich die Mosquitos (Gnitzen) und die Zancudos (Mücken), die uns bis dahin ziemlich verschont hatten, zu denen sich dann noch Tausende von den kleinen Tabackskäfern gesellten, die aus dem

Varinas-Taback kamen, womit das Schiff theilweise befrachtet war. Diese kleinen braunen Käfer stechen nicht allein, sondern verunreinigen alle Lebensmittel und werden in Menge mit dem Kaffee und Thee, mit der Suppe gekocht und verzehrt.

An der sogenannten Punta del Diablo (Teufelsspitze) ist der fahrbare Arm des Orinoco nur sehr schmal und windet sich ungemein, so dass das Wenden des Schiffes nur mit Mühe geschehen konnte und wir mehrere Male ans Ufer geriethen, wo wir eine Menge Affen, Chiguiri und Vögel aufjagten. Die Punta del Diablo wird durch eine dicht am Wasser stehende *Bombax Ceiba* bezeichnet, die mit ihren grossen Aesten weit über den Fluss reicht. Nachdem wir gegen Abend geankert hatten, fuhren der Kapitain und ich an das Land, wo wir ins Dickicht einzudringen versuchten, welches aber so sehr durch Lianen und stachelige Gesträuche verwachsen war, dass wir unser Vorhaben bald aufgeben mussten, und an Bord zurückkehrten. Am 19. März erreichten wir endlich das letzte Dorf Curiapo, am linken Ufer, vor dem wieder geankert werden musste, um den Lootsenmeister, der von dort ab die Schiffe bis nach Cangregito, die letzte Insel, begleitet, aufzunehmen. Curiapo ist ein Dörfchen mit einigen zwanzig aus Palmenwedeln und Rohr zierlich erbauten Häusern, von einigen Creolen und Guaraunos-Indianern bewohnt. Der Fluss gleicht dort schon dem Meere, die Wogen gehen hoch, und werfen das Schiff hin und her. Der Kapitain hatte, da es früh war den Steuermann mit vier Matrosen in einen der kleineren Arme des Ori-

noco mit dem Boot geschickt, um noch etwas Brennholz zur Reise zu suchen. Vergebens warteten wir bis Abend auf die Rückkehr der Leute, und da sie nicht kamen, machte sich der Kapitain selbst in einem kleinen Boote auf den Weg sie zu suchen. Nach langem Suchen fand er sie spät Abends auf dem Trocknen sitzend, von wo sie nicht fortkommen konnten, denn während dem sie Holz gehauen, war die Fluth zurückgetreten, und keine Möglichkeit das Boot zu regieren, so dass sie genöthigt waren, die nächste Fluth abzuwarten. Nachdem Alles wieder in Ordnung war, segelten wir weiter, passirten die Insel Cangregito dicht neben Cangrejos, die beide dicht mit Rhizophoren bewachsen sind. Auf ersterer Insel befindet sich das Wohnhaus des Lootsen-Commandanten, bis wohin alle einkommende Schiffe ihren Weg finden müssen, was oft mit den grössten Schwierigkeiten verbunden ist. Zum letzten Male ankerten wir (am 18. Tage seit der Abseise von Angostura) bei Punta Barima, um den Lootsen abzusetzen, und um mit der nächsten Fluth die vor dem Ausfluss des Orinoco liegende, mehrere Meilen weit sich erstrekkende Barre zu passiren. Die Barre hat nur 11—13 Fuss Wasser, und nicht ohne Angst befanden wir uns auf derselben. Das Schiff stiess hinten und vorn auf den Grund, aber zum Glück ist der Boden weich, und so leicht nicht gefährlich. Die See ging ungemein hoch, und scheint dort der Fluss mit der See zu kämpfen; das Wasser ist dick, schlammig und von gelber Farbe, und schon zu salzig, um noch getrunken werden zu können. Des Tags darauf befan-

den wir uns bereits auf dem tiefen, dunkelblau scheinenden Meere, und freuten uns nun, alle Gefahren des Flusses hinter uns zu haben, denn selbst die unerträglichen Mosquitos hatten uns verlassen. Die Reise ging ungemein schnell und glücklich von Statten, am sechsten Tage passirten wir schon den Wendekreis des Krebses (23° 28′ N. Br.) und ich verliess somit die herrliche Tropenregion. Vom 28° 22′ N. Br. fing die Temperatur an sich plötzlich abzukühlen, das Thermometer fiel von + 20 und mehr Graden bis auf 15 Grad. Der plötzliche schnelle Abstand war mir sehr empfindlich, aber noch mehr dem jungen Creolen, der sich zuletzt nicht mehr vor Frost zu bergen wusste. Wir legten täglich 40—50 Meilen zurück, und ich erinnere mich nicht je so schnell gereis't zu sein. Am 12. April im 43° 35′ N. Br. und 21° 36′ W. Länge, bei ziemlich ruhiger See und Windstille war unser Schiff von Tausenden von Wurzelquallen umgeben, deren Scheiben ½—1 Zoll im Durchmesser hielten. Die Mehrzahl war orangegelb, oder gelb und roth gezeichnet. Diese sonderbaren Thierchen trieben von Ost nach Westen. Nie hatte ich eine so grosse Anzahl beisammen gesehen.

Anstatt der vielen Stürme, die zur Zeit, als ich mich auf dem Ocean befand, im Norden haus'ten, und durch die so viele Schiffe verunglückt sind, worunter auch das berühmte Dampfboot „der Präsident" gehörte, bemerkten wir nichts weiter als eine sehr bewegte See. Eine grosse Menge Schiffe aller Gattungen und Nationen kamen uns, je näher wir Europa kamen, entgegen, die meistentheils angesprochen

wurden, und uns die ersten Nachrichten von Europa mittheilten. Schon am 26. Tage (18. April) von der Mündung des Orinoco gerechnet, befanden wir nns im englischen Kanal, und waren die Leuchtfeuer von Stard an der englischen Küste die ersten sichtbaren Zeichen von Europa, die denn auch mit grosser Freude von uns bewillkommnet wurden. Die Witterung im Kanal war höchst unfreundlich, obgleich der Wind ziemlich günstig war, und musste mit aller Vorsicht gekreuzt werden, um bei den starken Nebeln, die des Morgens herrschten, nicht auf ein anderes Schiff zu stossen. Der Steuermann war leider erkrankt, und konnte keine Dienste verrichten, so dass ich den Kapitain, der alle Wachen selbst abhalten musste, so gut als in meinen Kräften stand, unterstützte. In der Nacht vom 26. zum 27. April passirten wir die Strasse von Calais. So oft auch diese Strasse von einem Kapitain passirt worden ist, so erfordert sie dennoch die grösste Aufmerksamkeit desselben, und auf der ganzen übrigen Reise wird an keiner Stelle so oft in die Karte gesehen, so viel gemessen und gezirkelt als eben hier. Acht Uhr Abends sahen wir die Leuchtfeuer von Dungeness, ein herrliches, brillantes Feuer, weiss und stechend, bald nach diesen wurden die beiden kleinen Feuer des Rey Harbour sichtbar, und dann die von South Foreland dicht bei Dover, und während diese Feuer an der englischen Küste betrachtet wurden, präsentirte sich uns an der französischen Küste das brillante Feuer von Cap Grisnez, mit deren Hülfe freudig auf die Feuer von South Foreland losgesteuert wurde, und schon

um 12 Uhr Nachts befanden wir uns dicht unter der englischen Küste bei Dover, dessen Strassenbeleuchtung und Lichter in den Häusern wir genau erkennen konnten. Ehe wir noch Dover erreichten, waren auch schon das Feuerschiff von Gallóper, dann zwei Feuerschiffe, und eine kleine Stunde später noch drei Feuerschiffe auf derselben Sandbank in der Nordsee uns zu Angesicht gekommen, und konnte nun der Cours nach Norden genommen werden, was nur erst dann geschehen kann, wenn man so weit von South Foreland gesegelt ist, dass beide Leuchtfeuer bei Dover sich decken. Die gefährlichsten Stellen waren passirt, und wir in dem deutschen Meere, in der Nordsee. So ungemein schnell und glücklich die Reise bis dahin gegangen war, so langsam und unangenehm wurde sie von nun an. Widrige Winde und Stürme wechselten mit Regen und Windstillen ab, und nöthigten uns die Stürme sogar bis beinahe nach Hull hinaufzukreuzen. Nichts aber empfand ich unangenehmer als den Abstand der Wärme, noch vor 30 Tagen erfreute ich mich einer Temperatur von + 26 Graden und sah nun das Thermometer auf 0 Grad. Kein Mittel gab es an Bord, mich, und noch weniger den jungen Creolen zu erwärmen. Nachdem wir endlich von einem Bremer Lootsen erblickt waren, welcher tief in die See gestochen um Schiffe einzubringen, und wir ihn an Bord genommen hatten, brachte dieser uns glücklich am 25. April 7 Uhr Morgens im Bremerhafen zu Anker, von wo ich Tags darauf mit dem Dampfboot nach Bremen reis'te, und hoch erfreut war, mich wieder auf festen deutschen Grund und Boden zu sehen.

Nur Weniges konnte mich dort und nur auf kurze Zeit fesseln, denn ich beeilte mich so bald als möglich nach meiner geliebten Vaterstadt und in die Arme der Meinigen zurück zu kehren.

Nach ziemlich genauer Berechnung ist die Entfernung vom Ausfluss des Orinoco bis nach der Weser 1096 deutsche Meilen, und zwar:

1.	von Punta Barima bis Funchal (Azoren), Cours Nord 57° Ost	620	Meil.
2.	von Funchal bis Lizard Lights, (England), Cours Nord 56° Ost	307	-
3.	von Lizard Lights bis Dover, Cours Nord 78° Ost	77	-
4.	von Dover bis Ter Schelling (Holland), Cours Nord 54° Ost. und	46¾	-
5.	von Ter Schelling bis Vangerroy, Cours Süd 77° Ost	44¼	-
		1096	Meil.

Da jedoch nur höchst selten so günstige Umstände eintreten, dass ein Fahrzeug einen so geraden Cours steuern kann, so beträgt die in der Regel zurückzulegende Meilenzahl wenigstens ein Drittheil mehr.

Nauckscke Buchdruckerei in Berlin.

Verbesserungen.

Seite 5. Zeile 14. lies: nöthigte uns die
- 8. - 8. - zu zeigen st. zu sehen
- 9. - 12. - abhängen st. abhangen
- 10. - 20. - aufzuheitern gewusst hätte
- 14. - 26. - vorkommen (st. vorkommen soll)
- 15. In der Anmerkung lies: „aethereus“
- 22. - 24. setze das „weder“ in dieser Zeile vor das Wort „vor“ der vorhergehenden Zeile
- 25. - 22. - „was“ st. „das“
- 31. - 30. - überfahren
- 35. - 27. - importirte
- 36. - 28. nach ein Zimmer lies: bekommen sollten
- 39. - 22. - Ballstaat
- 40. - 6. - jährliche
- 40. - 16. - Mit einer Einlasskarte gelangte
- 44. - 8. - möglich st. möchlich
- 44. - 10. - Petschaft
- 49. In der Anmerkung lies: *Rosa sinensis*
- 53. - 4. - Gundlach
- 54. - 3. - Agaven
- 65. - 1. - Naturalienkabinette statt Kunstkabinette
- 65. - 27. - stolz st. tolz
- 68. - 22. - die nur in wollenen Decken
- 71. In der Anmerk. lies: pag. 248 seq. st. 226—29
- 75. - 16. - mit st. mir
- 86. - 21. - de la Mula
- 88. - 7. - übrig st. übrg
- 88. - 12. - Schenken
- 90. - 2. ist das , zu streichen

